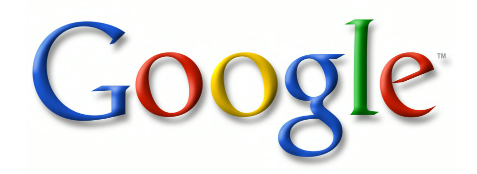



3 2044 010 674 380


Gev 2400.16
VE RI TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
№ 8151





Dr. H. Blum

Lebenserinnerungen

Zweiter Band

von 1870 bis 1907.



Lebenserinnerungen

Von

Dr. Hans Blum



Zweiter Band: 1870 bis 1907.

Berlin 1908
Vossische Buchhandlung
W. 62, Nettelbeckstraße 7/8.



Vorwort.

Meine hier im zweiten (Schluß-)Bande vorliegenden „Lebenserinnerungen" umfassen die Jahre 1871 bis 1907.

Das erste Buch dieses Bandes, „1871 bis Ende 1878", schildert in der Hauptsache meine Leitung der „Grenzboten" während dieser Jahre und dürfte allgemeines Interesse erregen, namentlich durch die intimen Mitteilungen darüber, wie eingehend und nachhaltig Fürst Bismarck während dieser Zeit die ihm unter meiner Leitung freudig und uneigennützig zur Verfügung gestellte angesehene Wochenschrift durch sehr bedeutende Vertrauensmänner benutzt hat, um seine große Deutsche Politik vor aller Welt darzulegen, zu begründen und gegen alle Feinde und Neider zu rechtfertigen.

Im zweiten Buche, „in der Vollkraft der Jahre, 1879 bis 1889", wird (wie schon im ersten Buche und auch in den folgenden) die treue Schilderung meiner Schweizer Sommerreisen und -Wanderungen, meist mit meinen trefflichen Berner Freunden Bitzius, Langhans und Wysard, dann weiter der Bericht über die interessantesten (oft sehr heiteren) Fälle meiner Anwaltspraxis, über die Entstehung und den Inhalt meiner geschichtlichen Romane und meiner Novellen jener Jahre, sowie meiner zahlreichen juristischen Werke „Aus dem alten Pitaval", „Deutscher Pitaval", „Annalen des Reichsgerichts" usw., gewiß viele Leser anziehen. Nicht minder die Schilderung meiner umfassenden und erfolgreichen Reichstagswahlagitationen jenes Jahrzehnts. Namentlich aber auch am Schlusse der eingehende Bericht über meinen Besuch bei dem berühmten Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer in seinem Heim in Kilchberg am Züricher See, am 19. August 1889, und die wörtliche Mitteilung aller seiner Gespräche und Äußerungen gegen mich.

Das dritte Buch, „mein Leben und Schaffen 1890 bis Ende 1892", dürfte besonderes Interesse bieten durch die hier wörtlich mitgeteilten Briefe K. F. Meyers an mich, besonders über meine in diesem Zeitraum entstandenen neuen geschichtlichen Romane, Novellen, Schriften gegen die Sozialdemokratie usw. Namentlich aber durch die Mitteilung meiner Korrespondenz mit Bismarck in dieser Zeit und die sehr eingehende Schilderung meines Besuches beim Altreichskanzler in Varzin, am 30. und 31. Oktober 1892, und die Mitteilung aller seiner Äußerungen an diesen beiden Tagen.

Dasselbe lebhafte Interesse werden erregen die zahlreichen wichtigen Mitteilungen, die mir Bismarck am 29. April 1893 in Friedrichsruh machte zur Verwendung in meinen geschichtlichen Werken über ihn, „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" (1893), und „Fürst Bismarck und seine Zeit" (1894/1895), sowie die Schilderung meines Besuches bei ihm in Friedrichsruh, die im vierten Buche des vorliegenden Werkes, „mein Leben und Schaffen 1893 bis Ende 1898", eingehend berichtet und erläutert sind. Nicht minder der Hauptinhalt meiner eben genannten geschichtlichen Werke und meines 1897 veröffentlichten Werkes „Die Deutsche Revolution 1848/1849". Auch meine in diesem Abschnitt berichtete Begegnung mit meinem alten Geschichtslehrer Heinrich von Treitschke im Kaiserschlosse zu Berlin am 18. Januar 1896 ist von höchstem Interesse.

Das fünfte Buch, „in Rheinfelden 1898 bis 1907", schildert schließlich vorwiegend mein Leben, Schaffen und Wirken auf meinem stillen, grünen Altensitz in Rheinfelden eingehend, dürfte aber auch allgemeines Interesse erwecken, da hier zugleich meine umfassende Vortragstätigkeit in Baden und der Schweiz und der Inhalt dieser volkstümlich geschichtlichen Vorträge treu geschildert und dargelegt ist, und ebenso der Inhalt meiner in diesem Jahrzehnt neu erstandenen geschichtlichen, politischen und novellistischen Werke.

So mögen denn diese „Lebenserinnerungen" eines alten Mitkämpfers für die deutsche Einheit überall freundliche Aufnahme und zahlreiche Leser finden.

Rheinfelden (Schweiz), Januar 1908.

Dr. Hans Blum.



Inhalts-Verzeichnis.

Viertes Buch. Mein Leben und Schaffen 1893 bis Ende 1898. 206—259

Fünftes Buch.





Erstes Buch.

1871 bis Ende 1878.

Erstes Kapitel.

Meine Leitung der Grenzboten von 1871 an. Sonstiges literarisches Schaffen bis 1878.

Obwohl meine Anwaltspraxis von 1871 an bis Ende 1878 von Jahr zu Jahr an Umfang zunahm, hielt ich es doch für meine Pflicht, meine Haupttätigkeit in diesen acht Jahren der Leitung der Grenzboten zuzuwenden.

Und der Verleger der Grenzboten schrieb noch in der am 1. Oktober 1891 zum fünfzigjährigen Bestehen der Grenzboten herausgegebenen Festschrift S. 41: „Der neue Redakteur, dem die Grenzboten" (von 1871 an) „in die Hände gelegt worden waren, Dr. Hans Blum, ging mit Eifer und Hingebung ans Werk." In welchem Maße „Eifer und Hingebung" von mir für die Grenzboten freudig eingesetzt wurden, erhellt allein schon aus der Tatsache, daß die Antworten der hervorragenden Männer, die ich sofort nach meiner Rückkehr aus Frankreich im November 1870 bis zum April 1871 zur Mitarbeiterschaft an den Grenzboten unter meiner Leitung bezw. zur wohlwollenden Beurteilung meines Strebens aufforderte, etwa tausend Briefseiten anfüllen.

Vergeblich war freilich mein herzliches Bemühen, mir durch mündliche und schriftliche Aussprache, Gustav Freytags früher so aufrichtiges Wohlwollen zu erhalten. Am 7. November 1870 schon richtete ich an ihn einen sehr eingehenden Brief, in welchem ich schilderte, wie und warum ich die Leitung der Grenzboten übernommen hätte und ihm die Versicherung gab: „Mir war Bedürfnis, Ihnen zu erklären, daß ich durch Fortführung

des Blattes, dem so lange Jahre hindurch Ihr Name zur größten Zierde gereichte, weder das Bewußtsein noch die Absicht habe, Ihnen als Gegner gegenüberzutreten." Darauf antwortete er im Ganzen noch recht freundlich:

„Leipzig, 8. Nov. 70. — Lieber Herr Doktor! — Wenn man einem guten Bekannten vier Seiten feierlicher Erklärungen schreibt, während man nur über die Straße zu gehen braucht, um ihn selbst zu sprechen, so fühlt man sich in der eigenen Empfindung gegenüber dem Andern bedrängt. In der Tat haben Sie nicht ganz loyal gegen alte persönliche Bekannte gehandelt, als Sie die Redaktion der Grenzboten übernahmen, ohne vorher gegen diese sich darüber zu erklären, vollends, ohne nachher die mündliche Verständigung zu suchen. — Mir wäre lieber, wenn ein anderer die armen kleinen Grenzboten zu Grabe trüge, als Sie. Indes, Sie haben sich nun einmal dies bedenkliche Geschäft gewählt, und ich möchte Ihnen die Schwierigkeiten Ihres neuen Berufes so viel als mir möglich ist, vermindern. Möchte auch Ihr freundliches Gesichtel nicht ganz aus meinem Leben entfernt sehen. Deshalb bestehe ich als ein alter Bundesgenoß und in lebhaftem Anteil an Ihrem Tun darauf, daß Sie die Inkonveniens, die Sie begangen, so schnell als möglich gut machen, und mich noch heut besuchen. — Auch den anderen Herren von den Grenzboten" (er meint namentlich Dr. Max Jordan und Jul. Eckardt) „dürfen Sie nicht Ihre Persönlichkeit entziehen! Denn es liegt in Ihrem Interesse, wie in dem des Blattes, daß Sie nicht in die persönlichen Stimmungen hineingezogen werden, welche sich zwischen Redaktion und Verleger unliebsam äußern. — Also, lieber Mann, ich erwarte Sie, und ich bleibe mit vielen herzlichen Huldigungen für Ihr Gemahl in alter Treue Ihr

Freytag."

Jubelnd trug ich am Abend des 8. November 1870 die Notiz in meine Grenzbotenakten ein: „Lange Unterredung mit Hofrat Dr. Freytag, deren Ergebnis war: 1., daß er anerkennt, zwischen seiner und meiner politischen Tendenz, unter welcher ich die Grenzboten zu führen gedenke, sei kein Unterschied. — 2., daß unser persönliches Verhältnis durch meine Redaktionsübernahme nicht gestört wird. — 3., daß die Zeitungspolemik ihrerseits" (d. h. Seiten Freytags und seiner Freunde) „eingestellt wird."

Ein von mir verfaßtes gedrucktes Rundschreiben des Verlegers der Grenzboten an deren Mitarbeiter und Leser

vom November 1870 betonte gleichfalls: „Der Verlagshandlung der Grenzboten kann nichts ferner liegen, als die Absicht, in der bewährten politischen Tendenz des Blattes irgend eine grundsätzliche Änderung eintreten zu lassen." Dafür bürge die Persönlichkeit, politische Gesinnung und parlamentarische Parteistellung des künftigen Redakteurs Herrn Dr. jur. Hans Blum, Rechtsanwalt in Leipzig und Mitglied des Reichstags" und dann entwickelt das Rundschreiben die Hauptgrundsätze meiner künftigen Leitung des Blattes in den Worten:

„Noch in einer besonderen Beziehung werden dabei die Grenzboten ihre Überlieferung festhalten. Sie sind niemals nach irgend einer Seite abhängig, niemals einer politischen Partei ausschließlich botmäßig gewesen. Sie werden die Freiheit ihrer Überzeugung auch in Zukunft wahren und das Organ einer Partei bilden, die heute in unseren Parlamenten dem Namen nach noch nicht existiert, sondern erst im Geiste, die aber zweifellos in dem neuen deutschen Staatsgebäude sich bestimmt ausscheiden und unter den andren Parteien hervorragen wird durch die Zahl ihrer Anhänger, staatsmännischen Takt und deutsche Gesinnung: die große nationale Mittelpartei. — .... Nichts hindert, daß diese Vereinigung aller vorzugsweise national gesinnten Politiker in Deutschland, welche bisher zumeist die Not zusammenführte, im künftigen Parteileben eine dauernde werde; zumal, wenn .... den sozialen Agitatoren des Nordens die heimatlose Schar der Römlinge des Südens in dem gemeinsamen Widerstand gegen die feste deutsche Staatsordnung sich verbündet. Nur durch dieses feste Aneinanderschließen aller nationalen Elemente in Süd und Nord, — mögen sie nun Nationalliberale, Freikonservative, Altliberale usw. im Norden, bayrische und hessische Fortschrittspartei in Bayern und Hessen, deutsche Partei in Württemberg und Baden heißen, — wird die Partei auch die politische Stellung gewinnen, die sie bisher häufig vergeblich anstrebte, diejenige nämlich: dem leitenden deutschen Staatsmann als Stütze und Bundesgenossin zu dienen .... Die Grenzboten werden an ihrem Teile dahin streben, diese Entwickelung der deutschen Parteiverhältnisse sobald als möglich zu verwirklichen. Sie werden daher allen Gleichstrebenden, welcher der heutigen Parteien immer sie angehören mögen, offen stehen. Sie werden dagegen allem entgegentreten, was diesen Entwicklungsgang verzögern oder durch Verschärfung der heutigen Par-

teigegensätze unter naturgemäß zusammengehörenden Elementen erschweren könnte."

Dieses Rundschreiben sandte ich sofort auch an Gustav Freytag, und er antwortete mir am 14. November wieder mit „Lieber Herr Doktor!", er habe die Beilage dem Redakteur der neuen Zeitschrift „Im neuen Reich", Herrn Dr. Dove übergeben und schloß: „Vergessen Sie die Besuche nicht. Huldigungen Ihrem lieben Gemahl. Ihr ergebener Freytag." Aber die Spannung und Spaltung zwischen dieser neuen Zeitschrift und den Grenzboten war doch zu groß, und so blieben denn diese lieben Zeilen, außer wenigen im Dezember nachfolgenden, die letzten, die ich von Freytag erhielt.

Wegen derselben Spannung und Spaltung lehnte Th. Mommsen in einem Briefe vom 27. November 1870 jede Mitarbeit an den Grenzboten ab, und hielt sich selbst mein Geschichtslehrer Heinrich v. Treitschke, ja mein lieber Reichstagskollege und Duzfreund Prof. Ludwig Karl Aegidi in Bonn anfangs zaudernd von den Grenzboten zurück. Beide blieben aber mir und meiner Leitung herzlich zugetan. Aegidi wurde auch bald ein eifriger, sehr wertvoller Mitarbeiter und schrieb mir schon am 14. November, nachdem ich ihm das oben zitierte Rundschreiben mitgeteilt:

„Das Zirkular ist mir aus der Seele geschrieben. Es berührt die Saite in mir, die, seit ich politisch tätig bin, am vollsten in mir vibriert. Die „Entwicklung" zu fördern, ist recht Sache Deiner Grenzboten! Sie werden auch darin Grenzboten sein, daß sie nach rechts und links die Grenze stecken. Ich hoffe, Du siehst, wie tief mich das Zirkular getroffen hat."

Ebenso herzlich zustimmend beantworteten mein Redaktionsprogramm viele andre alte Freunde und Gönner, so Dr. Fr. Böttcher, damals Redakteur in Mannheim, später langjähriger Reichstagsabgeordneter für Waldeck, Dr. Karl Braun (Wiesbaden), mein Reichstags- und Fraktionskollege, wie auch Dr. Völk in Augsburg, vor allen aber mein lieber, alter, Berner Gymnasiallehrer Prof. Dr. Otto Ribbeck in Kiel, der mir am 18. Dezbr. 1870 einen vierseitigen herzlichen Brief schrieb.

So hatte ich denn bald einen überaus tüchtigen Generalstab der Grenzboten aufbieten und sammeln können, der in allen seinen Gliedern und auf allen Gebieten der Mitarbeiterschaft ebenso entschlossen war, wie ich selbst, in herzlicher Ver

ehrung für Bismarck, dem Reichskanzler in seinen großen Plänen und Gedanken werktätigen Beistand zu leisten und in seinen schweren Kämpfen ihm wider alle Gegner zur Seite zu stehen und mit ihm zu schlagen. In diesem Sinne waren unter meiner Leitung der Grenzboten tätig die berühmten Lehrer deutscher Hochschulen und Professoren Wilhelm Maurenbrecher, Felix Dahn, H. Jacoby, v. d. Goltz, Aegidi, v. Bar, Laas, Heinrich Rückert, Konstantin Rößler, jeder in seinem Gebiet und Wissenskreise; Oberstleutnant Dr. Max Jähns im Großen Generalstab im Fache der Militärwissenschaften; der Vertraute des Generalpostmeisters Stephan, — der mir persönlich mehrfach schrieb, — G. Cybusch auf dem Gebiete des Postwesens; nicht minder alle Literarhistoriker und Rezensenten der Grenzboten und jeder unserer ständigen politischen Berichterstatter aus den einzelnen deutschen Landesteilen. Denn da schrieb der gefeierte Dichter Karl Stieler die Berichte „Aus Bayern", der Gerichtspräsident und Reichstagsabgeordnete Dr. Gaupp die „Aus Schwaben", mein treuer Freund Friedrich Böttcher die „Aus Elsaß-Lothringen" und „Baden" — später übernahm letztere der Pfarrer und Dekan Höchstetter in Lörrach — Dr. Steffen die „Aus Luxemburg", A. Lammers die „Aus Hannover", Professor Karl Biedermann viele „Aus Sachsen", Professor Erich Schmidt (jetzt in Berlin) die „Aus Petersburg", Edward Kattner die „Aus Posen", Max Hoenig die „Aus Österreich", Joseph Streiter die „Aus Tirol", Rudolf Doehn die über „Amerika", mein lieber älterer Universitätsfreund Albert Bitzius die „Aus der Schweiz" — aus denen ich bald eine treffliche Stelle mitteilen werde, — namentlich aber Professor Konstantin Rößler in Berlin die Berichte „Aus der Reichshauptstadt", „Vom preußischen Landtag" und „Vom deutschen Reichstag", unter der Chiffre „C—r" und stets an der Hand Bismarckscher Informationen. Von anders gesinnten gelegentlichen Mitarbeitern nahm ich nur Beiträge an, die durchaus im Interesse des deutschen Volkstums und der nationalen Politik Bismarcks lagen, wie z. B. schon 1871 die wertvollen Erinnerungen Arthur Levysohns (des späteren Redakteurs des „Berliner Tageblattes") aus seiner Pariser Journalistenzeit unter dem zweiten Kaiserreich „Pariser Indiskretionen", in denen er namentlich den Ultramontanismus scharf bekämpfte und brandmarkte.

Der dauernde Briefwechsel mit diesem „Generalstab" der Grenzboten — so vielen hervorragenden Männern —

war für mich ein hoher Genuß, zumal da er sich nur selten auf die gerade einlaufenden Beiträge für mein Blatt beschränkte. Denn die meisten Mitarbeiter schrieben dabei an mich über alles, was ihnen gerade das Herz bewegte, zumal Aegidi, Bitzius, Böttcher, Jähns, Maurenbrecher, Felix Dahn, namentlich aber Karl Stieler. Aus seinen sehr zahlreichen Briefen teile ich hier zum ersten Male einige köstliche Belege seiner trefflichen Eigenart mit.

In seinem ersten Briefe schon aus München vom 18. November 1870 begann er „Hochgeehrter Herr Doktor" und nahm meine Einladung zur Einsendung ständiger Berichte „Aus Bayern" freudig an, da „die Richtung, welche Ihr Blatt befördert, diejenige ist, die ich teile". Dann aber schreibt er auf der dritten Briefseite: „Und nun noch ein Wort, das an den Autor und nicht an den Geschäftsmann gerichtet ist. Sie haben mich durch Ihre prächtigen Schilderungen aus dem Feld" (im Daheim. Bd. I, S. 305 flg. dieser „Lebenserinnerungen") „so aufrichtig und tief erfreut, daß ich mir nicht versagen möchte, Ihnen bei dieser unverhofften Gelegenheit meinen Dank zu sagen. Darf ich Ihnen mit diesen Zeilen von Herzen die Hand reichen, dann habe ich sie doppelt gerne geschrieben." Am 12. Januar 1871 schreibt er schon „Verehrter Freund". Dabei bleibt es fortan in seinen Briefen, und am 20. Januar, nachdem ich ihn an die „Magdeburgische Zeitung" empfohlen, schreibt er weiter: „Das freundschaftliche Wohlwollen, das aus Ihren Zeilen spricht und sich so vorteilhaft von der regulären Kühlheit vieler Redakteure unterscheidet, ist mir unbeschreiblich sympathisch. Mit herzlichem Gruß Ihr treuer Carl Stieler." „Verehrter Freund", fährt er in einem besonderen Brieflein fort: „beifolgend die bayr. Korrespondenz, streichen Sie von den scharfen Stellen nichts, die schwarzen Halunken verdienen einen tüchtigen Hieb und alle Gebildeten, für die Sie schreiben, teilen diese Ansicht. Mit herzl. Gruß Ihr treuergebener C. Stieler." Bei den Reichstagswahlen von 1871 trat er in eine lebhafte rednerische Wahlagitation in verschiedenen bayrischen Bezirken ein und sollte selbst als Kandidat aufgestellt werden. Am 1. März schreibt er mir aber auf einer Postkarte köstlich: „Wie froh bin ich, daß ich jetzt nicht in Rosenheim kandidiert habe, nachdem selbst ein Kandidat, der mitten aus der Gegend und aus dem Volke ist, durchfiel. In einem Revier, wo man Bierbrauer durchfallen läßt, um Pfarrer zu wählen, soll man seine Haut nicht zu Markte

tragen.“ Am nämlichen Tage schrieb er noch brieflich: „Lieber verehrter Freund! Vor allem herzlichen Dank für Ihre Photographie mit dem Kriegsbart,“ — ich hatte mir in Frankreich 1870 einen Vollbart, statt des bloßen Schnurrbartes, wachsen lassen, — „sie macht mir aufrichtig Freude und wird einen Ehrenplatz in meinem Album finden, (ich habe eigens eines für Zelebritäten!). Nach den Wahlen werde ich auch hoffentlich eine Photographie zur Hand haben, damit Sie mich nicht causa data, causa non secuta“ (wegen Nichterfüllung der Vertragsgegenleistung, Stieler war Doktor der Rechte) „belangen. Das Original aber gehört Ihnen ohnedieß wie Sie ja wissen. Mit steter treuer Herzlichkeit Ihr erg. K. Stieler.“ Am 15. April schloß er einen kurzen Brief mit den Worten: „Beifolgend erhalten Sie mich in effigie“ (im Bilde) „doch bin ich nicht ganz so streng.“ (durchstrichen schlimm) „wie ich aussehe. Mit herzl. Gruß Ihr dankbarer treuer Stieler.“ Am 22. April schließlich schreibt er: „Verehrter Freund, die Komplimente, die Sie der Photographie machen, lade ich auf ihren Verfasser ab, statt sie auf das Original zu beziehen; wenn ich Ihnen das Bild meiner lieben kleinen Frau geschickt hätte, dürfte ich dieselben akzeptieren. Am 17. Mai ist Hochzeit — meine Tage sind gezählt! Wenn Sie wieder einmal nach München kommen, hoffe ich Sie selbstverständlich in meinem neuen kleinen Haushalt zu begrüßen, meine Frau hat die Blumen unmäßig gern. An die Gattin unbekannter Weise meine Empfehlungen. Mit den herzlichsten Grüßen Ihr alter getreuer K. Stieler.“

Überraschend schnell benutzte B i s m a r c k mein ihm in Versailles gemachtes Anerbieten (z. vgl. Bd. I, S. 330 dieses Werkes), zur Erörterung wichtiger nationaler Fragen sich der Grenzboten zu bedienen. Denn bereits vor Ende Januar 1871 erhielt ich aus Versailles von einem mir persönlich bekannten Mitarbeiter Bismarcks einen Artikel mit dem dringenden Ersuchen, ihn selbst umzuschreiben, „Aus Hessen“ zu betiteln und wegen seiner eiligen Wichtigkeit in die nächste Nummer der Grenzboten aufzunehmen. Diese „eilige Wichtigkeit“ ließ sich schon daraus erkennen, daß Bismarck die Abfassung und Zusendung dieses Artikels an mich veranlaßte in den Tagen der aufregenden Verhandlungen wegen Übergabe aller Pariser Befestigungen an die Deutschen, die am 28. Januar erfolgte. Aus dem Inhalt und Stil des Artikels war für mich die Klaue des Löwen unschwer erkennbar. Denn dieses v e r n i c h t e n d e U r t e i l ü b e r d e n u n d e u t s c h - u l t r a m o n -

tanen Ministerpräsidenten Dalwigk in Hessen mit dem Verlangen nach dessen sofortigem Rücktritt konnte nur Bismarck fällen und begründen mit dem langen Sündenregister der antinationalen Politik dieses Ministers von 1850 bis 1871 und durch die Enthüllung diplomatischer Geheimnisse, die nur Bismarck kennen konnte, als ehemaliger preußischer Bundestagsgesandter (von 1851 bis 1859) und als preußischer Ministerpräsident (seit 1862). Wurde Dalwigk doch schließlich beschuldigt, noch bis zum Ausbruch des Krieges von 1870 „gegen den französischen Gesandten übergefällig gewesen" zu sein und „auf zwei Achseln zu tragen versucht" zu haben. Auch nur Bismarck konnte die in diesem Artikel gegeißelten Mißstände der hessischen Verwaltung und Justiz so genau kennen. „Die oberste Leitung der Justiz in Hessen", — war da u. A. gesagt, — „ist noch jetzt, wie seit Jahren, in der Hand eines Ultramontanen vom reinsten Wasser. Der Geheime Rat Frank vereinigt mit der Eigenschaft (!) eines Justizministers zugleich die des Mittelpunktes für alle antipreußischen Wünsche, Versuche und Bestrebungen innerhalb des Großherzogtums wie nach außen hin." Daran schlossen sich dann bald darauf die echt bismarckigen Schlußsätze des Artikels:

„Wir können mit diesem Ministerium unmöglich im neuen Reich bestehen! Die Minister der neuen deutschen Staatseinheit müssen noch andere Eigenschaften haben als diejenigen der Katze, aus noch so großer Höhe immer gesund auf die vier Pfoten zu fallen. Das ganze Deutschland, nicht nur unser Hessen, leidet unter diesem Manne und seinem Helfershelfer. Denn eher ist nicht Verlaß auf die hessische Politik, ehe nicht dieser Minister und sein Frank zu gehen gezwungen werden, da die Pflichten der Ehre und des Gewissens gewöhnlicher Sterblicher für diese Männer zu freiwilligem Rücktritt nicht ausreichen."

Ich entsprach natürlich sofort der Versailler Aufforderung, schrieb den ganzen Artikel unter dem Titel „Aus Hessen" wörtlich in meinen Schriftzügen um, unterzeichnete ihn mit X und ließ ihn in der nächsten Nummer der Grenzboten erscheinen (1870, Bd. I, S. 322/24). Dieser Artikel machte ungeheures Aufsehen, zumal da er von der gesamten nationalen und offiziösen Presse abgedruckt wurde. Dalwigk aber war darüber so wütend, daß

er die Torheit beging, mich, als „verantwortlichen Redakteur der Grenzboten", vor dem ihm ganz ergebenen Darmstädter Gericht wegen „verleumderischer öffentlicher Beleidigung" anzuklagen, weil das Blatt dort in einem Exemplar „verbreitet" sei. So hoffte er das geheimnisvolle X des Artikels herauszubekommen, in dem er den Führer der hessischen Nationalen, meinen Freund, Anwalts- und Zollparlamentskollegen August Metz in Darmstadt vermutete. Ich tat ihm aber den Gefallen durchaus nicht, sondern bestritt die Zuständigkeit des Darmstädter Gerichts gegen mich, weil der sogenannte „ambulante Gerichtsstand der deutschen Presse", d. h. die Zuständigkeit jedes Gerichts, in dessen Bereich ein Blatt „verbreitet" wird, dem damaligen deutschen Recht ebenso fremd war, wie ein Rechtshilfegesetz, das meinen Heimatstaat Sachsen veranlaßt oder gar genötigt hätte, ein in Darmstadt gegen mich etwa ergehendes Strafurteil zu vollstrecken. Namentlich aber trat ich für jede tatsächliche Behauptung des angeklagten Artikels den Beweis der Wahrheit an und berief mich dabei auf das sachverständige Zeugnis meines Freundes August Metz. Zu meinem Verteidiger bestellte ich den sehr tüchtigen Dr. Dernburg in Darmstadt, den späteren langjährigen Redakteur der „Nationalzeitung" in Berlin.

So erlebte denn Minister Dalwigk um so weniger Freude an diesem Prozeß, als Bismarck jede, auch die geringste Wendung meines Prozesses in seiner Presse und durch die offiziösen Telegraphen-Agenturen aller Welt bekunden, und dabei einige der für Herrn v. Dalwigk ärgerlichsten Stellen des angeklagten Artikels immer wieder abdrucken ließ, namentlich das liebliche Bild der Katze, die aus jeder Höhe gesund auf die Pfoten fällt, natürlich nur zum Verständnis des geehrten Lesers. Dalwigk mußte schon vor Ausgang des Prozesses, am 6. April 1871 sein Ministeramt niederlegen. Bald darauf verurteilte mich allerdings das ihm immer noch dienstergebene Darmstädter Gericht zu 200 Talern Geldstrafe, was von der gesamten nationalen und Bismarck-Presse vernichtend kritisiert wurde. Auch appellierte ich, wiederholte die Unzuständigkeitseinrede und verlangte namentlich, den mir in erster Instanz abgeschnittenen Wahrheitsbeweis führen zu dürfen. Der Nachfolger Dalwigk's Minister Hofmann, der mich aus dem Reichstag und Zollparlament auch persönlich kannte, war so ärgerlich über diesen töricht-

ten Prozeß seines Vorgängers, daß er mir durch Dr. Dernburg die sofortige Niederschlagung des Prozesses im Gnadenwege oder die Freisprechung in zweiter Instanz zur Wahl stellte. Ich wählte natürlich das letztere, und das Mainzer Obergericht sprach mich auch glatt frei, weil das Darmstädter Gericht nicht zuständig gewesen sei. Die Kosten fielen dem hessischen Staat zur Last, die Rechnung meines Verteidigers aber wurde ohne irgend ein Ansuchen meinerseits, aus dem „Dispositionsfonds des Reichskanzlers" Fürsten Bismarck bezahlt. Klarer konnte Bismarck nicht ausdrücken, daß es sich in diesem ganzen Prozesse um seine eigene Sache handelte, und deshalb allein ließ ich auch diese Zahlung zu. Denn nur in völliger Unabhängigkeit und Selbständigkeit sollten die Grenzboten unter meiner Leitung für Bismarcks nationale Politik eintreten.

Deshalb hat das Blatt auch während dieser acht Jahre niemals in irgend einer Form eine Unterstützung von oben her bezogen oder angenommen, vielmehr so sorgsam über seiner freien Selbstbestimmung gewacht, daß ich unserm verehrten und hochverdienten, Bismark vertrauten Berliner politischen Berichterstatter, Professor Dr. Konstantin Rößler, sofort die Einstellung dieser Berichte anheimgab, als er amtlicher Leiter des preußischen Preßbureaus geworden war. Auch Bismarcks Anteil an dem Grenzboten-Artikel gegen Dalwigk habe ich erst nach Bismarcks Tode (in meinem Werke „Vorkämpfer der deutschen Einheit", Berlin Hermann Walther 1899 S. 117/127) zum erstenmal enthüllt.

Nachdem ich so die Leitung der Grenzboten schon zu Anfang des Jahres 1871 fest und schön geordnet wußte, und das Blatt auch schon in den ersten Monaten dieses Jahres Bismarck den ersten namhaften Ritterdienst geleistet hatte, durfte ich frohen Herzens in den sächsischen Gerichtsferien (21. Juli bis 1. September) dieses Jahres seit 1869 zum erstenmal wieder mit Frau und Kindern in die Schweiz, zu Schwager und Schwiegereltern nach Rheinfelden reisen! Der Aufenthalt dort erquickte uns alle natürlich ungemein, mich aber besonders, da ich hier die Muße und den stillen Frieden fand, um in der Hauptsache den einzigen Roman zu entwerfen, der während meiner achtjährigen Redaktionszeit entstehen konnte, teilweise in Rheinfelden spielt und einen erheblichen Teil meiner eigenen Kriegserlebnisse in frischer Erinnerung wiederspiegelt. Es ist das der zweibändige Roman

„Aus unsern Tagen", der gegen Ende 1875 zuerst in der „Magdeburgischen Zeitung", 1876 in Buchausgabe bei A. & R. Faber in Magdeburg erschien und meinem lieben Schweizer Freund Albert Bitzius gewidmet ist. Er wurde in der Presse überall sehr günstig beurteilt.

General v. Werder, der heldenmütige deutsche Heerführer in den dreitägigen Januarschlachten an der Lisaine gegen Bourbaki, sandte mir ein eigenhändiges Dankschreiben, und Felix Dahn nahm in einer längeren Besprechung des Werkes für einige meiner Gestalten und Schilderungen „das schwere Wort klassisch in Anspruch". Dahin zählte er auch die lustigste Figur des Werkes, den Schuster Johann Friedrich Krause, den ich mit seinem wirklichen Namen eine große, aus Wahrheit und Dichtung gemischte Rolle in dem Roman spielen ließ. Denn Krause, der „Wixier", Schuster und Kneipendiener unserer Leipziger Burschenschaft, war in Rede und Handlung immer die denkbar drolligste Gestalt. Wir Burschenschafter standen alle auf Du mit ihm.

Auch die Leser der „Magdeburgischen Zeitung" hatten sich über ihn beim Abdruck meines Romans aufs höchste ergötzt, und ein Magdeburger Verein hatte, schon ehe der Abdruck beendet war, ermittelt und festgestellt, daß Johann Friedrich Krause in Leipzig unter diesem Namen wirklich existiere. Da trat er eines Frühmorgens aufgeregt in meine Privatwohnung und rief: „Blum, Du hast eine Broschüre über mich geschrieben!" — „Eine Broschüre, Krause? Einen zweibändigen Roman!" — „Nu eben, das mein' ich, und die Magdeburger woll'n mich nu gerne gennen lern', mir die Reisegosten zahlen und e feines Abendessen und Wein, wenn ich ihnen nur fünf Minuden lang ene Rede halden dhue. Ich fahre nadirlich hin!" — Mir war zweifellos, daß der echte Krause, im Vergleiche zu meinem „dichterisch" verklärten, in Magdeburg riesig abfallen werde, zumal er nach dem ungewohnten Weingenuß nur noch einige Worte würde stammeln können. So erwiderte ich ihm denn eifrig: „Nein, nein, Krause, gehe ja nicht hin! Denn Dein Fahrgeld zahlst Du allein. Und wenn die Herren das gute Abendessen mit Wein versorgt haben, drückt sich einer nach dem andern rasch unter irgend einem Vorwand, und sowie der Letzte fort ist, umringt Dich der Wirt mit den Kellnern und schreit Dir zu: „Nu, bitte, Herr Krause, zahlen Sie gefälligst gleich das feine Abendessen mit Wein, was ich auf Ihren

werten Namen habe servieren lassen!“ — „Nee, so was! Godd Schdrambach, es gibd doch schlechde Menschen!“ rief Krause empört. „Denen werde ich was husden! Noch heide griechen sie ene Bosdgarde von mir: „Blasd mer den Howel aus! Johann Friedrich Krause.“ Weider soll gar nischd nich druff schdehen! Adchee, Blum.“ — Damit ging er, und die Magdeburger haben sich auch über die grobe „Bosdgarde“ halbtot gelacht.

Sonst fand ich während meiner achtjährigen Leitung der Grenzboten nur wenig Zeit zu anderm literarischen Schaffen als für das Blatt selbst. Nur einige Kriminalnovellen konnte ich niederschreiben und veröffentlichen, die meist wirklichen Erlebnissen aus meiner großen Verteidigungspraxis entnommen waren. Ein Teil derselben erschien 1875 im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin unter dem Titel „Dunkle Geschichten“. Und im Jahre meines Scheidens von den Grenzboten veröffentlichte ich kurz vor dem dreißigsten Todestage meines Vaters, im Herbst 1878 im Verlage von Ernst Keil in Leipzig die erste des großen Gegenstandes würdige Biographie meines Vaters unter dem Titel „Robert Blum, ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk“, und zwar nach den sehr umfangreichen, von mir großenteils mit abgedruckten handschriftlichen Schätzen unserer Familie und andrer geschichtlichen Urquellen.

Zweites Kapitel.

Die Grenzboten im Kulturkampf und gegen Bismarcks sonstige Feinde. Persönliches aus den Jahren 1872 bis Ende 1875.

In dem schwersten Kampf, den Bismarck von 1872 an zu führen hatte, im sogenannten „Kulturkampf“, haben die Grenzboten Hervorragendes für die vom Reichskanzler vertretene gute Sache geleistet. Ich zähle hier nur die Hauptartikel wissenschaftlichen Inhalts auf, die noch heute das gediegenste Rüstzeug gegen die herrschsüchtige und streitbare Papstkirche

und Zentrumspartei bieten, obwohl auch die ausgezeichneten Berichte des Professors Dr. Konstantin Rößler „Vom preußischen Landtag" und „Vom deutschen Reichstag" noch heute mindestens ein geschichtliches Interesse haben, da sie an der Hand Bismarckscher Informationen ebenso anschaulich als kenntnisreich die Entstehung und Entwickelung des Kulturkampfes, die Beweggründe und Ziele aller kirchenpolitischen Vorlagen an Landtag und Reichstag und die Verhandlungen und Beschlüsse in beiden Parlamenten entwickeln.

Von bedeutendem bleibenden Werte aber sind namentlich folgende kirchenpolitische Abhandlungen der Grenzboten. Aus dem Jahre 1872: von Professor Wilhelm Maurenbrecher „Die spanische Kirchenreformation", mit geschichtlich-wissenschaftlicher Darlegung und Kritik der Begründung und Ziele des Jesuitenordens (Band I, S. 87, 137) und „Die kirchlichen Aufgaben der deutschen Gegenwart" (S. 241). Von Professor Jacoby (Königsberg) die Abhandlung „Herr v. Mühler und die theologischen Fakultäten" (S. 365) und „Die pädagogischen Grundsätze der Jesuiten" (Band II, S. 241). Von Konstantin Rößler die besonderen Aufsätze: „Die Fraktion Windthorst-Savigny" (das Zentrum, Band I, S. 245), „Herr von Mühler", „Die Jesuiten und der staatliche Eid" (S. 425), und „Der juristische Gehorsam im Staate" (S. 460). Von Moritz Busch „Jesuiten Mirakel" usw. (S. 161). Mit das beste aber schrieb damals mein lieber, sehr freigesinnter Freund Albert Bitzius" „Ende Juni 1872" unter dem Titel „Gedanken eines Schweizers über das deutsche Jesuitengesetz" in den Worten (Band III, S. 77/80):

„Wir haben den Jesuiten in der revidierten Schweizer Bundesverfassung" (die erst 1874 zustande kam) „wenigstens einen Riegel schieben wollen. Der Artikel 65 fügte nämlich zu dem bisherigen" (schon seit 1847 in der ganzen Schweiz bestehenden) „Aufenthaltsverbot der Gesellschaft Jesu und ihrer Affiliirten noch die Bestimmung: „Und es ist ihren Gliedern jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt." Dieser Zusatz erschien harmlos und ist eigentlich selbstverständlich, wenn man das Aufenthaltsverbot der Jesuiten ernstlich nimmt, das nun schon bald ein Menschenalter in unserm obersten Staatsgrundgesetz" (der schweizerischen Bundesverfassung von 1847/48) „steht. Und dennoch ist an diesem

Zusatz in erster Linie unser Bundesverfassungs-Revisionswerk gescheitert! Die Debatten hierüber in den beiden Räten unserer Bundesversammlung" (dem Nationalrat und Ständerat) „erinnern zum Teil wörtlich an Eure Jesuitendebatten! Hier wie dort beschwört uns der Jesuit im Namen der Freiheit um Verwerfung! Hier wie dort finden sich ein paar einfältige Radikale, die auf diesen Köder anbeißen und das Vaterland und die heiligsten Menschenrechte in Gefahr erklären, wenn man die armen Jesuiten nicht fernerhin die Staatsgesetze untergraben, den kirchlichen Frieden vernichten, die Jugend verderben läßt. Diese am meisten ‚fortgeschrittenen' Geister merken nicht, daß an dem alten doktrinären Seile, an dem sie ziehen, das trojanische Roß ihnen in die Mauern folgt!"

Im Jahr 1873, als der Kulturkampf auf der Höhe stand, brachten die Grenzboten folgende dahin gehörige Aufsätze: von Moritz Busch „Die Jesuiten und die zehn Gebote" (Bd. I, S. 176, 201); von Professor Dr. Karl Biedermann „Der Katholizismus im 18. Jahrhundert" (Bd. II, S. 121); von Professor W. Maurenbrecher „Eine Erinnerung aus dem Mittelalter", über den Investiturstreit und das Gesetz über die Papstwahl (Bd. II, S. 401); von Professor Konstantin Rößler „Der Staat und das allgemeine Konzil" (Bd. III, S. 74 und Bd. IV, S. 369); endlich von Dr. Franz Huber „Zur Affiliation mit dem Jesuitenorden" (Bd. IV, S. 132).

Im Jahre 1874 begann ich selbst den Kulturkampf in den Grenzboten durch die Veröffentlichung „Eine interessante, preußische Staatsschrift aus dem Kölner Bischofsstreite", vom 15. November 1837 (Bd. I, S. 150). Dann folgte ein trefflicher Vortrag von Wilhelm Maurenbrecher in der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 18. Januar 1874 über „Papst und Konzil" (Bd. I, S. 161), der mit den Worten schloß (S. 176): „Konzil und Papsttum und Kirche des Mittelalters sind durch den Geist der Neuzeit überwunden, die Prinzipien des Mittelalters ragen nur noch als Ruinen in unsere Tage hinein. Wer dem Geiste der Neuzeit vertraut — und ohne ein solches Vertrauen ist der Beruf eines Historikers ein trauriges Los —, der weiß, daß die Gespenster des Mittelalters nur da ihren Spuk noch zu treiben vermögen, wo die Menschen selbst noch im Banne mittelalterlicher

Vorstellungen und Ideen leben. Es wird die Aufgabe unseres Staates und Volkes sein, dem Lichtstrahle modernen Geisteslebens auch in diese Regionen die Straße zu eröffnen!"

Der Freund Maurenbrechers, Professor C. v. Noorden, schrieb uns bald darauf eine ausgezeichnete Abhandlung über „Spanische und deutsche Kirchenreformation" (Bd. II, S. 1); Konstantin Bulle brachte „Roms Sieg über Preußen" in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. in sehr zeitgemäße Erinnerung (Bd. II, S. 241, 296); Professor Dr. Eduard Koellner behandelte „Die rechtliche Stellung der Altkatholiken" (Bd. III, S. 121) und Prof. Dr. H. Jacoby „Neuere kirchenpolitische Fragen" (Bd. IV, S. 41).

Ich selbst war gegen Ende des Jahres 1874 zufällig Zeuge einer der interessantesten Kulturkampf-Debatten des Reichstags. Auf einer Geschäftsreise nach Berlin besuchte ich nämlich am 4. Dezember als Zuhörer den Reichstag, hörte hier einige der bedeutendsten Reden Bismarcks mit an, war ergrimmt mit allen nationalen Männern des Hauses, als der ultramontane Abgeordnete Jörg den Mordversuch Kullmanns auf den Fürsten Bismarck in Kissingen (13. Juli 1874) zu beschönigen versuchte, und jubelte dann wieder mit allen nationalen Hörern, als Bismarck dem Zentrum entgegenrief: „Ja, meine Herren, verstoßen Sie den Mann wie Sie wollen! Er hängt sich doch an Ihre Rockschöße!" — Am nämlichen Tage machte ich meinem Freunde Professor Aegidi einen Besuch, und da sagte er mir u. a.: „Bismarck weiß, daß Du hier in Berlin bist, und hat sich gewundert, daß Du nicht zum Diner zu ihm gekommen bist. Er läßt Dir sagen, dazu brauchtest Du Dich niemals vorher anzumelden." Ein so gütiges, herzliches Wohlwollen für mich hatte der große Staatsmann ausgesprochen!

Die Grenzboten taten denn auch ihr Bestes für den günstigen Abschluß der kirchenpolitischen Gesetzgebung Deutschlands und Preußens im Jahre 1875, insbesondere durch ihre hierher gehörigen größeren Abhandlungen dieses Jahres: von Friedrich Fischbach „Die Stellung der Frau in den Augen der ultramontanen Geistlichkeit" (Bd. I, S. 71); von mir „Die jüngste päpstliche Bulle und die künftige Papstwahl" (S. 397); von W. Maurenbrecher „Aus der Reformationszeit" (Bd. II, S. 321, 361); von Dr. W. Kellner „Von

Tribur nach Kanossa" (Bd. III, S. 41, 98, 135); von Dr. Ed. Köllner „Der Katholizismus und die Wohlfahrt der Völker" (Bd. IV, S. 41, 81) und „Cölibat und Altkatholizismus" (S. 401, 452). — Von den interessanten Rückblicken auf den Kulturkampf und den Folgerungen aus demselben, welche die Grenzboten in mehreren Aufsätzen des Jahres 1876 brachten, erwähne ich hier nur aus der Feder von Professor Beyschlag in Halle die treffliche und lehrreiche Besprechung des Werkes von Konstantin Rößler „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage" (Bd. II, S. 201, 241).

In einer noch größeren Zahl gediegener Artikel bewiesen die Grenzboten den Segen und die Weisheit der großartigen auswärtigen Friedenspolitik Bismarcks von 1871 bis Ende 1878, bewunderten sie deren Größe, Weitsichtigkeit und Kunst. Besonders interessant sind dabei diejenigen Aufsätze, die den Grenzboten auf Bismarcks eigene Veranlassung zugingen, meist von Aegidi, Konstantin Rößler und Moritz Busch. Da der Kanzler sie schreiben ließ, um bestimmte geschichtliche Ziele auch mit ihrer Hilfe zu erreichen, so haben sie geradezu geschichtlichen Wert.

Dahin sind zu rechnen die Aufsätze: „Wie sich in Frankreich der Staat zur Kirche stellt" (Grenzboten 1873, Bd. I, S. 348) und „Die romanischen Völker und die Republik" (ebenda, S. 512). Denn beide Artikel sollten dem Kanzler Rüstzeug bieten in seinem der Welt damals noch unbekannten, immer schärferen Konflikt mit dem deutschen Botschafter in Paris, dem Grafen Harry v. Arnim, da dieser bekanntlich keinen Schimmer davon hatte, welche kräftigen gesetzlichen Handhaben der französischen Regierung zur Verfügung gestanden wären gegen das dem deutschen Reichskanzler widerwärtige deutschfeindliche Treiben der französischen Bischöfe; und da dieser ungehorsame, ränkesüchtige und ehrgeizige Botschafter zugleich, — im bewußten Gegensatz zu Bismarcks Vorschriften und Politik, — auf eine Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich hinarbeitete! Sprach doch Bismarck bald darauf in seinem berühmten Erlaß vom 23. Dezember 1873 aus: Das dem Herrn Grafen Arnim abgehende Wissen sei „jedem deutschen Zeitungsleser" zueigen.

Zu diesen geschichtlich bedeutsamen Grenzboten-Artikeln, deren Erscheinen Bismarck für wichtig hielt und daher selbst veranlaßte, ist namentlich zu rechnen jener Alarmruf (von Aegidi, ohne Namen

abgedruckt) „Auf Wache!", den die Grenzboten im Frühjahr 1875 (Bd. II, S. 169) brachten, als die Bismarcks Friedensliebe verdächtigenden Intriguen des russischen Ministers Gortschakoff schon fast wieder einen neuen Krieg Frankreichs gegen Deutschland entzündet hatten, und der das größte Aufsehen machte. Von diesen Umtrieben hat mir Bismarck später — im Schatten seiner Wälder in Varzin, Ende Oktober 1892, — noch sehr eingehend persönlich erzählt, wie ich bei Schilderung meines Besuchs in Varzin berichten werde.

Da sich Bismarcks Mahnworte zum Frieden an die europäischen Mächte am sichersten stets darauf stützen konnten, daß Deutschland die stärkste Waffenmacht der Erde sei, so brachte er im Frühjahr 1874 das neue deutsche Militärgesetz im Reichstag ein, das die deutsche Waffenmacht noch verstärkte und dafür auch erhöhte Ausgaben verlangte. Dagegen stemmten sich nun aber nicht bloß die reichsfeindlichen Parteien und die Fortschrittspartei, sondern auch der linke Flügel der Nationalliberalen heftig, so daß das Zustandekommen des Gesetzes eine Zeitlang ernstlich in Frage gestellt war. Da leisteten die Grenzboten dem Reichskanzler wieder freudig den pflichtschuldigen Ritterdienst, namentlich durch Abdruck des berühmten Artikels von Wilhelm Maurenbrecher „Das Militärgesetz und die Parteien", aus Berlin vom 29. März 1874 (Grenzboten, Bd. II, S. 33/40), der dann durch die ganze deutsche Presse lief, da er mit den lebendigsten, packendsten Mahnungen an alle guten Deutschen schloß. In der Tat kam das wichtige Gesetz dann auch bald zustande.

Auch gegen die Urheber der „Friktionen", die Bismarck, durch boshafte Einflüsterungen beim Kaiser und andere Quertreibereien, die Bürde seines Amtes am schwersten machten und seine kostbare Gesundheit schwächten, — und die er noch in seinen, nach seinem Tode herausgegebenen, „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 142/210) rückhaltlos enthüllte, — traten die Grenzboten gleich vom Beginn des Jahres 1871 an unter meiner Leitung aufs schärfste in die Schranken. Dabei kamen uns naturgemäß zuerst die Herren Feudalmucker vor die Klinge. Sie zürnten Bismarck wegen der kirchenpolitischen Gesetzgebung, der Entlassung ihres Lieblings, des preußischen Kultusministers Mühler, wegen des preußischen Schulaufsichtsgesetzes, der liberalen Kreisordnung, der Zivilehe und der liberalen Ära und Gesetzgebung überhaupt, die Bismarck zuließ, ja „begünstigte". Das

alles sei der Verderb Preußens und Deutschlands, flüsterten sie der allezeit gegen Bismarck frondierenden Kaiserin Augusta und deren Ratgeber (Minister a. D.) Schleinitz zu, und die trugen es dann wieder dem Kaiser Wilhelm zu. Die Grenzboten aber richteten schon vom Beginne des Jahres 1871 an die schärfsten Angriffe und Anklagen gegen diese ihnen von Bismarck bekanntgegebenen angeblich „konservativen" Quertreibereien und Unterströmungen. — Dann auch gegen den Grafen Harry v. Arnim, sobald dessen Konflikt mit Bismarck und sein bescheidenes Streben uns vertraulich bekannt und bald auch von der Öffentlichkeit geahnt wurde, daß Arnim mit Hilfe der augustischen Hofkreise an Stelle seines bisherigen Chefs, des unbrauchbaren Bismarck, Reichskanzler werden wolle. Nicht minder gaben die Grenzboten dann 1875 die in Zürich anonym erschienene Schandschrift Arnims gegen Bismarck „Pro Nihilo", — zu der sich Arnim später selbst bekannte, — und deren Verfasser der verdienten Verachtung preis (Bd. IV, S. 310). — Nach Arnims Sturz bildete sich eine förmliche Liga aller feudalen und sonstigen Mißvergnügten, um Bismarck durch fortgesetzte Verleumdungen zu vernichten oder tot zu ärgern. Scheute sie doch in ihren Blättern die freche Lüge nicht, Bismarck habe sein Amt zu eigensüchtigen Börsenspekulationen mißbraucht! Bismarck ließ die schamlosesten Zeitungsartikel der Liga und zwei gleichwertige Broschüren derselben aus dem Jahr 1876 von seinen vertrauten Mitarbeitern den Grenzboten stets sofort zusenden und in eingehenden, überzeugenden Artikeln gebührend brandmarken, die ich stets sofort in Druck gab. Dafür ward mir aber auch die Ehre zuteil, daß die Schmachblätter der Liga mich und meine Grenzboten fast so oft besudelten, als den Fürsten Bismarck.

Meine persönlichen Erlebnisse und Schicksale in diesen Jahren waren abwechselnd höchst erfreulich, aber auch höchst betrübende. So ward uns am 1. März 1872 der erste Sohn, Kurt, geboren, ein kräftiger, fröhlicher Junge, der jetzt evangelischer Pfarrer in Breisach (Baden) ist. Am 4. Juli 1873 erfolgte die Geburt unsres zweiten Sohnes, Walter, der leider zu früh auf die Welt kam, immer etwas schwach blieb und schon mit achtzehn Jahren starb. Hans Grunow, der Sohn des Grenzboten-Verlegers, war einer seiner Taufpaten. Unsere drei Töchter gediehen geistig und körperlich zu unsrer größten Freude. Am 15. März 1874 traf uns der schwerste Schlag,

der Tod meiner guten Mutter, nach nur kurzem Leiden. Nur acht Tage später hielt mein jüngster Bruder Alfred die für diesen Tag vorausbestimmte und wegen seiner amtlichen Stellung als Eisenbahn-Ingenieur unaufschiebbare Hochzeit mit Fräulein Lina Liebmann in Saalfeld, der Tochter des dortigen Kreisgerichtsdirektors Liebmann. Wir Leipziger waren auch zugegen, meine drei Töchterchen streuten dem Brautpaar Blumen, und ich malte viel in der herrlichen Landschaft. Bruder Alfred ist jetzt Geheimer und Vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Berlin. Im Jahr 1874 kehrte auch mein Bruder Richard mit seiner Frau und seinen zwei Kindern aus Amerika dauernd nach Leipzig zurück, wo ich ihm eine sorgenfreie Stellung im Ratsbauamt, vornehmlich als Tiefbau-Ingenieur, gesichert hatte. Endlich trafen mich selbst im Jahre 1874 zwei ehrenvolle Wahlen: in das evangelisch-reformierte Konsistorium zu Leipzig und in das Leipziger Stadtverordneten-Kollegium. Auch wuchs meine Anwaltspraxis fortwährend, namentlich wurde ich bald einer der begehrtesten Verteidiger.

Am 1. April 1875 zogen wir aus unserm seit 1870 bewohnten Logis in der Plagwitzerstraße aus, da es uns zu eng geworden, und siedelten in das südwestlichste Ende Leipzigs über, in die äußerste Brandvorwerkstraße, wo ich ein villenartiges Haus mit Garten für uns allein gemietet hatte. Von der Gartenseite des Hauses blickte man nur auf die weiten grünen Wiesen, Anlagen und Wälder, die sich, ohne Zwischenhäuser, von hier bis zu der äußeren Plagwitzerstraße, gegen Plagwitz-Lindenau, Connewitz und die Westvorstadt hinzogen. Ein reizender Anblick! Und durch diese grüne Herrlichkeit schritten in der guten Jahreszeit auch meine lieben kleinen Mädchen in ihre Schule an der Weststraße, die höhere Töchterschule von Fräulein Marie Servière, der Schwägerin meines Reichstagskollegen und Freundes Grafen Bethusy-Huc in Schlesien. Hier war meine älteste Tochter Ella die erste Schülerin und sollte später zur Leiterin dieser Schule emporsteigen, für die Fräulein Servière 1890 ein eigenes großes Heim in der Sebastian-Bachstraße Nr. 9 gründete. In unsere neue Wohnung in der Brandvorwerkstraße nahm ich außer meiner Schwester auch die seit dem Tode meiner Mutter ganz vereinsamte ältere Schwester derselben, Tante Emilie Günther auf, die daselbst aber schon 1876 an Altersschwäche starb.

Die Sommerferien brachte ich mit Frau und Kindern von 1872 bis 1875 immer in der Schweiz zu, meist in Rheinfelden bei unsern Lieben, wobei ich viel nach der Natur malte.

Während eines dieser Sommeraufenthalte in der Schweiz, Ende Juli 1874, hatte ich eine sehr interessante Begegnung mit Feldmarschall Moltke in Basel. Moltke hatte nämlich seit Ende Juni 1874 im Bad Ragaz in der Schweiz zur Kur geweilt und fuhr Ende Juli durch Basel und das Elsaß heimwärts. Ich war von Rheinfelden zufällig mit demselben Zug der badischen Bahn nach Basel gereist und sah hier plötzlich im badischen Bahnhof Moltke, natürlich in Zivilkleidung, dem Zug entsteigen. Glückstrahlend eilte ich auf ihn zu und rief: „Exzellenz, Sie hier? Welche Überraschung!" In alter Freundlichkeit blickte er mich an, weniger freundlich, aber auf die dichte Menschengruppe, die bereits in seiner Nähe sich drängte und den Moltke wohl ziemlich bestimmt in ihm ahnte. Durch einen Meisterstreich seiner Strategie machte er aber die ganze ihm unliebsame Menschenversammlung in dieser Vermutung durchaus wankend. Denn er rief, mir die Hand reichend: „Ah, Herr Kollege, wie freut es mich, Sie hier zu sehen!" — „Herr Kollege!" zu einem Zivilisten, zu einem Menschen gesprochen, von dem viele der Umstehenden wußten, daß er nie Soldat gewesen, sondern Anwalt sei — dieses Wort „Herr Kollege" konnte nicht aus Moltkes Mund kommen! Der hochgewachsene, feine alte Herr, den ich „Exzellenz" betitelt hatte, mußte also wahrscheinlich auch Anwalt gewesen und jetzt ein sehr hoher Richter sein. Man verlief sich also enttäuscht. „Wie doch Gesichter täuschen können!" mochte man dabei denken. Sobald aber Moltke diese erwünschte Wirkung erzielt hatte — auf den Titel „Herr Kollege" hatte ich ja bei ihm gar keinen Anspruch mehr, da ich 1871 eine Wiederwahl in den Reichstag abgelehnt hatte, — flüsterte er mir zu: „Verraten Sie mich ja nicht, ich will ganz unbekannt bleiben. Ich fahre jetzt gleich in einer Droschke nach dem Basler Zentralbahnhof hinüber und reise ins Elsaß, wo ich etwas zu tun habe. Leben Sie recht wohl!" — „Adieu, Exzellenz!" — Ich verließ den Bahnhof und sah gleich an der Ecke der ersten (Klara-) Straße die uns befreundete Frau unsres Rheinfelder Hausarztes vor mir hergehen, bald darauf auch Moltke in seinem schlichten Fuhrwerk hinter mir herkommen. Ich eilte schnell zu der Frau Doktor und flüsterte ihr zu, wer in der heranfahrenden Droschke

sitze, sie möge sich den schönen, bedeutenden Kopf recht genau ansehen und einprägen. Das tat sie denn auch. Der Besitzer dieses Kopfes aber drohte mir lächelnd mit dem Finger, als er vorbeifuhr.

So oft ich konnte, besuchte ich während meines Rheinfelder Aufenthaltes aber auch den lieben Schweizer Berichterstatter der Grenzboten, Albert Bitzius, in seinem heimligen Pfarrhaus zu Twann am Bieler See, den Freund Alexander Wyßard in seinem zwischen Biel und Bern gelegenen Pfarrsitz Lyß, den Freund Pfarrer Albert Schorer in seinem Pfarrdorf Oberwyl bei Büren, etwa gegenüber von Solothurn, und die alten Berner Freunde in Bern. Mit Bitzius namentlich war mein Briefwechsel sehr rege, und so nahm ich denn mit Freuden seinen Vorschlag an, im Sommer 1875 gemeinsam mit Bitzius, Wyßard und Eduard Langhans eine Schweizer Hochgebirgswanderung zu machen. Wir trafen uns in Bern und fuhren von hier aus mit der neuen direkten Bern-Luzern-Bahn nach Luzern, von hier mit dem Dampfschiff auf dem Vierwaldstättersee nach Stansstad, und wanderten von hier zu Fuß über Stans nach Engelberg. In Stans hatten wir uns an dem prächtigen, 1865 errichteten Winkelried-Denkmal von Ferd. Schlöth erquickt. In Engelberg labten wir uns in noch höherem Maße an der herrlichen Alpenkette, die das Engelberger Tal umrahmt, überragt von dem malerischen Schneehaupt des Titlis. Trotz unsres starken Marsches von Stansstad bis Engelberg am Vortage, brachen wir am nächsten Morgen schon bei Sonnenaufgang von Engelberg auf, um an diesem Tage den reichlich neunstündigen Weg über den Hochgebirgspaß der Surenen unter dem Gipfel des Uri-Rotstock bis nach Erstfeld im Reußtal zurückzulegen, und dann noch reichlich zwei Stunden bis nach Amsteg am Fuße des hohen Maderanertals emporzudringen, das wir am nächsten Tage besteigen wollten. Wir gingen von Engelberg sogar ohne Frühstück fort und frühstückten erst eine gute Stunde später in einem Wirtshäuschen am Fuße des Surenenpasses.

Dann begann unser Aufstieg zum Surenenpaß, bei klarem Himmel, aber sehr schwüler Augusthitze, so daß unser lieber, kurzatmiger Bitzius fast stets wortlos uns vorausschritt, während wir drei andern an jedem neuen Aussichtspunkt Halt machten und den Namen jedes neuen Berggipfels feststellten, den wir schauten.

Bald aber hörte freilich dieser Genuß auf. Denn je höher wir stiegen, desto mehr verdeckten die uns nun umringenden hohen, steilen und schneelosen Vorberge der Alpen den Ausblick auf die Alpenkette, selbst auf den Titlis. Nur der Eis- und Schneefirn des Uri-Rotstock kam uns immer näher. Aber als wir nicht mehr weit vom Hochpaß der Surenen entfernt waren, da hatten wir das den Ausblick auf die Hochalpen hemmende Sperrwerk der Vorberge überwunden und gewahrten nun die schon vom Engelberger Tal aus und unterwegs bewunderten Alpengipfel und viele neue dazu in herrlichster Klarheit und in noch weit majestätischerer Hoheit emporragen. Sobald uns dieser, — im eigentlichsten Sinne des Wortes, — Hochgenuß vergönnt war, rasteten wir alle vier auf der mühsam erklommenen Aussichtshöhe und erquickten uns lange an dem herrlichen Landschaftsbilde. Bitzius aber sprach ganz trocken, als sage er etwas ganz Alltägliches: „Ja, man muß schon hoch gestiegen sein, um wahre Größe zu erkennen." Ich teilte den Freunden dabei Leipziger Würste und echtes Kirschwasser aus, doch die meinte Bitzius nicht mit der „wahren Größe".

Plötzlich aber hüllte sich diese ganze Alpenherrlichkeit in Nebel und Wolken, schwarz färbte sich die Himmelswölbung über uns, und nun brach, noch ehe wir die Höhe des Surenen-Passes erreicht hatten, ein furchtbarer, eisigkalter Regen, unter Blitz und Donner, auf uns nieder, der unsern Abstieg von der Paßhöhe nicht bloß sehr ungemütlich, sondern an manchen Stellen auch gefährlich machte. So gleich auf dem in Glatteis verwandelten, steil abstürzenden Schneefeld unter der Paßhöhe, und dann anderthalb Stunden tiefer auf der Waldnachtalp beim Überschreiten der geländerlosen, vom hochangeschwollenen Waldnachtbach an einigen Stellen überfluteten Brücke über diesen Wildbach. Im Wirtshäuschen auf der Waldnachtalp stärkten wir uns etwas bei Speise und Trank und trockneten unsre nassen Überkleider so gut es ging. Aber als wir wieder heraustraten und weiter abwärts zogen, war der Regen eher noch grimmiger und gefährlicher geworden, namentlich als wir eine Viertelstunde unterhalb der Waldnachtalp die Brücke und grausige Schlucht des Bockitobels überschritten, und nun dicht an den rasenden Wasserfällen des Waldnachtbaches entlang auf jäh abstürzendem, glattem Pfade dem Reußtal zueilten. Dennoch erreichten wir alle glücklicherweise unbeschädigt nach zwei weiteren Stunden

Erstfeld, überschritten hier die Reuß und wanderten noch ein halbes Stündchen weit bis zur Klus, wo wir im Wirtshaus unser Nachtquartier bestellten, unsre sämtlichen Kleider vor dem Abendbrot zum Trocknen gaben, und bei dem unsäglich traurigen Wetter endgültig auf die Partie in das schöne Maderanertal für diesmal verzichteten. Deshalb wurde auch die Wirtin verpflichtet, das einzige Mietroß, das der Ort besaß, am nächsten Morgen für uns an einen Wagen spannen zu lassen, der uns nach Flüelen brächte, wo wir das Dampfschiff nach Luzern nehmen und von dort mit der Bahn nach Bern zurückkehren wollten. Die Wirtin sagte uns das feierlich zu und ich sah mir das Mietroß, einen Schimmel, noch vorsichtig an. Dann nahmen wir, leiblich trocken, freudig unser Abendbrot und schliefen, je zwei von uns in einem Zimmer, todmüde herrlich ein.

Aber der Tag graute kaum, als wir alle durch wilde Töne geweckt wurden, die wir noch niemals gehört hatten. Die Wirtin der Klus tobte durch das Haus mit dem Schreckensruf „Revolution!" und ließ die Milch überlaufen. Wir stürzten uns in unsere Kleider und dann in die Wirtsstube, um zu erfahren, was los sei. Die Sache sah bös aus. Die italienischen Arbeiter in Göschenen, wo der damals im Bau befindliche Gotthardtunnel anfängt, hatten „revoluzt", geplündert und andre Gewalttaten begangen. Deshalb ging „der Stier von Uri" durchs Land, der Alphornruf, der aller dienstpflichtigen Mannschaft, bis hinauf an die Grenze des ewigen Eises, den Heerruf entbot: Der Kanton Uri mache mobil, um den Aufstand in Göschenen zu dämpfen. Die unheimlichen Töne, die uns aus dem Schlaf weckten, hatte also der „Stier von Uri" ausgestoßen. Und als wir nun aus dem Fenster der Gaststube auf die Heerstraße blickten, da sahen wir unsern einzigen Schimmel bei der Weltgeschichte angestellt, vor den Schlachtenwagen der Urner gespannt, der wie ein gewöhnlicher Leiterwagen aussah. Ringsum fluchte die Mannschaft, die sich anschickte, in den heiligen Krieg zu ziehen, über die heillose Enge der Leibriemen ihrer Patrontaschen. Alle Kämpfer waren im häuslichen Frieden dicker geworden, und keiner wollte den Leibriemen seiner im Soldatendienst getragenen Patrontasche als den seinigen anerkennen. Schließlich kühlte ein Schluck kerniges Kirschwasser einigermaßen diesen heißen Zorn. Die ganze Truppe, — dreißig bis vierzig Mann stark, — schwang sich dann auf den Schlachtwagen. Der Schimmel zog, seines höheren Wertes be-

wußt, an, so gut er konnte, und der Offizier lief neben dem Wagen zu Fuß her, so gut er konnte. Die vaterländische Geschichte der Schweiz war um ein Blatt reicher, und wir um eine Enttäuschung. Als wir uns bei der Wirtin über den Vertragsbruch bezüglich unseres Schimmels beschwerten, sagte sie großartig: „Das Vaterland geht vor!" So rollten wir vier denn neben dem Kutscher auf einem von der Wirtin mühsam herbeigeschafften Leiterwagen Flüelen zu, besuchten in Luzern mit Andacht das berühmte Löwen-Denkmal von Thorwaldsen, — zum Gedächtnis der am 10. August 1792 in Paris bei Verteidigung der Tuilerien gefallenen 26 Offiziere und 760 Soldaten der französischen Schweizergarde, — und trennten uns in Bern mit dem freudigen Gelöbnis, sobald als möglich wieder gemeinsam eine schweizer Bergwanderung zu machen.

Drittes Kapitel.

Die Grenzboten von 1876 an bis zu meinem Scheiden von denselben Ende 1878. Persönliches aus dieser Zeit.

Die Hauptartikel der Grenzboten zur Unterstützung der Politik Bismarcks im Jahre 1876 sind schon oben erwähnt (S. 16, 18). Die Intrigen zu seinem Sturze griffen aber im Laufe der Jahre so kunstvoll ineinander, daß Bismarck endlich die Geduld verlor, — zumal da seine Gesundheit unter der jahrelangen Quälerei erheblich gelitten hatte, — und am 27. März 1877 sein Entlassungs-Gesuch einreichte. Nächst der freikonservativen „Post" in Berlin enthüllten die Grenzboten zuerst die Gründe, die Bismarck zu diesem Schritt veranlaßt, ja gezwungen hatten, in einem Artikel vom 7. April 1877 (Bd. II, S. 112), genau so, wie Bismarck sie später selbst in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 162/210) vortrug, die bekanntlich erst nach seinem Tode erschienen. Die Grenzboten wiesen nach, daß die Hauptgründe für Bismarcks Entlassungsgesuch seine „Friktionen bei Hofe", namentlich mit „einer hohen Dame"

(der Kaiserin Augusta) seien. Dieser Artikel der Grenzboten machte ungeheures Aufsehen. Daß Kaiser Wilhelm am nämlichen 7. April, da dieser Artikel verfaßt wurde, an den Rand von Bismarcks Entlassungsgesuch sein berühmtes „Niemals!“ schrieb, wurde erst viel später bekannt. Vorläufig erfuhr man nur, daß der Kaiser dem Kanzler statt der geforderten Entlassung einen zehnmonatlichen Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit gewährt habe. Sehr viele gute Deutsche erklärten sich mit dieser Lösung der „Kanzlerkrisis“ befriedigt, auch mein alter lieber Universitätsfreund, der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Friedrich Böttcher (-Waldeck), — der, seit Konstantin Rößlers Übertritt an die Spitze des Preßbureaus, die Berichte „Vom Reichstag“ für die Grenzboten schrieb. So in seinem Artikel vom 15. April 1877 (Bd. IV, S. 154 fg.). Da sagte ich aber (S. 155) in einer Redaktionsnote: „Die Hauptforderung, die sich dem Volke durch diese Krisis aufgedrängt hat, ist die: daß die Ursachen für die Wiederkehr solcher Krisen gründlich beseitigt werden, insbesondere dadurch, daß nicht unverantwortliche Personen die Amtsgeschäfte des verantwortlichen Reichskanzlers hemmen.“

Daß Bismarck selbst genau so dachte, wie ich hier schrieb, das erhellte daraus, daß er seinen Vertrauten ganz in diesem Sinne an die Grenzboten weiter berichten ließ. Denn dieser schrieb in einem Artikel vom 19. April (Bd. II, S. 190): „Der Reichskanzler auf Urlaub.“ „Die Krisis ist nicht beendigt, sondern nur vertagt. . . . Der Fürst wird seine Bedingungen stellen müssen, ehe er seine Arbeiten und Lasten wieder übernimmt, und man wird auf diese Bedingungen eingegangen sein, wenn wir ihn in alter Weise wieder am Werke sehen sollten.“ Der Artikel bezeichnet dann die damals weitverbreitete Vorstellung, als ob Bismarcks Einfluß unbegrenzt sei, als Irrtum, indem er ausführt, wie eine Anzahl von „Ministern, hohe Beamte seines speziellen Ressorts, eine ganze Kette von Exzellenzen und Nichtexzellenzen“ Bismarcks Politik und Einfluß bekämpfen und ihn zu stürzen suchten. „Die Hauptschranke für Bismarck Einfluß aber ist und bleibt vielleicht, wenn die öffentliche Meinung sich nicht kräftiger und nachhaltiger rührt, als bis jetzt, das Ihnen schon angedeutete Unwesen bei Hofe, wo um eine gewisse hochgelegene Stelle der Bodensatz der Kreuzzeitungsgesellschaft und der inveterierten Herrenhausopposition mit dem ultra-

montanen Gifte aus den Kanälen Roms zusammengeflossen ist. Eine nähere Bezeichnung dieser Bonbonniere voll Kreuzzeitungskonfekt und Jesuiten-Konfitüren muß auch heute unterbleiben — sagen wir nur eine hohe Dame." Da nun der Artikel schließlich „in möglichst schonender Hindeutung auf einige Beispiele an die Art und Weise erinnerte, in welcher sich die Kräfte, Zwecke und Ränke dieser Hofopposition in den letzten Monaten fühlbar machten," so war gar kein Zweifel mehr übrig, daß mit jener „hohen Dame" die Kaiserin Augusta gemeint sei. In einem weiteren Artikel „Andere Friktionen" vom 26. April ließ Bismarck denselben Vertrauten den Grenzboten (Bd. II, S. 225) die Kaiserin Augusta und die einzelnen ihm gegnerischen Minister als Urheber dieser „anderen Friktionen" sogar bei Namen nennen.

Nun rief die gesamte ultramontane und augustaische Presse nicht bloß, — freilich ebenso vergeblich wie bisher, — nach dem Staatsanwalt gegen die niederträchtigen Grenzboten, sondern beleuchtete deren moralische Verworfenheit namentlich unheimlich an der Tatsache, daß unser Blatt „die edelste, höchste deutsche Frau, die ihr ganzes Tun und Wirken der Menschenliebe und Barmherzigkeit widme", so gröblich und unritterlich angreife. Darauf schrieb Bismarcks Vertrauter den Grenzboten am 14. Mai einen Artikel „Friedensengel" (Bd. II, S. 316), der alle Schritte der Kaiserin Augusta aufzählte, die in den letzten Jahren den Reichsfrieden gestört hatten, und mit den Worten schloß: „Vielleicht ist erlaubt, die Moral dieser Mitteilungen folgendermaßen zu stilisieren: Liebe zum Frieden steht an sich jedem Gemüt und Gesicht gut, besonders dem weiblichen. Nur sollte unserer unmaßgeblichen Meinung nach solche Liebe nicht dahin führen, daß man sich selbst als „Friedensengel" gefällt, daß man sich gern so genannt hört, daß man in dieser dem Kanzler seine Kreise stört, einsichtigem Rat gegenüber Opposition macht und hartnäckig Dinge befürwortet, welche Kriege hervorzurufen und bereits entbrannte Kämpfe zu verlängern angetan sind, indem der Feind im letzteren Falle den Friedensengel als Bundesgenossen aufzufassen gewöhnt wird und aus seinen Bemühungen immer neuen Mut zum Widerstande schöpft. — Friedensengel gehören in den Himmel . . . Wir aber leben auf der Erde mit ihren harten Notwendigkeiten, die nur mit dem Verstande zu würdigen und zu überwinden sind."

Das waren in der Hauptsache die Artikel der Grenzboten zur Kanzlerkrisis des Jahres 1877 und in deren Folge. Natürlich konnte Bismarck auch in seiner Politik gegen die Sozialdemokratie allezeit auf die Grenzboten unter meiner Leitung zählen. So hatte ich schon 1871 die Schandtaten der Pariser Kommune in den Grenzboten eingehend dargestellt, nachdem Herr Bebel am 25. Mai 1871 im deutschen Reichstag deren Loblied gesungen hatte. Im Jahre 1872 bot mir die bevorstehende Schwurgerichtsverhandlung gegen Bebel, Liebknecht und Hepner wegen Vorbereitung des Hochverrats die erwünschte Gelegenheit, auf Grund meiner genauen Sachkenntnis das ganze landesverräterische Treiben der sozialdemokratischen Führer von 1866 bis 1872 erbarmungslos zu brandmarken, und zwar in der für sie empfindlichsten Tonart, der ironischen. Ich tat das in einem Artikel „Am Vorabend der Schwurgerichtsverhandlungen gegen die Leipziger Sozialdemokraten" (Bd. I, S. 402/408). In den Jahren 1872 bis mit 1878 erschienen außerdem zahlreiche wertvolle wissenschaftliche Artikel über das Wesen der Sozialdemokratie, meist von bedeutenden Gelehrten wie Prof. v. d. Goltz, Heinrich Rückert, Dr. O. Zacharias, O. Gumprecht usw. Auf Grund eines sehr freundlichen Briefes meines verehrten Lehrers Heinrich v. Treitschke vom 10. Juni 1875 besprach ich dessen mir zugesandtes Werk „Der Sozialismus und seine Gönner" eingehend in den Grenzboten (Bd. II, S. 506). Mit das Beste aber, was die Grenzboten unter meiner Leitung im Kampfe gegen die Sozialdemokratie geleistet, kam aus der Feder von Franz Mehring, den ich von 1877 ab zu einer fortlaufenden „Sozialistischen Chronik" für unser Blatt gewonnen hatte. Außerdem schrieb er 1877 und 1878 für uns auch größere wertvolle Abhandlungen gegen die Sozialdemokratie. Die Wandlung, die Mehring seither bis in das Lager der Sozialdemokratie durchgemacht hat, kann nicht humoristischer beleuchtet werden, als wenn man ihm irgend einen seiner damaligen Artikel aus den Grenzboten vorhält. Sachlich vermag er dagegen sicherlich auch heute noch nichts einzuwenden.

Nach den zwei schmachvollen Mordanschlägen der „Genossen" Hödel und Nobiling auf den Kaiser Wilhelm im Frühjahr 1878 verlangte ich in den Grenzboten schärfstes Einschreiten „gegen die grundsätzliche Unterwühlung durch sozialistische Umtriebe", welche diese Schandtaten auf dem Gewissen habe (Bd. II,

S. 318). Als dann sofort das erste Sozialistengesetz dem Reichstag vorgelegt wurde, schrieb ich am 30. Mai einen Artikel „Der Gesetzentwurf gegen die Sozialdemokratie“ (Bd. II, S. 358, 410), der kräftig vorging gegen „das Votum einer Ablehnung“, das die neuesten Zeitungen aller liberalen Richtungen gegen den Entwurf abgaben. Der Artikel deckt sich vollständig mit den damals noch unausgesprochenen An- und Absichten Bismarcks, die er bis an sein Lebensende festhielt. Ich schloß mit der ernsten Warnung: „Wenn der Gesetzentwurf abgelehnt und von der Regierung an die Wähler appelliert werden sollte, so würden diese, fürchten wir, eine Antwort erteilen, welche der Ablehnung der liberalen Parteien und diesen selbst sehr verhängnisvoll werden dürfte!“ Diese Voraussage sollte sich im vollsten Maße erfüllen, nachdem das erste Sozialistengesetz, — leider auch mit den Stimmen der Nationalliberalen, — abgelehnt und der Reichstag deshalb sofort nach dem Attentate Nobilings aufgelöst worden war. Denn zum erstenmal ergaben die Neuwahlen vom Sommer 1878 eine klerikal-konservative Reichstagsmehrheit. Und diese Wandlung der parlamentarischen Verhältnisse und der darauf beruhenden Veränderung der inneren Politik Bismarcks sollte auch meiner Leitung der Grenzboten ein Ende machen und mein bis dahin unbedingtes Vertrauen in Bismarcks Politik für einige Jahre erschüttern.

Die zweite Vorlage des Sozialistengesetzes war im Oktober 1878, — ganz im Sinne meiner steten Mahnungen in den Grenzboten, — auch unter der einmütigen Zustimmung der Nationalliberalen, — zu meiner großen Freude und Genugtuung allerdings zustande gekommen. Die begeisterte und furchtlose Vertretung der Politik Bismarcks in den Grenzboten gegen hoch und niedrig, — oft auch gegen die eigenen Parteigenossen, wie man sah, — die unter meiner Leitung des Blattes bisher eine bedingungslose und uneingeschränkte gewesen, erschien mir nun aber anderen Plänen und Vorhaben des Reichskanzlers gegenüber in Zukunft nicht mehr möglich, — namentlich nicht allenthalben hinsichtlich seiner wirtschaftlichen und sozialen Pläne und der ihm öffentlich glaubhaft zugeschriebenen Absicht, diese Pläne unter Abwendung von den Nationalliberalen mit Hilfe der Deutschkonservativen, dann jener „Gönner des Sozialismus“, wie Treitschke

sie nannte, d. h. der „Kathedersozialisten", „Christlich-Sozialen" und — des Zentrums durchzuführen. Eine Annäherung Bismarcks an das Zentrum und gar ein Zusammengehen des Reichskanzlers mit demselben erachtete ich gradezu als ein nationales Unglück. So erklärte ich denn dem jungen Verleger der Grenzboten Johannes Grunow — dessen Vater, der Gründer des Blattes, 1878 gestorben war, — daß ich das Blatt keinesfalls als „Bismarcksblatt sans phrase" würde fortführen können. Aber grade das wurde, — auf die Autorität von Dr. Moritz Busch hin, der jetzt in Leipzig wohnte, — von mir verlangt, und darüber kam es um so selbstverständlicher zum Bruche, als der junge Verleger dieser seiner höchsten Autorität schon bisher viel zu viel Einfluß auf das Blatt gestattet hatte.

So hatte Dr. Busch z. B., als ich im Frühjahr 1877 sehr schwer an Gelenkrheumatismus erkrankt war, meine für die Zeit während meiner Krankheit ganz fest getroffenen und durch reichliches Manuskript auch vollkommen ausführbaren Verfügungen über den Inhalt der Grenzbotenhefte einfach umgestoßen, indem er dem Verleger vorspiegelte, es sei kein Manuskript vorhanden, und statt der von mir vorrätig gehaltenen, sehr wertvollen Aufsätze unserer Mitarbeiter eine Fülle von eigenem wertlosem Kram in das Blatt gebracht, lediglich um möglichst viel Geld herauszuschlagen. Ich wurde dadurch am 19. Juli 1877 zu der öffentlichen Erklärung in den Grenzboten genötigt (Bd. III, S. 200): „Der Unterzeichnete, seit dem 21. April d. J. an Gelenkrheumatismus erkrankt, hat im Mai und Juni d. J. die Redaktion der Grenzboten durch einen Vertreter" (Dr. Gustav Wustmann) führen lassen und erklärt sich daher für die in jenen Monaten erschienenen Hefte lediglich nach dem Preßgesetz verantwortlich." Diese Erklärung zog mir eine Anklage wegen Verletzung des Preßgesetzes zu, da mein Name als „verantwortlicher Redakteur" auch während meiner Krankheit auf dem Blatte gestanden habe. Ich aber benannte die Herren Dr. Wustmann und Dr. Busch als Zeugen dafür, daß ich das gesamte für die Mai- und Junihefte nötige Manuskript schon im Voraus bereit gehalten und auf die einzelnen Hefte verteilt gehabt, und daß nur Herr Dr. Busch durch seine eigenmächtige Abänderung dieser meiner Verfügungen meine Erklärung vom 19. Juli — zur Wahrung meiner redaktionellen Ehre vor unsern Lesern — herausgefordert habe. Das bestätigten beide Zeugen — auch Dr. Busch! — und nun wurde natürlich das Verfahren eingestellt.

Nach solchen Erfahrungen stellte auch ich Ende 1878 meine Leitung der Grenzboten begreiflicherweise ohne erhebliche Kümmernis ein und zeigte das den Lesern am 21. Dezember an mit folgenden schlichten Worten (Bd. IV, S. 520): „Abschiedswort der Redaktion. Mit dieser Nummer scheidet der Unterzeichnete aus der Redaktion der Grenzboten, die er acht Jahre geleitet hat. Derselbe bittet Leser und Mitarbeiter, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren. Dr. Hans Blum." — Mein Scheiden von dem Blatte erregte nicht geringes Aufsehen, bei den Lesern wie Mitarbeitern, und wer von den letzteren nach den Gründen meines Rücktrittes fragte, erhielt von mir eine lithographierte Denkschrift über die Ursache meines Scheidens. Darauf kam von Allen, — auch von denen, die beim Verleger der Grenzboten ihre eigenen Werke verlegt hatten, — die bestimmte Erklärung, daß sie keinesfalls mehr für die Grenzboten schreiben würden, so namentlich von Professor Maurenbrecher, Oberstleutnant Dr. Max Jähns, Friedrich Böttcher und zahlreichen anderen sehr namhaften Mitarbeitern.

Bismarcks freundliche persönliche Gesinnung gegen mich dauerte auch nach meinem Scheiden von den Grenzboten unverändert fort. Ließ er mir doch noch im Dezember 1878 durch seinen Sohn Wilhelm schreiben, daß er das ihm von mir angebotene Exemplar meines Werkes über Robert Blum (s. o. Bd. I, S. 3, Note): „Das für ihn gütigst bestimmte Exemplar der Biographie Ihres Herrn Vaters dankbar entgegennehmen wird." Auch meine persönlichen Beziehungen zu den bisherigen Hauptmitarbeitern der Grenzboten erlitten keinerlei Störung durch meinen Rücktritt, wurden im Gegenteil noch herzlicher, da sie die Mitarbeiterschaft an den Grenzboten nach meinem Rücktritt aufgegeben hatten, so namentlich mit Professor Maurenbrecher, der 1884 an die Universität Leipzig versetzt wurde, und von da ab mit seiner ganzen Familie mit mir und der meinigen freundschaftlich verkehrte. Ebenso natürlich meine alten Duzfreunde Dr. Böttcher und Professor Aegidi, und besonders auch mein im Kriege gewonnener Freund Oberstleutnant Dr. Max Jähns in Berlin, dessen reizendes Heim und liebe Familie ich in Berlin jedesmal besuchte, so oft ich hinkam.

Meine Grenzbotenredaktion hinterließ mir aber noch andere wertvolle Gaben und Beziehun-

gen für das ganze Leben. So die Vermehrung meiner Bibliothek um hunderte von Bänden, d. h. der Rezensionsexemplare, die mir persönlich zugeeignet worden waren; wissenschaftliche Werke von großer Bedeutung, so z. B. das ganze Generalstabswerk über den Krieg und die Werke aller einzelnen Generalstabsoffiziere, namentlich auch alle kriegswissenschaftlichen Werke meines Freundes Jähns; ferner die besten Erzeugnisse der deutschen Romanliteratur und Novellistik der Jahre 1871 bis Ende 1878, so namentlich alles, was von Wilhelm Raabe, Paul Heyse und Wilhelm Jensen in diesen acht Jahren erschienen war, auch die bei Grunow erschienenen Übersetzungen der amerikanischen Humoristen Bret Harte, Mark Twain und Bailey Aldrich.

Raabe, Heyse und Jensen hatten über meine Besprechung ihrer Werke in den Grenzboten allezeit so große Freude empfunden, daß sie mir auch nach 1878 Alles zusandten, was sie herausgaben, und was ich nun in sehr namhaften, mir zugänglichen Blättern ebenso liebevoll und eingehend besprach. So besitze ich wohl die Werke dieser drei deutschen Dichter und Novellisten vollständig, und der briefliche Verkehr mit ihnen war allezeit herzlich freundschaftlich. Wilhelm Raabe lernte ich 1890 auch persönlich kennen, wie ich noch berichten werde. Wilhelm Jensens Lebenslauf und schriftstellerisches Wirken hatte ich, auf Grund von mindestens zwanzig Schreibseiten Aufzeichnungen seiner eigenen Hand für mich, schon 1873 in den Grenzboten (Bd. IV, S. 321/338) dargestellt, und war natürlich bei Erzählung seiner Lebensereignisse vorwiegend seinen eigenen Worten an mich gefolgt. So berichtete ich (S. 322), wie Jensen 1860 „heldenmütig seiner ersten Liebe, der Medizin, entsagt" und sich als einfacher Dr. phil. wieder auf einige Jahre nach Kiel begeben habe, um dort zu schriftstellern, und dann fuhr ich an seiner eigenen Niederschrift fort:

„Eines Tages verschwand der Dr. phil. Jensen aus Kiel, ohne seinen nächsten Bekannten eine andere Himmelsrichtung für seine Zukunft zu bezeichnen, als daß er auf Anregung Geibels nach München gehe. Das war 1862. „Was nun?" fragte Ferdinand Lassalle zu derselben Zeit. „Zu den Krokodilen!" antwortete Wilhelm Jensen an seinem Teile. Aber seines Bleibens war auch dort nicht." Diese Stelle schien mir doch noch einer Erläuterung zu bedürfen und so schrieb ich statt der

gesperrt gesetzten Worte (S. 322): „Zu den Krokodilen!" antwortete Wilhelm Jensen an seinem Teile, nachdem er München ausreichend kennen gelernt, und reiste nach Egypten. Aber seines Bleibens war dort auch nicht."

Jensen schrieb mir darauf einen überaus lustigen Brief, der mir zeigte, wie fröhlich er selbst und seine Münchener Freunde über „seine von mir erfundene Reise nach Egypten" gelacht hatten. „Zu den Krokodilen!" sei er zwar gegangen, aber das seien keine wilden Biester in Egypten, sondern „ein geselliger Verein der bedeutendsten Schriftsteller, Maler und Bildhauer Münchens, unter dem Vorsitz von Emanuel Geibel". Ich solle aber ja keine Berichtigung meines Irrtums veröffentlichen, da Jensen gern sehen möge, wer Alles diesen Irrtum mir fortan nachdrucke und weiter ausmale. So geschah es denn auch, und Jensen meldete mir in den folgenden Jahren immer vergnügt: „seine von mir erfundene egyptische Reise sei nun schon in alle deutschen Konversationslexika und Literaturgeschichten übergegangen." 1880 siedelte er nach Freiburg in Baden über, wo er ein sehr schönes Villengrundstück an einer der Hauptstraßen kaufte. Ich besuchte ihn dort, so oft ich konnte, und einmal auch — er kehrte 1888 nach München zurück — in einer Sommerfrische des Schwarzwaldes, unweit von Kandern. Da zog er ein neues schönes großes Buch heraus, eine französische Literaturgeschichte der deutschen Schriftsteller der Gegenwart, und rief vergnügt: „Hier lesen Sie, was französische Einbildungskraft aus Ihrer Erfindung meiner egyptischen Reise fertig gebracht hat! Hier handeln zwei ganze Druckseiten von meiner Reise nach Egypten, und ich bin bis zu den zweiten Katarakten des Nil vorgedrungen! Besten Dank für diese wohltätige Motion, die Sie mir verschafft haben!"

Meine persönlichen Erlebnisse in den Jahren 1876, 1877 und 1878 waren hauptsächlich die folgenden:

Vom 25. April 1876 an begann vor dem Schwurgericht Zwickau in Sachsen eine reichlich acht Tage dauernde Verhandlung gegen etwa zwölf bisherige Angestellte des Sächsischen Staatsbahn-Betriebes, von denen ich die zwei Hauptangeklagten zu verteidigen hatte. Es war eine der interessantesten Schwurgerichtsverhandlungen meiner bisherigen

Verteidigerpraxis. Die Angeklagten, Zugführer und Schaffner der Sächsischen Staatsbahnen, waren nämlich beschuldigt, jahrelang den Sächsischen Eisenbahnfiskus um tausende von Mark dadurch betrogen zu haben, daß sie in ihren monatlichen Berechnungen der von ihnen im Laufe dieses Monats dienstlich durchfahrenen Kilometer-Bahnstrecken jede nur einfach zurückgelegte Fahrt in ihrer Kilometerzahl wahrheitswidrig und betrügerischerweise verdoppelten, indem sie eine erfundene Rückfahrt auf derselben Strecke berechneten. Diese falsche Berechnung war für die Schwindler sehr lohnend. Denn jeder dieser Beamten bekam zu seinem feststehenden Gehalt eine bedeutende Monatszulage für jeden Monat, in welchem er mehr als so und soviel hundert Kilometer gefahren war, und zwar genau nach der Überzahl der von ihm durchfahrenen Kilometer mehr. Die Schwere dieser von jedem der Angeklagten durch Jahre fortgesetzten Amtsverbrechen ließ der Verteidigung nur dürftigen Spielraum. Das Äußerste, was sie erreichen konnte, erschien mir von Anfang an die Zubilligung mildernder Umstände an die Angeklagten seitens der Geschworenen. Das konnte aber nur erlangt werden, wenn die Verteidigung ganz offen darlegte, daß nur ein erstaunlicher Mangel an einsichtiger Kontrolle seitens der Leitung der Sächsischen Staatsbahnen schuld daran sei, daß dieser Schwindel von einem Dutzend Beamten jahrelang habe fortgesetzt werden können und nicht schon bei dem ersten Versuche eines einzigen entdeckt worden sei. „Die guten Sachsen" unter den Geschworenen konnten freilich einen solchen Angriff auf „unsere Regierung" sehr übelnehmen, namentlich aus meinem nationalliberalen Munde.

Da kam mir der Zufall in merkwürdig-ergötzlicher Weise zu Hilfe. Als ich nämlich zu Beginn der Verhandlungen meinem Platz als Hauptverteidiger in nächster Nähe der Geschworenen zuschritt, und der Gerichtspräsident meinen Namen nannte, da rief der feinste Geschworene, der später zum Obmann ernannt wurde, mit vernehmbarem, erregtem Flüstern: „Ei, das is der Doggder Blum, Gollejen, e feiner Redner, sag' ich Eich! Der fängd jede Verdeidigung mit Schillern an!" Das war nun freilich eine heikle Aufgabe für mich, meine Verteidigung in diesem Falle, oder richtiger die Begründung meiner Bitte an die Geschworenen, den Angeklagten mildernde Umstände zu bewilligen, „mit Schillern anzufangen". Während der achttägigen Verhand

lungen war mir aber doch etwas eingefallen, was wenigstens des Wagnisses lohnte. Als der Schwurgerichtspräsident mir nämlich nach dem Plaidoyer des Staatsanwalts, als dem Hauptverteidiger, das erste Wort erteilte, da begann ich: „Meine Herren Geschworenen, als Schiller" — — „Aha, heerd ihr's, Gollegen, der Doggder Blum fängd richdig mit Schillern an!" flüsterte der künftige Obmann, hörbar in seiner Begeisterung. — „Als Schiller sein herrliches Gedicht „Das Ideal und das Leben" schrieb und an die Verse kam:

„In jenen heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,"

da hat Schiller gewiß nicht an die Verwaltung der Sächsischen Staatsbahnen gedacht!" — Große Heiterkeit bei den Geschworenen, die sich noch wesentlich verstärkt, als ich fortfahre: „Denn wenn Schiller dabei an die Verwaltung der Sächsischen Staatsbahnen gedacht hätte, würde er nicht geschrieben haben: „In jenen heitern Regionen" — leise Rufe bei den Geschworenen, die wie „Na, na?" klingen, als fänden sie jene „Regionen" gerade recht „heiter". Dann fuhr ich fort: „Vor allem aber würde Schiller von der Verwaltung der Sächsischen Staatsbahnen nicht geschrieben haben: „Wo die reinen Formen wohnen", sondern: „Wo die reinen Formen wohnen!" Die Heiterkeit der Geschworenen stieg da auf den Höhepunkt, und ich brauchte für die Zubilligung mildernder Umstände an die Angeklagten wenig mehr zu sagen. Das wurde glatt bewilligt. So trefflich führt Schiller unter Umständen die Verteidigung in Schwurgerichtsprozessen!

Meine Verteidigerpraxis war überhaupt reich an sehr ergötzlichen Erfahrungen, von denen ich hier nur einige mitteilen will. So eilte ich etwa um dieselbe Zeit eines Morgens von unsrer Wohnung in der Brandvorwerkstraße direkt auf das Bezirksgericht an der Zeitzer Straße, um hier Termine abzuwarten. In den schattigen Anlagen des Floßplatzes unterwegs, den ich quer durchschritt, begegnete mir ein Mann, der mir einen fast unheimlichen Eindruck machte und sich mir in den Weg stellte, plötzlich aber rief: „Ach, Sie sind's, Herr Doktor Blum, das freut mich, da komme ich nächstens in Ihre abgelegene Villa, um Ihnen für Ihre Verteidigung zu danken!" — „Für meine Verteidigung? Das muß ein Irrtum sein. Ich kenne Sie gar nicht," entgegnete ich. — „Jawohl, Herr Doktor, 's war vor sechs

Jahren, wegen Einbruchsdiebstahls, und im Zuchthause, wo ich seither war, haben sie mir natürlich Haar und Bart geschoren." — „Dafür bedarf es gar keines Dankes an mich, Herr!" rief ich erregt, „am wenigsten in meiner „abgelegenen Villa". Wenn Sie aber etwa gar im Dunkel dort antreten sollten, so lassen Sie sich gesagt sein, daß ich dort immer einen geladenen Revolver liegen habe, dessen Kugelmaß neun Millimeter Durchmesser hat!" — „Donnerwetter, sind Sie aber inzwischen grob geworden! Adieu!" schrie der Mensch entsetzt und stürzte davon.

Gleichfalls um dieselbe Zeit hatte ich vor dem Leipziger Schwurgericht, unter dem Vorsitz des Gerichtspräsidenten Petsch, der bald nachher Senatspräsident des dritten Strafsenats des Reichsgerichts wurde, einen sogenannten „Gutentagsager" zu verteidigen. So nennt man in Großstädten jene Einbrecher, die an Sonn- und Feiertagen reiche Villen der Vororte heimsuchen, deren Bewohner die Verbrecher auf einem Vergnügungsausflug begriffen glauben. Das stellen sie durch Klingeln vor der Haustüre fest. Erscheint auf das Klingeln niemand, ist also die Villa leer, so öffnen sie die Tür mit Nachschlüssel, stehlen das Beste und drücken sich. Ertönt dagegen auf das Klingeln der Ruf von innen: „Wer ist denn da draußen?" so rufen sie: „Guten Tag, wohnt hier nicht Herr Schulze?" und machen sich ohne Einbruch davon, wenn die erwartete verneinende Antwort gekommen ist. Mein „Gutentagsager" hatte nun eines Sonntags in Gohlis die Villa eines reichen Kaufmanns leer gefunden, war hineingedrungen, und wollte sich eben wieder aus der Haustür hinausschleichen, in der Linken die in ein Bündel geschnürte wertvolle Beute, in der Rechten „die Waffe", — diesmal einen furchtbar dicken, mit einem schweren Metallknopf versehenen Knotenstock, — als dem Verbrecher in der offenen Haustür der Besitzer der Villa rauchend entgegentrat. Sofort erhob der Verbrecher den Metallknopf des Knotenstockes zu einem tödlichen Schlag nach dem Kopf des unbequemen Störers. Dieser aber wußte sich so geschickt zu drehen, daß der Schlag, statt des Kopfes, die brennende Zigarre traf, und deren Funken dem Verbrecher in Gesicht und Augen sprühten, so daß dieser mit lautem Aufschrei bewußtlos zu Boden stürzte und verhaftet wurde. — Vor Gericht suchte nun dieser geriebene Gauner zunächst die Zuneigung des Präsidenten Petsch zu erschleichen, indem er auf jede Frage desselben die Antwort anfing mit „Mei liewer Herr Bräsidende!" Da

rief aber Petsch grimmig: „Angeklagter, lassen Sie das, Sie haben bei mir auf Gegenliebe nicht zu rechnen!" Und am Schlusse der Beweisaufnahme ergriff Petsch den auf dem Beweismitteltisch liegenden Knotenstock, hielt ihn hoch, so daß die Geschworenen schaudernd darauf blickten und zusammenfuhren, und fragte scharf: „Angeklagter, ist das keine Waffe?" — „Nee, mei guder Herr Bräsidende," erwiderte dieser dreist, „das is Sie geene Waffe nich. Das is Sie e dheires Andenggen von meiner seligen Braud!" Und dabei war der Mensch seit Jahren verheiratet. Die Geschworenen aber lohnten ihm die Dreistigkeit mit zehn Jahren Zuchthaus. Auch mit Schiller hätte ich diesmal keinen günstigeren Spruch erringen können.

Das von uns in der Brandvorwerkstraße bewohnte Haus zeigte je länger je mehr einen schweren Übelstand. Es war sehr undicht und darum sehr feucht. So hörten denn die Krankheiten in meiner Familie nicht auf. Unser lieber Sohn Kurt erkrankte an schwerer Diphtheritis und schwebte längere Zeit in Lebensgefahr. Und vom 21. April 1877 an ergriff mich, wie ich bereits kurz berührt habe, ein sehr schwerer Gelenkrheumatismus, der mir große Qualen bereitete und mich monatelang ans Bett fesselte. Im Juli war ich aber doch so weit genesen, daß ich mit Frau und Kindern nach Rheinfelden reisen konnte, wo ich täglich heiße starke Soolbäder nahm, um auch meine noch ganz steifen Schultern zu heilen. Aber selbst durch anhaltende Soolbäder war das nicht ganz zu erreichen, und so ergriff ich denn ein neues Heilmittel, eine Wanderung im Schweizer Hochgebirge mit den drei Berner Freunden Bitzius, Wysard und Langhans.

Wir traten diese Wanderung in der zweiten Hälfte August 1877 von Bern aus gemeinsam an. Bis Luzern fuhren wir wieder mit der Bahn, von da mit dem Dampfer nach Treib am Vierwaldstättersee, bestiegen von hier aus die prächtige Sommerfrische Seelisberg und wanderten dann im Reußtal von Flüelen aus bis Amsteg am Fuße des Maderanertals, wo wir übernachteten.

Am nächsten Frühmorgen begannen wir den Aufstieg ins Maderanertal, dem schäumenden Kärstelenbach entlang, der bei Amsteg in die Reuß stürzt. Eine herrliche Wanderung! Nach einem Stündchen war das Dorf Bristen erreicht, wo die wunderbare Schönheit dieses Hochtals sich schon entfaltet. Hinter

uns, jenseits des Reußtals, türmt sich der Ostabhang der Engelberger Alpen. Uns zur Rechten läßt der steile Bristenstock einige seiner ewigen Schneefelder blicken. Vor uns im blauen Morgenduft die im Süden des Tales aufragenden Kämme des Weidenalpstocks, des Oberalpstocks und im Osten, das Tal abschließend, der schneereiche Düssistock, während zur Linken die schroffen Höhen der Stafeln im Morgenlicht strahlen, und darüber hinaus die blaugrauen Felskuppen der beiden Windgällen und der beiden Ruchen und das Scheerhorn sichtbar werden. Links und rechts donnern Wasserfälle, derengleichen wir kaum je gesehen. Wenige Minuten, nachdem man Bristen verlassen und den schäumenden Kärstelenbach überschritten hat, tut sich auch das erste der engen Seitentäler auf, durch die man vom Maderanertal aus ins oberste Rheintal nach Graubünden hinübersteigen kann, das Etzlital, vom wilden Etzlibach durchströmt. Immer großartiger rauscht uns nun auf unserem weiteren Wege der Kärstelenbach entgegen. Und nachdem wir, etwa eine Stunde von Bristen, den steilen Lungenstutz erblickt und dann erklommen haben, schreiten wir fortan in nur mäßiger Steigung zum damals (1877) einzigen Hotel des ganzen Tales empor, zum „Alpenklub-Hotel" der Witwe Indergand, das 1460 Meter über Meer und 924 Meter über Amsteg liegt und heute noch sehr stark besucht ist, namentlich auch von Frauen und Kindern, denen der längere Aufenthalt in der sonnigen, reinen Höhenluft überaus wohltut.

Wir verweilten hier einige Tage, um die herrliche Umgegend der Hochalpen zu genießen, die ich auch malte, namentlich den Stäuberbach, eine halbe Stunde vom Hotel, der selbst die Wasserfälle des Berner Oberlandes übertrifft durch die Macht seines Wassers, die Höhe seines Falls und die zauberisch schöne Beleuchtung, die ihm die Sonne gegen Abend schenkt.

Nachdem wir alle diese Herrlichkeiten verständnisvoll genossen, traten wir unsern Hauptmarsch an, den über die hohen Stafeln. Schon vor Sonnenaufgang erreichten wir den Felsenhügel, der den Ausblick über den Hüfigletscher zur Linken hin überragt. Nur ein lichter Strahlenkranz über dem Düssistock verkündete das Nahen der Sonne. In blauem Zwielicht lag das Tal nach Südwesten. Donnernd grüßte der mächtige Stäuberfall bis hier herauf. Uns näher zur Rechten stürzten von der dachsteilen Wand der Stafeln die fünf Fälle talwärts, die wir seit dem Verlassen des Hotels bis hierher überschritten hatten. Tief

unter uns gegen Nordosten breitete sich in durchsichtigem Grünblau der ungeheure Hüfigletscher. Hoch über uns kreiste im Äther der beflügelte König des Gebirges, der Steinadler. Nun eine halbe Stunde bergan in steilem Zickzack, an natürlichen tiefen Wasserreservoirs vorüber, die der Regen in den Felsen bildet, und von denen das Vieh gierig trinkt, wenn es zur Alp aufzieht, — und der Charakter der Landschaft hat sich durchaus verändert. Das Tal ist uns entschwunden. Wir stehen auf breiter blumiger Hochalp. Jubelnd begrüßen wir hier in der zweiten Hälfte August noch blühende Alpenrosen. Für die ersten, die wir antreffen, wird ein kühner Felsensprung gewagt. Später auf unserem Wege rötet die Alpenrose noch weithin die Felswände, während sie auf tieferen Alpen längst verblüht ist. Alpenvergißmeinnicht und blaue Enzianen sprießen an wasserreichen Stellen zu unsren Füßen. In umgekehrter Folge und Richtung überschreiten wir auf dem Kamm des Gebirges, hoch über den von unten geschauten Fällen, die fünf Gebirgswässer, die wir im Tal auf dem Herweg durchmaßen. Vor allem aber ist hier oben eine Änderung vor sich gegangen: die Sonne hat die Höhenwand des Düssistockes überschritten und ist nun für uns da; nicht langsam und fern am Horizont aufsteigend, und allmählich, nach Stunden erst, mit ihrem vollen Glutstrahl uns treffend, wie in tieferen Gebirgslagen oder in der Ebene; sondern plötzlich rollt sie über den Gebirgskamm hoch über uns, und in wenigen Minuten ist alles vor uns, was bis dahin noch im Schatten gelegen, mit blendendem Licht und mit sofort fühlbarer Wärme durchdrungen. Ohne Zaudern wird der Rock ausgezogen; Tropfen um Tropfen perlt der Schweiß von der Schläfe; der Durst regt sich, aber wir vier besaßen zusammen nur eine einzige Flasche säuerlichen Hallauerwein, von dem „der weise Verwalter unserer flüssigen Schätze" — wie mich Bitzius scherzhaft nannte, weil ich die Flasche trug, — jedem von uns an dieser Haltestelle nur ein Vierzigstel Liter bewilligen konnte, was aber trefflich mundete. Alkoholiker waren wir also kaum zu nennen!

Immer einsamer ward dann unsere Höhe. Immer näher tönte das Geläut flinker Ziegen, die uns erspäht hatten und salzhungrig uns zueilten. Ich hatte etwas Salz bei mir und war so leichtsinnig, den Ziegen einige Körnchen zu verabreichen, worauf die ganze Herde über eine Stunde weit uns nachzog, bis wir die Sennhütten der Alp Gnof erreicht hatten, wo die Ziegen

enttäuscht umkehrten, wir aber uns Milch, Nidle (Sahne), Käse und Brot zum Frühstück reichen ließen. Ich bot den Freunden außerdem Leipziger Zervelatwurst, die hier oben selten vorkommt. Denn als ich dem Hofhund die Wurstschalen hinreichte, riß er aus. Die Hunde da oben bekämen überhaupt kein Fleisch zu fressen, meinte des Sennen Sohn, der allein daheim war und uns bediente. Jähen Felsstürzen entlang setzten wir dann unsern Weg fort nach dem Höhepunkt der Stafelwanderung, der Alp Bernetsmatt, einer hüttenlosen, unbewohnten Alpwiese, die den beherrschenden großartigen Umblick gewährt, der alle Mühen reichlich lohnt. Zum erstenmal tritt hier im Osten in seiner hohen Majestät der Tödi hervor, mit seinen weiten Eis- und Schneefeldern, deren westlichster Ausläufer der Hüfigletscher ist. Im Norden schauen wir die Windgällen, den Ruchen und Tschingelstock näher und prächtiger als je vorher. Und im Süden, diesseits des tiefen Einschnittes des Maderanertals, eine gute Stunde unter uns in jäher Tiefe der blaue Bergsee der Golzernalp, von Tannen umstanden, scheinbar schon im Tal und doch noch fast anderthalb Stunden über dem dort dahinrauschenden, von hier nicht sichtbaren Kärstelenbach gelegen.

Dieser großartige Umblick auf die Bergriesen der ganzen Landschaft brachte mir vor allem aber auch die großartige Bedeutung des heutigen Tages zum Bewußtsein und ich rief: „Liebe Freunde, heute ist der siebente Jahrestag der Schlacht von Mars-la-Tours! Ich bringe den Toten des heißesten und ruhmvollsten Tages unseres ganzen Krieges gegen Frankreich mein Glas dar!" Und auch die Freunde dachten ihrer so andächtig, als ihrer je bei edleren Tropfen gedacht worden ist. Ein aufkommender Föhnwind mahnte zu raschem Abstieg. Der Rest unserer Weinflasche wurde dann, nach der steilsten, mühsamsten Partie des ganzen Weges, unten am Golzernsee vertilgt. Glücklich nach Amsteg zurückgekehrt, nahmen wir dort die Post nach Flüelen. Und als ich hier den Kapitän des Dampfers fragte: „Sind wir nicht verspätet?" meinte er: „Ja, das wär' auch g'fehlt, wenn wir im August nicht verspätet sein wollten!"

Wir fuhren mit dem Schiff nur bis Brunnen und liefen von da bloß die etwa einstündige Strecke bis Rickenbach (am Fuße des Großen Mythen), wo wir übernachteten. Am nächsten Frühmorgen brachen wir zur Besteigung des Großen Mythen auf und frühstückten zwei Stunden von Rickenbach, auf

der Holzegg, wo man tief unter sich schon Einsiedeln und dessen Seitentäler erblickt. Von der Holzegg an begann nun der eigentliche Aufstieg zum Mythengipfel, ein steiler, doch vielfach mit Geländern versehener Felsenpfad, in etwa fünfzig „Kehren" (Windungen) bis zum Gipfel, auf der Ostseite des Berges, wenig über eine Stunde lang. Nahe beim Gipfel kam dann die schwierigste Stelle, ein schmales Brücklein mit wenig festem Geländer über einem schauerlichen Felsenabgrund. Aber wir überwanden auch das und nahmen für den Rest des Tages und die Nacht durch in dem guten Mythen-Wirtshaus Quartier, das damals freilich nur vier schon besetzte Betten hatte, so daß wir auf dem Heuboden schlafen mußten. Doch auch das vollbrachten wir mühelos und ohne Murren, nachdem wir uns zuvor viele Stunden lang von dem Gipfel dieses Berges aus an der weiten Alpenrundsicht erquickt hatten, auch an unsern lieben Berner Alpen, während im fernsten Norden und Nordosten unseres Gesichtsfeldes, Jura- und sogar Schwarzwaldberge sich emporreckten, die man auch von Rheinfelden aus schaut. Damit waren wir am letzten Ziel unsrer diesjährigen herrlichen Gebirgswanderungen angelangt. Das Wetter war am nächsten Morgen auch trüb geworden und der Abstieg zur Holzegg daher nicht ganz ungefährlich. Wir trennten uns in Brunnen, da ich von hier aus über Arth-Goldau und Brugg direkt nach Rheinfelden, die Freunde aber nach Bern fuhren. Doch vereinbarten wir freudvoll, ehe wir schieden, im nächsten Sommer wieder zusammen zu wandern.

Das hat freilich nicht sollen sein! Freund Wyfard nahm schon 1877 die Berufung als Pfarrer an die deutsch-schweizerische protestantische Gemeinde Denmark-Hill in London an, da seine Gattin ja Londonerin war. Freund Bitzius aber ward 1878 bei den Berner Neuwahlen der kantonalen Behörden zum Berner Regierungsrat gewählt und an die Spitze des Berner Erziehungs- und Gefängniswesens gestellt, und im Herbst 1878 auch zum Mitglied des Schweizerischen Ständerates gewählt. Ich aber hatte 1878 sehr viel traurigere Reisen zu machen, als fröhliche Gebirgswanderungen mit Freunden!

Denn mein lieber Schwager Oskar Fischer litt schon seit 1871 häufig schwer an den Folgen einer furchtbaren Erkältung, die er sich zugezogen hatte als einberufener Schweizer Hauptmann in jener Schweizer Grenzbesatzung, die im Winter 1870/71 das

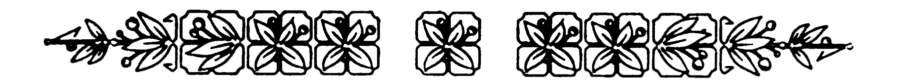
Schweizer Grenzgebiet gegen die andrängenden zuchtlosen Scharen der Armee Bourbakis schützte, und diese Franzosen dann auch entwaffnete, als sie, von den Deutschen geschlagen, über die Schweizer Grenze flüchteten. Der Winter 1870/71 war eben entsetzlich rauh und hart gewesen. Vom Frühjahr 1878 an wurde Oskars Leiden besorgniserregend, ein schweres Brustleiden. Auf meinen Wunsch untersuchte ihn mein lieber Freund, Professor Dr. Louis Thomas in Freiburg (Baden) genau und eingehend, behandelte ihn auch, ließ mir dann aber streng vertraulich die furchtbare Nachricht zugehen: Oskar leide zweifellos an Tuberkulose und sein Zustand und Befinden gebe wenig Hoffnung mehr!

Dann kamen ja auch wieder günstigere Nachrichten von den tüchtigen Rheinfelder Ärzten, die ihn behandelten, ja sie gaben Hoffnung, daß ein längerer Aufenthalt des lieben Kranken in Davos (Graubünden) im Sommer ihn heilen und wieder gesund machen könne! Aber begreiflich ist, mit welch schweren Sorgen wir diesmal, nach Mitte Juli 1878, unsre jährliche Reise nach Rheinfelden antraten. Und erschütternd war unser Wiedersehen mit dem geliebten Schwager und Bruder, besonders, da er durch kein Wort verriet, daß er wisse, wie schwer und gefahrvoll sein Leiden sei. In der ersten Augustwoche trat ich mit ihm die Reise nach Davos an, mit der Bahn bis Chur, über Brugg, Zürich, den Walensee und Sargans. Es war furchtbar peinlich. Denn meist saß er schweigend, wie leblos, in seiner Wagenecke. Und während der Nacht in Chur hustete er so heftig, daß ich kein Auge zutun konnte. Die Bahn nach Davos ging damals noch nicht. Wir nahmen in Chur also einen Mietwagen nach Davos, was ihm auch besser bekam als die Bahnfahrt bis dorthin. Sein Hotelzimmer in Davos war sehr gut, und der schon von Rheinfelden aus für ihn gewonnene Arzt ausgezeichnet. Auch dieser setzte noch Hoffnungen auf die berühmte Heilkraft von Davos. Ich blieb einige Tage in Davos und wagte dieselben Hoffnungen an Oskars längeren Aufenthalt in dieser reinen Luft zu knüpfen wie sein trefflicher Arzt. Um so erschütterter war ich, als Oskar mir ganz am Schlusse seiner Abschiedsworte sagte: „Und grüß mir auch mein liebes Schwesterlein – ich seh' sie doch nimmer!"

Davon sagte ich natürlich kein Wort, als ich am Spätabend des 8. August, unseres Hochzeitstages, nach Rheinfelden zu-

rückkehrte. Aber schon am 13. August telegraphierte uns der Arzt in Davos: Wenn wir Oskar noch lebend sehen wollten, möchten wir sofort nach Davos reisen. Wir taten das noch am 13.: Oskars Mutter, meine Frau und ich, der Vater war in Würzburg zur Kur. Wir kamen in Davos am Abend des 14. August an. Am Morgen des 15. noch sagte Oskar fast heiter, als er sich an zwei von der Decke zu ihm herabhängenden dünnen Seilen im Bett emporzog: „Heilgymnastik!" Aber gegen Abend am 15. August entschlief er schmerzlos für immer! Wir nahmen die teure Leiche mit nach Rheinfelden, wo sie am 18. August unter großer Teilnahme der Bevölkerung bestattet wurde.

Gegen Ende Dezember 1878 starb auch Schwiegervater Fischer im Juliusspital zu Würzburg. Auf die Nachricht seines Arztes von seinem übeln Befinden reisten meine Frau und ich sofort von Leipzig nach Würzburg und trafen ihn noch lebend, aber schon ohne Besinnung. Auf seinen Wunsch wurde er in Würzburg bestattet. Die Freimaurerloge, der er angehört hatte, gab feierliches Geleit.



Zweites Buch.

In der Vollkraft der Jahre, 1879 bis 1889.

Erstes Kapitel.

Die Jahre 1879, 1880. Persönliches. Sommerreisen. Literarisches Schaffen. Feste.

Die freie Zeit, die ich gewonnen hatte, seitdem ich mit Beginn des Jahres 1879 nicht mehr Leiter der Grenzboten war, wandte ich im Frühjahr 1879 der Malerei zu, indem ich in den frühen Morgenstunden, vor Beginn meiner Anwaltspraxis, das herrliche große Seestück von Gudin im Leipziger Museum in halber Größe kopierte. Außerdem war ich mit Beginn dieses Jahres erster Vorsitzender im Direktorium der Lebensversicherungsgesellschaft Atropos geworden und hatte da oftmals tagsüber auf dem Bureau der Gesellschaft und abends im Direktorium manches zu erledigen. Ich blieb in dieser Stellung bis 1895.

Die gesundheitsgefährliche Feuchtigkeit unserer Wohnung in der Brandvorwerkstraße vertrieb uns aus dieser. Am 1. April 1879 siedelten wir in das schöne einstöckige Villengrundstück eines Kaufmanns in der Elsterstraße über, mit hübschem Vorgarten nach der Straße und schönem großen Garten hinter dem Hause, wo wir das geräumige Parterregeschoß mit dem Recht der Gartenbenützung mieteten. Meine Kinder hatten von da nicht weit zu ihren Schulen, ich kaum zehn Minuten weit in mein Anwaltsbureau. Und meine große Anwaltspraxis beschäftigte mich aufs lebhafteste und angenehmste.

In den Gerichtsferien eilte ich mit Frau und Kindern wieder nach Rheinfelden. Und diesmal kam wieder eine Hochgebirgswanderung mit den lieben Berner Freun-

den zustande, die längste, die wir noch zusammen ausgeführt hatten. Freund Langhans vertrat gerade, als Bitzius, Wyfard und ich von Bern aus zu unserer Hochgebirgswanderung aufbrachen, den erkrankten Pfarrer in Langhans' Geburtsdorf Guttannen im Berner Oberland, und so war denn vereinbart, daß wir drei ihn dort abholen und mit uns nehmen sollten. Doch da Langhans am Sonntag zu predigen hatte, durften wir nicht vor Sonntag Mittag in Guttannen eintreffen. Bitzius, Wyfard und ich traten also unsere Reise eines Samstags-Morgens im August 1879 von Bern aus an und hatten uns als Reiseziel des ersten Tages nur Innertkirchen (auch Imhof genannt) im Berner Oberland gesetzt, wo die Bergstraßen vom Gadmer- und Gental und von der Grimsel und Guttannen her zusammentreffen. Bis Meiringen wollten wir mit Eisenbahn und Dampfschiff — auf dem Thuner und Brienzer See — fahren.

Bitzius war damals, wie ich bereits erwähnt habe, schon Berner Regierungsrat und schweizerischer Ständerat. In die Fremdenbücher unserer Gasthöfe schrieb er sich aber beharrlich immer nur ein als: „A. Bitzius, Beamter", um sich mit seiner rührenden Bescheidenheit den Huldigungen der Landsleute, namentlich der Berner, zu entziehen, die mit freudiger Begeisterung ihn umdrängten, wenn sie den gefeierten Regierungs- und Ständerat in ihm erkannt hatten. Immer hatte Bitzius an heiteren, lustigen Begebenheiten, die ihm beschert wurden, die hellste Freude, und ein derartiges köstliches Ereignis sollte uns in den ersten Tagen unserer gemeinsamen Bergwanderung im Sommer 1879 zuteil werden. Schon auf der Bahnfahrt von Bern nach Thun sagte uns Bitzius nämlich geheimnisvoll: „Ich bin doch neugierig, wie es morgen Sonntag früh mit der Predigt in Innertkirchen beschaffen sein wird? Der Pfarrer von Innertkirchen hat nämlich den verwegenen Gedanken ausgeführt, diese Woche als erster Mensch, d. h. als Erster unter allen Bergsteigern, den Montblanc ohne Führer, ganz mutterseelenallein, zu besteigen. Und nach einigen Fanfarenstößen, die er den Zeitungen wahrscheinlich selbst hat zugehen lassen, soll ihm das tollkühne Wagnis auch geglückt sein. Freilich war er bis heute auch noch nicht wieder auf seinem Pfarrsitz angelangt und einen Vertreter hat er dort nicht. Ei, ei, was wird morgen aus seiner Predigt werden?!"

Diese brennende Frage wurde uns allen in ein noch bedenklicheres Zwielicht gerückt, als Bitzius auf dem Verdeck des

Dampfers, mit dem wir von Thun nach Interlaken fuhren, von dem verwegenen Montblanc-Besteiger sich plötzlich recht burschikos angeredet hörte. Der Mann sah aus, als komme er von einer schweren Operation und fahre nun zum nächsten Spital, um sich da für einige Monate ausheilen zu lassen. Der Sonnenbrand auf dem Montblanc hatte ihm nämlich über das ganze Gesicht bis zum Hals hinunter die Haut in Fetzen gerissen, die nur noch an einigen Fädchen zu hängen schien, und darunter schimmerten große braunrote Flächen nackten Fleisches. Bitzius fragte ihn denn auch herb und kühl: in welches Spital er einziehen wolle? — „In welches Spital? In gar kein Spital! Ich eile nach Innertkirchen, um meine Predigt für morgen zu machen!" erwiderte er keck. — Bitzius nahm ihn nun auf die Seite, sprach längere Zeit leise mit ihm, stellte ihm das Unrecht vor, Gott durch ein so tollkühnes Wagnis zu versuchen und dann mit so entstelltem Antlitz auf die Kanzel zu steigen, und nahm ihm das heilige Versprechen ab, so etwas nie wieder zu tun, Bitzius heute Abend noch im Hotel „Im Hof" in Innertkirchen anzuzeigen, wenn der Herr Pfarrer mit der Predigt fertig geworden, und morgen Nachmittag in Guttannen wahrheitsgetreu zu melden, wie die Predigt auf die Gemeinde gewirkt habe. Der geknickte geistliche Montblanc-Besteiger versprach alles das kleinlaut und verschwand von der Bildfläche des Oberdecks, „um sich sogleich an seine Predigt zu machen", wie er versicherte.

Um ihn unterwegs bis Innertkirchen durch den Reiz unserer Anwesenheit nicht von „seiner Predigt" abzuziehen, verschwanden wir in Bönigen am Brienzer See gleichfalls aus seinem Gesichtskreis, wanderten von da nach Iseltwald, fuhren mit dem Dampfschiff zum Gießbach und bestiegen diesen, und wanderten später von Meiringen durch die Aarschlucht zu Fuß nach Innertkirchen, wo wir erst Abends anlangten und unser Abendessen und Nachtquartier im Hotel „Im Hof" nahmen. So ernst nun Bitzius diese Begegnung mit dem geschundenen Montblanc-Besteiger anfangs aufgenommen hatte, so wenig hatte er bei unserm stundenlangen Alleinsein und -Wandern inzwischen auch der überwältigenden Komik des ganzen Abenteuers sich entziehen können und von ganzem Herzen gelacht, wenn er sich vorstellte, wie die Gemeinde Innertkirchen morgen früh wohl ihren Pfarrer anstieren werde, wenn er in Fetzen auf der Kanzel auftauchte. Und wie würde erst die Predigt aussehen, o du lieber Himmel!

Das Komische an diesem geistlichen Bergfex wuchs nun aber hochgradig bei jeder neuen Begegnung mit ihm, die uns beschieden war. Denn kaum hatten wir unser Abendessen im Gasthof zu Innertkirchen begonnen, als der Pfarrer, in Begleitung seines großen Hundes, in das Zimmer stürzte und Bitzius strahlend zurief: „Er habe seine Predigt vollendet, Bitzius könne sie gleich mal lesen!" Bitzius hielt sich die Serviette vor den kauenden Mund, um diesen und jedenfalls auch sein Lachen zu verbergen, und sagte dann kühl: „Er sei jetzt anderweit beschäftigt und werde sich die Predigt später mal ausbitten. Der Herr Pfarrer möge nur ja morgen Nachmittag in Guttannen berichten, wie sie gewirkt und gefallen habe, und sie vorher selbst noch recht sorgsam durchsehen." Obwohl nun in diesen Worten schon der deutliche Wink mit enthalten war, der Herr Pfarrer täte gut, in sein junggeselliges Studierzimmer zurückzukehren, setzte dieser sich stramm an unsere Seite, und fragte, geringschätzig auf unsere unetikettierte Flasche einfachen Landweins blickend: „Was trinken denn da die Herren für geringen Wein?" Wir sagten ihm, er schmecke uns ganz gut. Da fuhr er aber auf: „Der Wein gut, nein bewahre! Sie müssen jetzt mal die ganze Weinkarte in der von mir bestimmten Reihenfolge und dramatischen Steigerung durchtrinken! Herr Wirt, zunächst eine große Flasche Neuchateller und vier Gläser!" Wir protestierten lebhaft „gegen die uns ungewohnte Völlerei", — da war aber die Flasche Neuchateller mit den vier Gläsern schon da, und der Ortspfarrer schenkte die vier Gläser aus der in der hocherhobenen Rechten geschwungenen Flasche mit der Sachkunde eines alten Oberkellners voll, so daß sich in jedem der Gläser der beim Einschenken echten Neuchatellers erwartete Stern bildete. Wir stießen mit ihm an, erklärten ihm aber bestimmt, genug zu haben, als die Flasche leer war, und nun zu Bett gehen und ausschlafen zu müssen. Denn wir trugen durchaus kein Verlangen nach weiterer „dramatischer Steigerung" seiner Trinkkunst und oberkellnerischen Begabung. Und unsere Befürchtung, der Unglückliche sei geistig nicht normal, dämpfte unsere innere Heiterkeit über die ungeheure Komik seines Benehmens.

Am folgenden Tage, dem Sonntag, waren wir schon stundenlang mit unserm lieben Freund Eduard Langhans und den Seinigen in Guttannen vereint, als gegen Abend der Pfarrer von Innertkirchen, wieder in Begleitung sei-

nes großen Hundes, erschien und sofort „vor den Herrn Regierungsrat Bitzius" hintrat, „um ihm über die heutige Predigt pflichtschuldigst Bericht zu erstatten". Dieser „Bericht" gestaltete sich zu einer selbständigen neuen Predigt über das in der Bibel freilich nicht enthaltene Thema: „Der Segen der Montblanc-Solo-Besteigung für die christliche Predigt", und war so überwältigend komisch, daß Langhans, Wysard und ich, unter dem Vorgeben: „dieser amtliche Bericht gehe Herrn Regierungsrat Bitzius allein an", uns gegen den Garten hin verzogen, um unsere ungestüme Heiterkeit zu verbergen.

Die dröhnende Stimme des Bergpredigers vom Montblanc trug uns ja auch dorthin jedes seiner Worte, und wir konnten dort auch beobachten, wie das Opfer dieser Beredtsamkeit, unser armer Freund Bitzius, unter seinem vor das Gesicht gehaltenen Taschentuche die krampfhaften Zuckungen seiner Lachmuskeln zu verhüllen verstand. Denn der Monblanc-Bezwinger, der im Nebenamt Pfarrer von Innertkirchen war, versicherte mit strahlender Selbstgefälligkeit: so mächtig habe er noch nie durch einen Predigtvortrag auf seine Gemeinde gewirkt, wie heute. Die Leute seien jedenfalls durch die Kunde: ihr Pfarrer habe, — zum erstenmal unter allen Menschen ganz allein, — den Montblanc, den höchsten Berg Europas, bestiegen, schon bei ihrem Eintritt in die Kirche in eine entsprechend hohe Stimmung versetzt gewesen. Und als er nun während der Predigt, seiner Gewohnheit entsprechend, auch kräftige Begleitbewegungen zu seinen Worten mit Haupt und Armen gemacht habe, da seien ihm die Hautfetzen in Fülle von Gesicht und Hals abgegangen und über die Kanzel unter seine andächtige Gemeinde herabgeschwebt, die sich um diese teuren Andenken förmlich gerissen habe.

Damit schloß er in großer Selbstbefriedigung diesen merkwürdigen „amtlichen Bericht" und war offenbar höchst erstaunt und gekränkt, als ihm nun „der Herr Regierungsrat Bitzius" mit schneidender Schärfe offenbarte: daß im Kanton Bern die religiöse Erbauung der Gemeinde durch Hautfetzen, die der Pfarrer während seiner Predigt von sich gebe und von der Kanzel hinabschweben lasse, unerhört, ja frevelhaft sei und in Zukunft ein- für allemal zu unterbleiben habe! Da erklärte der Pfarrer entrüstet: unter solchen Umständen müsse er „Gute Nacht" sagen, statt den Abend mit uns zu verbringen, und morgen ganz früh schon seine neue Predigt

vorbereiten. Bitzius und wir legten seinem Scheiden keinerlei Hindernisse in den Weg und verstanden ihn so: er wolle noch heute Abend nach Innertkirchen zurückwandern.

Wie erstaunten wir daher, als wir am nächsten Frühmorgen, vor unserm sehr zeitigen Aufbruch nach der Handegg und Grimsel von Langhans' Garten aus nach der spitzen Eisnadel des Ritzlihorns über uns hinaufblickten, und da droben schon weit über der halben Höhe des dachsteilen Berges den Pfarrer von Innertkirchen mit seinem Hund und einem Führer der Eisnadel entgegenklimmen sahen! — „So bereitet er heute ganz früh schon seine neue Predigt vor!" rief Bitzius, kopfschüttelnd. „Und den armen Hund mit da hinaufzuschleppen, der mit seinen glatten Pfoten auf den jähen Steinwänden, auf Schnee- und Eisfeldern gar keinen Halt hat! Nein, der Mann gehört nicht auf eine Pfarrei, sondern in die Waldau!" (die Berner Irrenanstalt). Er ist auch in der Tat später unheilbar geisteskrank geworden!

Unmittelbar nach diesem unheimlichen Abenteuer begannen wir Vier, d. h. auch Langhans mit Bitzius, Wysard und mir, den Aufstieg zur Grimsel, an dem herrlichen Handeggfall der Aare vorüber. Auf Langhans' Zureden hatten wir den Schullehrer von Guttannen, der jetzt Ferien hatte, und die Herrlichkeiten unserer Bergwanderung gar zu gern auch einmal selbst genossen hätte, dazu aber die Mittel nicht besaß, als unsern Träger mitgenommen, gegen ein gutes Taggeld und freie Verpflegung unterwegs. Der Mann war überglücklich und machte sich nicht bloß als Träger, sondern auch als Führer sehr schätzbar, denn er führte uns, dank seiner genauen, aus Büchern erlernten Heimatkunde, auf unserer ganzen sechstägigen Gebirgswanderung auch über die schwierigsten, pfadlosen Stellen tadellos.

Wir übernachteten am ersten Abend im Grimselhospiz, am folgenden im Hotel zum Rhonegletscher, wobei wir tagsüber, unter meisterhafter Führung des Schullehrers von Guttannen, den Rhonegletscher beschritten und überschritten. Am dritten Tage speisten wir im Hotel auf der Furka zu Mittag. Ich trat zuerst wieder ins Freie, da kam mir ein wandernder Handwerksbursche von wenig ansprechendem Äußern in den Weg und rief mir pathetisch auf Italienisch zu: „O Herr, bei der Barmherzigkeit Gottes, ein armer italienischer Maler!" Ich erwiderte: „Ma Signore, anch' io sono pittore!" („Aber, Herr,

auch ich bin Maler!") Es ist ein sehr oft gebrauchtes italienisches Sprichwort, das etwa heißt: Ich bin auch von der Sorte, ich leide wie Sie u. dergl. — Und dabei wies ich auf mein Malzeug, das der gute Schullehrer von Guttannen mir soeben nachtrug. Sowie aber der südliche Stromer meine Antwort hörte und mein Malzeug erblickte, riß er mit dem Rufe: „Ma Dio!" (O Gott!) schleunigst aus gegen den Rhonegletscher abwärts, denn er glaubte, ich wolle ihn anpumpen. Der Schullehrer und die Freunde lachten herzhaft, als ich ihnen das Abenteuer erzählte. — Freund Wysard gab uns während unserer Wanderungen viele interessante Schilderungen seines neuen Amtssitzes, der englischen Weltstadt London. Als er dabei aber vielfach auch die englische Sprache gebrauchte, rief ihm Bitzius launig zu: „Weischt, Wysard, mir verschtande dä au Dütsch!" („Weißt Du, Wysard, wir verstehen dann auch Deutsch!").

Wir zogen nun in den nächsten Tagen über Realp am Fuße der Furka, nach Hospental und Andermatt im Reußtal, dann stiegen wir durch das Urner Loch und über die Teufelsbrücke nach Göschenen abwärts und von da bis Wasen, und begannen von hier am Freitag unsern letzten großen Aufstieg nach dem Sustenpaß, nach dessen Überschreitung beim Steingletscher wir im Gasthof zum Steingletscher übernachteten. Am Sonnabend, da Freund Langhans wieder in Guttannen sein mußte, um hier am Sonntag zu predigen, zogen wir unter den Gadmer Flühen, die zu unserer Rechten emporragten, durch das herrliche Gadmertal, an den Hütten von Feldmoos vorüber und durch das Dorf Gadmen hinab nach Innertkirchen, wo Langhans sich von uns trennte, während wir drei andern abermals nach Meiringen zogen, und von da mit Bahn und Schiff nach Bern zurückkehrten.

Am 1. Oktober 1879 traten die neuen deutschen Justizgesetze (Zivilprozeßordnung, Strafprozeßordnung, Gerichtsverfassungsgesetz, Konkursordnung, Rechtsanwaltsordnung, Gerichtskostengesetz, Gebührenordnungen) in Kraft und das deutsche Reichsgericht in Leipzig in Tätigkeit, unter dem Präsidium des ehrwürdigen Dr. Eduard Simson. Die Stadt Leipzig veranstaltete zur Eröffnung des Reichsgerichts ein großes Fest, zu dem auch ich als Gast der Stadt geladen war und durch ein langes Gespräch des Präsidenten Simson mit mir ausgezeichnet wurde. Er besuchte mich und meine

liebe Frau auch bald in unserer Privatwohnung und verlangte da, auch alle unsere Kinder kennen zu lernen, namentlich unsere Älteste, Ella, von der ich ihm im Norddeutschen Reichstag das erste Bildchen gezeigt und auf seinen Wunsch sogar geschenkt hatte. Als nun nach unseren Knaben die beiden jüngeren Mädchen zuerst bei ihm antraten, sagte er immer heiter: „Nein, größer und älter muß sie sein!" bis er beim Eintreten Ellas herzlich rief: „Das ist sie!"

Die wahrhaft väterliche Liebe und Huld, die mir Simson stets bewiesen hatte, entfaltete aber nun ihre schönste und köstlichste Blüte, da er Präsident des Reichsgerichts geworden. Denn er allein ermöglichte die Verwirklichung meines großen Plans, eine Sammlung der interessantesten Urteile des Reichsgerichts in Zivil- und Strafsachen herauszugeben, die unter dem Titel „Annalen des Reichsgerichts" in den Jahren 1880 bis 1885, zehn Bände stark, im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig auch wirklich erschien. Simson ließ mir, zur Auswahl des mir für dieses Werk am passendsten erscheinenden Stoffes, sämtliche Urteile des Reichsgerichts in Zivil- und Strafsachen zugehen. Scheinbar freilich erhielt ich diese Urteile von Simson nur übersandt als Bevollmächtigter unseres gemeinsamen Freundes und früheren Parlamentskollegen Justizrat Dr. Karl Braun (Wiesbaden), jetzt (d. h. 1879) Rechtsanwalt beim Reichsgericht. Denn die Reichsgerichtsräte und -Anwälte hätten Simson verübelt, wenn er einen einfachen Landgerichtsanwalt, wie mich, so bevorzugt hätte, wie er es in Wirklichkeit tat. Ebenso scheinbar steht denn auch in den zehn Bänden „Annalen" unter dem Titel „Annalen des Reichsgerichts": „Unter Mitwirkung von Justizrat Dr. Karl Braun, Anwalt beim Reichsgericht, herausgegeben von Dr. Hans Blum, Rechtsanwalt beim Landgericht Leipzig." In Wahrheit aber hat Dr. Braun — wie Simson sehr wohl wußte — seine „Mitwirkung" an diesen zehn Bänden nur auf den Titelblättern zum Ausdruck gebracht und betätigt, die ganze Arbeit dagegen ausschließlich mir überlassen, die Verleger zahlten uns jährlich erhebliche Honorare in festen Summen.

Hieraus erhellt schon, daß meine „Annalen des Reichsgerichts" große Verbreitung fanden. Namentlich in meinem Spezialfach, dem Strafrecht, brachten sie die neuesten Urteile des Reichsgerichts stets auch viel schneller, als das in der amtlichen Ur-

teilssammlung des Reichsgerichts, den „Entscheidungen" geschah, und sogar findiger und scharfblickender als diese, da die „Entscheidungen" häufig sich veranlaßt sahen, anfangs von ihnen übergangene Urteile des Reichsgerichts in Strafsachen sehr nachträglich auch noch abzudrucken, nachdem die „Annalen" durch diesen Abdruck Sensation gemacht hatten. Das ärgerte natürlich die Herausgeber der „Entscheidungen" erheblich, und so sah sich Simson genötigt, mir 1885 zu erklären, daß er mir die Urteile des Reichsgerichts in Strafsachen fernerhin nicht mehr liefern könne. Da die Verleger der „Annalen", die Herren Duncker & Humblot in Leipzig, nicht geneigt waren, das Werk nur mit den Urteilen des Reichsgerichts in Zivilsachen fortzusetzen, so gab ich 1885/1886 noch drei Bände „Urteile und Annalen des Reichsgerichts in Zivilsachen", ohne Dr. Brauns „Mitwirkung", im Verlage von Guttentag in Berlin heraus.

Von meinen persönlichen Erlebnissen im Jahr 1880 sind zu erwähnen vor allem eine schwere Erkrankung meiner lieben Frau im Frühjahr dieses Jahres, deren Folgen indessen glücklicherweise bald überwunden wurden, so daß sie im Sommer mit mir und den Kindern wieder nach Rheinfelden reisen konnte. In diesem Sommer machte ich nun mit den lieben Berner Freunden Bitzius, Wyfard und Langhans die letzte gemeinsame große Bergwanderung, diesmal in das Hochgebirge des Wallis, im Monat August.

Wir fuhren zusammen von Bern mit der Bahn über Freiburg (Schweiz) nach Lausanne, nahmen von hier das Dampfschiff über den Genfer See bis Villeneuve und von hier die Bahn durch das Rhonetal aufwärts bis Siders (Sierre), wo wir übernachteten. Von da stiegen wir das wilde, schöne, von der Navigante durchströmte Einfischtal (Val d'Anniviers) aufwärts, das schon ganz das eigentümliche Gepräge des südlichen Wallis, unweit der Grenze Italiens zeigt. Für uns rauhe Berner namentlich war Vieles, was wir hier schauten, ganz wunderbar. Fast von jedem der hohen Berge, an denen wir auf unserm Pfad vorbeikamen, senkte sich ein Gletscher herab, oft bis zu den Hütten oder Dörfchen, bei denen wir unterwegs rasteten. Aber bis dicht an den Rand dieser Gletscher standen fruchttragende Nußbäume und sogar Weinreben. Ein Wirtshäuschen unterwegs war sogar noch auf den Rand eines dieser

Gletscher aufgebaut. Wir fragten den Wirt, ob er uns selbstgekellerten weißen Walliser — mit die beste Schweizer Weinsorte, — bieten könne, aber recht kalt? — Ei, das wolle er meinen! rief er lächelnd und holte vor unsern Augen aus einer Gletscherspalte eine Flasche Wein hervor, die allerdings trefflich mundete. Die Hochgebirgspässe der Wallis, die wir rings um uns erblickten und in den nächsten Tagen teilweise auch selbst erstiegen, wie noch berichtet werden wird, sind alle etwa 10000 Fuß hoch, aber keiner von ihnen trägt ewigen Schnee. Und auch an das Getier der Hochalpen, Murmeltiere, ja selbst Gemsrudel, kommt man hier näher heran als sonstwo. Man hört sie beim Aufstieg deutlich über sich, und dann unter sich pfeifen und sieht sie beidemale, ohne daß sie flüchten.

Wir hatten von Siders einen sehr drolligen Träger mitgenommen, der sich noch lieber Führer nennen hörte und A. Vocat hieß. Er redete das fabelhafteste Gletscherlatein und überbot sich selbst, als er uns weißzumachen versuchte, er habe einen vom Monte Rosa abstürzenden Fremden im jähesten Absturz durch seine — Beredtsamkeit aufzuhalten verstanden und dadurch vom sicheren Tode errettet. Bei dieser Flunkerei sagte ich ihm Französisch, wie er sprach: „Sie heißen Ad. Vocat, nicht wahr?" — „Ja, wohl, mein Herr." „Nun gut, dann sind wir Kollegen (confrères), Sie Ad. Vocat und ich Advokat. Il ne vous manque pas même la blague!" (selbst die Aufschneiderei fehlt Ihnen nicht!) Meine Freunde lachten herzlich, der „confrère" von Siders aber nicht.

In Zinal, am Ende des Tales, übernachteten wir am ersten Marschtage sehr gut und bestiegen am folgenden Tage im Talhintergrunde die Alpe d'Allée. Von dieser Alpenhöhe hatten wir einen prächtigen Blick auf die das Tal abschließenden ewigen Schneehäupter, von der Dent Blanche bis zum Weißhorn und auf die beiden Gletscher Durand und Moming, die von der zierlichen zweizackigen Pyramide des Besso getrennt werden.

Am folgenden (dritten) Tage unserer Fußwanderungen traten wir von Zinal aus unsern reichlich zehnstündigen Hauptmarsch an über den 2880 Meter hohen Pas de la Forcletta nach Gruben im Turtmanntal. Auf der Höhe des Forcletta-Passes hatten wir eine großartige Aussicht auf die Berner und Walliser Alpen und in Gruben übernachteten wir zu unserer Freude in einem von einem Berner gehaltenen Wirtshause. Von Gruben aus bestiegen wir in etwa drei Stunden an un-

serm vierten Marschtage den Augstbordpaß (2893 Meter), von wo aus man einen prächtigen Blick in das Tal von Zermatt abwärts genießt, und erklommen dann in etwa einer Stunde das Schwarzhorn (3204 Meter), von wo wir im Norden unsere Berner Alpen schauten vom Doldenhorn bis Finsteraarhorn, östlich die Gotthardgruppe und Tessiner Alpen, den Monte Leone, Fletschhorn, Weißmies, Mischabel, uns am nächsten aber im Süden den Monte Rosa, Lyskamm, Brunegghorn, Weißhorn, Dent Blanche, Matterhorn usw. Es war großartig!

Am fünften Tage zogen wir durch das wilde, fast unbesuchte, -- so daß wir unterwegs Wildkatzen sahen, — Turtmanntal abwärts zur Bahnstation Turtmann im Rhonetal, fuhren von da mit der Bahn bis zur Station Leuk und stiegen dann zum Bad Leuk empor, wo wir übernachteten. Am sechsten Tage stiegen wir über die Gemmi und zogen dann abwärts durch das herrliche Tal nach Kandersteg, von wo aus wir am siebenten Tage noch nach dem Öschinensee hinaufstiegen und dann von Kandersteg zu Wagen nach Spiez fuhren, wo wir uns trennten. Mir war die herrliche Bergwanderung ausgezeichnet bekommen, aber die lieben Freunde Bitzius und Langhans litten beim steilen Steigen sichtlich an Atemnot. Deshalb mußte Langhans auf den Pas de la Forcletta reiten. Und niemand von uns ahnte, daß diese Bergwanderung die letzte sein sollte, die unsers lieben Bitzius' Gesundheitszustand ihm zu unternehmen gestattete!

Noch drei weitere Ereignisse des Jahres 1880 waren mir von großer Wichtigkeit. Mein lieber Freund Professor Dr. med. Louis Thomas an der Hochschule in Freiburg (Baden) heiratete die Tochter des Gerichtspräsidenten Fischer in Lüneburg, Betty Fischer, die er in Freiburg, in der hübschen Villa ihres dortigen Schwagers, kennen gelernt hatte. Er, der unermüdliche Bergsteiger, hatte zum Schauplatz seiner stillen Verlobung mit Betty natürlich einen Schwarzwaldgipfel bestimmt, und das glückte ihm auch bei der zweiten Bergtour mit ihr und ihren Angehörigen. Beim erstenmal war er von einem Gipfel abgestürzt und hatte sich den Fuß vertreten. Dieses mir bekannte Ereignis verwertete ich in einem sehr drolligen Theaterstück von mir, das zum Polterabend des Brautpaares in Lüneburg aufgeführt wurde, und in dem ich die Rolle des Bräutigams Thomas selbst spielte, da ich samt meiner lieben

Frau zu dieser Hochzeitsfeier nach Lüneburg geladen war, und wir beide daran teilnahmen. Zu Anfang des ersten Aktes dieses Dramas lasse ich nämlich den Freund Thomas seiner Schwester Anna verkünden, eben wenn dieser erste Akt zu Ende gehe, werde er sich mit Betty Fischer verloben. Nun folgt die verunglückte erste Schwarzwaldtour. Am Schlusse des Aktes wird eine Bockleiter auf die Bühne gestellt, die dem verehrlichen Publikum als ein bestimmter Schwarzwaldgipfel vorgestellt wird. Ich besteige als Professor Thomas diese Bockleiter mit der erneuten herrlichen Offenbarung: Ich würde mich da oben mit Betty verloben. Und dann stürze ich plötzlich von der Leiter auf die Bühne, schreie so gut Sächsisch, wie Thomas immer redete: „Au, mei Been!" — und der Vorhang fällt. Diese Aufführung fand in Lüneburg in dem großen Saal eines Hotels statt, und natürlich ließ ich am Vormittag des Polterabends eine Probe des Stückes dort abhalten, um zu sehen, ob alles klappe. Dabei hatte ich aber das köstliche Vergnügen, von dem Wirt für den „Direktor einer herumziehenden Theaterschmiere" gehalten zu werden. Diese 1880 geschlossene Ehe ist den lieben Vermählten zum größten Segen geworden!

Das zweite, nicht bloß mir unvergeßliche festliche Ereignis des Jahres 1880 war die herrliche Kölner Dombaufeier Mitte Oktober 1880, an der ich wieder in Begleitung meiner lieben Frau teilnahm, als Festberichterstatter der „Magdeburgischen Zeitung". Sie hatte sich für 5000 Mk. einen eigenen Draht gemietet. Ich telegraphierte ihr an den beiden Festtagen über 13000 Worte, und die „Magdeburgische Zeitung" mit meinen Berichten über das Fest, namentlich über die von mir stenographierte Rede des Kronprinzen bei dem Festmahl in Gürzenich am Abend des zweiten Festtages war aus dem hundert Meilen entfernten Magdeburg in Köln schon eingetroffen zu derselben Stunde, da die „Kölnische Zeitung" mit Berichten über dieselben Abschnitte des Festes ausgegeben wurde. Diese Leistung war für deutsche Verhältnisse und Gewohnheiten so außerordentlich, daß der in Köln anwesende Generalpostmeister Stephan dem Kaiser darüber Vortrag hielt. Noch größere Freude als dieser bedeutende Erfolg gewährte mir aber der Anblick der hohen Helden unsres Volkes an diesen beiden Festtagen, des Kaisers Wilhelm, des Kronprinzen, meines Landesherrn, des Königs Albert von Sachsen, Moltkes usw., auch des Prinzen Wilhelm (unseres jetzigen Kaisers), und daß ich

alle diese erhabenen Gestalten meiner Frau zeigen konnte. Und dann erblühte uns in den festfreien Stunden in Köln noch ein anderer Hochgenuß: Der Verkehr mit meinem Bruder Alfred, der damals Baurat in der Kölner Eisenbahndirektion war, und mit seinen Lieben (Frau und Kindern), und mit meinem Vetter Oberpostsekretär Robert Selbach in Köln und mit den Seinen. Auch gemahnte mich das demonstrative Fernbleiben der katholischen Geistlichkeit von dem vollendeten Kölner Dom und der Dombaufeier wohltätig an Bismarcks wuchtige Streiche im „Kulturkampf".

Endlich fand 1880 der Deutsche Juristentag in Leipzig statt, an dessen Verhandlungen ich mich lebhaft beteiligte Meine Hauptfreude an diesen Verhandlungen war, daß sie von selbst Herz und Sinn jedes Teilnehmers Bismarck zuwandten, wie an der Kölner Dombaufeier. Denn wie hätte ein „Deutscher Juristentag" sich versammeln können ohne die ungeheuren Verdienste und Mühen Bismarcks um die deutsche Rechtseinheit? Und bei allen unseren Beratungen in Leipzig 1880 über den Ausbau dieser Einheit auf den verschiedensten Gebieten unserer Fachwissenschaft stärkte und erhob uns das Bewußtsein, in dem großen Reichskanzler unsern besten und mächtigsten Bundesgenossen zu haben.

Zweites Kapitel.

Die Jahre 1881, 1882, 1883. Persönliches. Literarisches und politisches Schaffen. Tod von A. Bitzius. Züricher Ausstellung.

Im Frühjahr 1881 starb die gute Großmutter meiner lieben Frau, Witwe Walter in Godramstein bei Landau in der bayrischen Rheinpfalz, weit über 80 Jahre alt, an Altersschwäche. Meine Frau und ich, auch Mama Fischer von Rheinfelden, reisten zum Begräbnis hin.

Im Sommer 1881 reiste ich mit Frau und Kindern wieder nach Rheinfelden. Hier kopierte ich sehr freudig das herrliche Ölbild meines Mallehrers Frederic Kurz, das er „Eichendom" nannte, und das die uralte Eichengruppe darstellt, unter

der schon Jean Jacques Rousseau und nach ihm Pestalozzi auf dem Gipfel der Petersinsel im Bieler See rasteten. Die Erben meines kurz vorher verstorbenen verehrten Mallehrers hatten mir dieses Bild zum Kopieren freundlich zur Verfügung gestellt. Aber ich hatte meine Kopie gerade vollendet und das Original zurückgesendet, als mich noch in Rheinfelden ein schwerer Typhus befiel, den ich mir wahrscheinlich in dem damals mit Typhusbazillen geschwängerten Wasser des Magdener Baches geholt hatte, der unser Grundstück durchströmte, und in dem wir ein Wellenbad eingerichtet hatten. Denn dieser Bach trug auch die Abfallwasser einer Gebirgsheilstätte beim Dorfe Maisprach in sich, in der hauptsächlich Typhus-Rekonvaleszenten aus Basel usw. Aufenthalt nahmen, und das Bachwasser lief damals völlig undesinfiziert bis in den Rhein bei Rheinfelden hinab. Heute ist es sorglich desinfiziert. Glücklicherweise überwand ich aber die schwere Krankheit viel schneller und leichter, als zwanzig Jahre früher, im Sommersemester 1861 in Bern (s. o. Bd. I S. 191 flg.), so daß ich mit Ablauf meiner Gerichtsferien gesundet nach Leipzig zurückkehren konnte.

Im Oktober 1881 fand der erste Hochverratsprozeß vor dem Reichsgericht statt gegen die Frankfurter und Berliner Anarchisten Breuder und Genossen. Ich wohnte den Verhandlungen als Berichterstatter der „Magdeburgischen Zeitung" und auch des „Berliner Tageblattes" bei, da der Berichterstatter des letzteren, der mir befreundete, in Leipzig lebende alte „Achtundvierziger" O. v. Corvin erkrankt war, und der Chefredakteur des „Berliner Tageblattes", Arthur Levysohn, mich mit Rücksicht auf meine bis 1870 zurückreichende persönliche Bekanntschaft mit ihm in Versailles um die von Corvin zugesagten Berichte gebeten hatte. Ich stenographierte die gesamten Verhandlungen und lieferte auf dieser sichersten Grundlage meine Berichte, in denen ich aufs schärfste die mehr als verdächtige Rolle geißelte, welche nach den Enthüllungen dieses Prozesses die politische Polizei in Frankfurt und Berlin den dortigen Anarchisten gegenüber gespielt hatte. Denn der Frankfurter Polizeispion Horsch z. B. hatte die von ihm angeblich nur beobachteten Anarchisten geradezu ermuntert und angestiftet, Verbrechen zu begehen. Je schonungsloser ich selbst die Sozialdemokratie und Anarchie immer bekämpft hatte und von Reichswegen bekämpft wünschte, um so mehr beklagte ich diese Verirrungen

der Polizei, die der blöden Legende des damaligen Sozialistenführers Wilhelm Liebknecht einige Stütze gaben: daß alle sozialdemokratischen und anarchistischen Verbrechen nur von Lockspitzeln der Polizei begangen seien. Die damals in Preußen herrschende Regierungs-Reaktion nahm meine Berichte sehr übel und verwickelte mich in langwierige Prozesse bei den Landgerichten Magdeburg und Berlin. Ich führte aber den Wahrheitsbeweis aller meiner Behauptungen vollständig und behandelte diesen „ersten Hochverratsprozeß vor dem Reichsgericht" später noch eingehender aktenmäßig in meinem später zu erwähnenden Werke „Deutscher Pitaval" (Leipzig, C. F. Winter, 1886).

Das Jahr 1882 sollte für mich und die Meinen besonders wichtig werden. Denn ich kaufte im Frühjahr von dem Rentier Simon dessen reizende Villa in Leipzig-Plagwitz, Nonnenstraße 2, die erste Villa rechts an der meist von Villen bestandenen Nonnenstraße, und rings von Villen, nicht von Miethäusern umgeben. Die Hauptfront dieser Villa war nach Osten, der Stadt Leipzig zu gerichtet, aber weit von ihr abgeschieden, so daß man nur wenige Stadthäuser sah. Denn die Villa lag im Mittelgrunde eines großen, schattigen, zu ihr gehörigen Gartens, der mit der Villa über 1200 Quadratmeter umfaßte. Jenseits der gegen Leipzig spitz zulaufenden Nonnenstraße aber blickte die Hauptfront der Villa zunächst auf den klaren, munter dahinströmenden Elsterfluß, und dahinter auf einen herrlichen Luftwald von Eichen, Buchen, Linden, Tannen usw., der zu den städtischen Anlagen der „Nonne" mit gehörte und von öffentlichen Spazierwegen durchzogen war. Dieser Wald reichte bis an den steilen jenseitigen Elsteruferdamm heran, war hier aber von dichtem Untergebüsch durchflochten, in dem zahlreiche Nachtigallen hausten und herrlich sangen. Auch im Garten und an der grünbehangenen Veranda unserer Villa, die sich vor den Parterrezimmern der Hauptfront breit hinzog, nisteten viele Singvögel, namentlich Amseln in buschigen, hohen Rosensträuchern, einmal auch ein Nachtigallenpaar im grünen Behang der Veranda. Als ich die Villa kaufte, hatte sie im hohen Parterre und ersten Stock zehn Zimmer. Ich ließ aber gleich in den ersten Jahren meines Besitzes noch einen hübschen schmalen Mittelbau im zweiten Stockwerk aufsetzen, mit zwei neuen Zimmern, in denen dann meine Schwester und Söhne wohnen sollten. In der nordwestlichen Grenzecke des Grundstückes stand noch ein nettes kleines Seiten

gebäude, das im Erdgeschoß einen Wagenschuppen usw., im ersten Stock eine bequeme Hausmannswohnung enthielt. Am spitzigen Nordostrande des Gartens endlich stand längs der Gartengrenze des Nachbargrundstückes ein hübsches gemauertes Gartenhäuschen mit einem farbigen Landschaftsbild an der dem Nachbar Bankier Dr. A. Keil (in Firma J. G. Salefsky) zugekehrten Nordwand.

Wir zogen in dieses schöne eigene Villengrundstück Ende Mai 1882 ein und sollten darin über 16 Jahre lang ein behagliches, glückliches Heim finden. Unsere Nachbarn waren meist sehr nette Leute, vielen traten wir auch persönlich näher, so den weiteren Nachbarn an unserer Nonnenstraße Ernst Mey, dem Chef des großen Warenhauses Mey & Edlich, der gleich mir zum Konsistorium der reformierten Gemeinde in Leipzig gehörte. Ebenso dem Schweizerischen Generalkonsul Professor Hirzel, der auch Mitglied des reformierten Konsistoriums war und unweit von uns an der linken Seite der Nonnenstraße sein Besitztum hatte. Besonders befreundet wurden wir aber mit vielen Villenbesitzern an der unserer Nonnenstraße nördlich parallel laufenden Carl Heine-Straße in Plagwitz. Von diesen nenne ich namentlich den uns zunächst wohnenden Kaufmann Otto Steche und dessen Schwager Kommerzienrat Theod. Habenicht, beide Inhaber der großen Leipziger chemischen Fabrik Heine & Co., dann den mir schon von der Burschenschaft Wartburg her vertrauten Konrektor der Leipziger Thomasschule Prof. Dr. von Zahn, den Konsul Glenck, den Direktor der Gothaischen Privatbank in Leipzig Aßmann, den Chef der Firma Schunck & Co. Jürgens, und den Chef der großen Leipziger Wollhandlung Roediger & Davignon Georg Roediger, den ich 1892 zum Besuche bei Bismarck in Varzin mitnahm. Die Herren Steche und Habenicht waren auch Mitglieder des reformierten Konsistoriums in Leipzig und Habenicht gehörte gleich mir auch dem Vorstand der nationalliberalen Partei an.

Hauptsächlich auf Anregung dieser beiden Herren gründeten wir befreundeten Villennachbarn später einen Skatklub, dem die Herren Steche, Habenicht, v. Zahn, Glenck, Aßmann, Jürgens, Bankier Dr. Keil und ich beitraten, und der im Winter an jedem Sonnabend von 8 Uhr abends bis Mitternacht, jeden Sonnabend bei einem andern der acht Mitglieder zusammentrat, zuerst gemeinsam bei dem Gastgeber zu Abend speiste und dann Skat spielte. Um jede gegenseitige Überbietung an Gastfreundschaft zu hindern,

war ausgemacht, daß an jedem Abendessen des Skatklubs nur ein warmes Fleischgericht mit Bier gegeben werden dürfe und nur noch ein Schnaps, wenn beim Skatspiel die Zahl 111 errungen war. Die Spielsätze waren sehr mäßig und die gesamten Spieleinnahmen wurden dazu verwendet, armen Plagwitzer Konfirmanden zu Ostern neue Anzüge zu verschaffen. Wir verlebten in diesem heiteren, gastlichen Skatklub manchen Winter hindurch herrliche Stunden und traten uns alle freundschaftlich immer näher.

Auch in der ersten Villa an der Carl Heine-Straße rechts in Plagwitz, die mit ihrem großen Garten an der Elster liegt, machten wir Besuch, da ich den Besitzer, den Rentier Klinger, von früher her kannte. Hier hatten wir die Freude, in das ansehnliche Sondergebäude im Garten geführt zu werden, das sich der Sohn des Besitzers, (jetzt) Professor Max Klinger, zum Atelier eingerichtet hatte, und hier die neuesten Meisterwerke des jungen Bildhauers zu bewundern, ihn dann auch persönlich kennen zu lernen.

Unser Villengrundstück und Heim in Plagwitz aber bildete allezeit einen Hauptanziehungspunkt für alle unsere Bekannten und Freunde, Alt und Jung. Namentlich die uns befreundete Jugend strömte allezeit zu unsern Kindern und blieb bei uns so lange als nur immer möglich. Sie wußten ja auch, daß wir die Kinder unserer Freunde nicht fortjagten und gern mit ihnen teilten, was wir zu bieten hatten. Auch die in Leipzig studierenden jungen Schweizer waren uns immer willkommen und fühlten sich heimisch bei uns. Aber auch die lieben Alten kamen sehr gern zu uns, namentlich im Sommer, wo man noch abends auf unserer schönen, schattigen, staub- und rußfreien Veranda im Freien sitzen und ringsum dem Abendgesang der Nachtigallen, Amseln und Finken lauschen konnte. So saßen an einem Sommerabend gleichzeitig mein verehrter Lehrer in Psychologie Professor Moritz Lazarus, Professor Maurenbrecher, der Pfarrer unserer reformierten Gemeinde Dr. Georg Dreydorff, und mein alter Burschenbruder, „der Turnvater" D. Ferd. Goetz, auf unserer Veranda, als unsere lieben Gäste.

Die Kinder hatten von unserer Villa zu ihren Schulen, unsre Knaben kamen bald auf das Thomas-Gymnasium, nur eine Viertelstunde Wegs, ich nach meinem Anwaltsbureau, oder nach dem Land- und Amtsgericht eine halbe Stunde. Sehr häufig

ging ich am Morgen zur Stadt in Gesellschaft der Skatfreunde O. Steche, Habenicht, Aßmann oder v. Zahn oder auch mit dem Buchhändler Bädeker, dem Herausgeber der berühmten Reisebücher, der auch zu unserer reformierten Gemeinde gehörte, an der Plagwitzer Straße eine Villa besaß und bewohnte, und dem ich schon seit Jahren von allen meinen Reisen alles mitteilte, was ihn bezüglich seiner Reisebücher interessieren konnte, wofür er mir dann freundlichst immer die neueste Auflage seiner Reisebücher zusandte.

Wenige Minuten von unserer Villa erreichte man überall die herrlichsten öffentlichen Wald- und Wiesenwege, meist auch mit schöner Flußlandschaft, was mich bald zu zahlreichen Malstudien nach der Natur anregte, die ich heute noch mit Vergnügen betrachte, namentlich die schönen Eichengruppen unserer Umgebung, den Blick auf die Rückzugsstraße der Franzosen im Oktober 1813 mit dem Kuhturm bei Lindenau, und das treue Abbild unsrer Villa selbst, die ich zuerst von unserm Garten aus für sich allein malte, und ein zweites Mal vom Waldrand des gegenüberliegenden Elsterufers aus, mit dem Blick in die Nonnenstraße hinein, und den Spiegel des Elsterwassers im Vordergrunde.

Der traurige Ausfall der Reichstagswahlen vom 27. Oktober 1881 erschien mir nur als natürliche Folge der beklagenswerten Wandlung der deutschen inneren Politik seit 1879, die mir und weiten Kreisen des Volkes kurzweg als undeutsch und reaktionär galt. Jene Wahlen hatten die Sozialdemokraten im Reichstag von 9 auf 13 gebracht, die radikale Fortschrittspartei mehr als verdoppelt, den Nationalliberalen von 97 Sitzen nur 42 gelassen, die Konservativen auf Kosten der Freikonservativen fast in der bisherigen Stärke erhalten, die unberechenbarste und ihrer Zahl nach gefährlichste Partei aber, das Zentrum, wieder um 6 Sitze verstärkt und damit auf 99 gebracht. Der Radikalismus zur Linken und die ultramontane Reichsfeindlichkeit im Zentrum waren also abermals erstarkt, das Gesamtgepräge der deutschen Volksvertretung zu Ungunsten der regierungstreuen und „regierungsfähigen" Mittelparteien abermals verschoben. Und der Verlust, den die Mittelparteien erlitten hatten, war gleichbedeutend mit der Erhebung des Zentrums zum Mittelpunkt aller Mehrheitsbildung. Aber gerade dieses traurige Ergebnis der Reichstagswahlen von 1881 machte auch auf Bismarck tiefen Eindruck und führte ihn

sehr bald und mit Naturnotwendigkeit zur Lossage vom Zentrum und von einer diesem gefälligen inneren Politik. Und damit war auch für mich die bittere Zeit des Zweifels an Bismarck vorüber.

Denn schon nachdem das Zentrum unter Führung von Windthorst 1880 mit 86 gegen 13 Zentrumsstimmen die Erneuerung des Sozialistengesetzes verweigert hatte, hielt Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 8. Mai 1880 eine furchtbare Abrechnung mit dem Zentrum und streckte dagegen namentlich den Nationalliberalen seine mächtige Hand versöhnt entgegen zu neuem gedeihlichen Zusammenwirken, indem er mahnte: „daß alle diejenigen, die mit den Bestrebungen der Zentrumspartei nicht einverstanden sind, ihrerseits geringere Streitigkeiten als diejenigen, die die Erhaltung und Fortbildung des Reiches betreffen, so lange ruhen lassen, kurz, daß die ganzen liberalen Parteien sich dazu entschließen, dem Zentrum die Heerfolge absolut und für immer zu versagen. Können sie das nicht, so sind meine Voraussichten trübe; können sie das, so will ich meine letzten Kräfte dem Streben dazu widmen."

Die große Mehrzahl der Nationalliberalen unter Bennigsens Führung (etwa 77 gegen 20 Stimmen der Fraktion von 1880) war bereit, die Bildung einer liberal-konservativen Mehrheit des Reichstags zu erneuern und diese Mehrheit mit Bismarck so gedeihlich zusammenwirken zu lassen, wie es von 1867 bis 1878 geschehen war. Der linke Flügel der Nationalliberalen aber (20 Abgeordnete unter Führung von Lasker) vollzog Ende August 1880 den Austritt aus der nationalliberalen Partei, „die Sezession", und sank sehr bald, wie ich erwartete, in die Arme Eugen Richters. Die Partei, der ich angehörte, war nun aus einem Gusse und bot dem Reichskanzler daher eine erfreuliche feste Stütze für seine vom Zentrum abgewendete innere Politik. Wie nahe er sich von da an der nationalliberalen Partei verwandt fühlte, das bekundete er deutlich, als er, nach dem traurigen Ausfall der Reichstagswahlen vom Oktober 1881, bei Beratung des Reichshaushaltes im Reichstag sagte: „Es ist ein großer Schade für die Zukunft des Reiches, für die Befestigung desselben, daß die beiden Mittelparteien, die freikonservative und die nationalliberale, so viel an ihrem Bestande verloren, so viel nach weiter links hin ab

gegeben haben, das kann ich als Reichskanzler und Patriot nur bedauern."

So konnte ich nun auch dem neuen großen Plan der Sozialpolitik Bismarcks, der in der berühmten Kaiserbotschaft vom 17. November 1881 angekündigt wurde, festes Vertrauen und freudige Zustimmung schenken. Und ich war stolz darauf, daß Bismarck namentlich durch das treue Einstehen der nationalliberalen Partei für diese großartige Reform die ersten beiden bedeutsamen Gesetze seiner Sozialpolitik, das Krankenkassen- und Unfallversicherungsgesetz, auch mit diesem Reichstag in den Jahren 1881 bis 1884 zum Abschluß brachte.

Aus diesen erfreulichen politischen Ereignissen und Stimmungen des Jahres 1882 erwuchs in mir der schon lange gehegte Plan zur Reife, durch ein packendes, volkstümliches Schauspiel die Vaterlandsliebe und vaterländische Pflichterfüllung meiner deutschen Mitbürger kräftig anzuregen. Mir schien hierzu vorwiegend das erhabene Beispiel des großen englischen Schriftstellers Philipp Francis geeignet, der durch seine „Briefe des Junius" die reaktionäre und antinationale Mißwirtschaft der Minister des Königs Georgs III. von England 1769 und 1770 vernichtete und diese Minister stürzte, obwohl Francis damals erst 29 und 30 Jahre alt und einfacher Clerk im englischen Kriegsministerium war. Den herrlichsten Beweis seiner hingebenden Vaterlandsliebe aber gab Francis dadurch, daß er auch als Sieger über das von ihm bekämpfte Ministerium, und als der gefeiertste Schriftsteller Englands nie sein Geheimnis preisgab, der Verfasser der Juniusbriefe zu sein. Nur seine Gattin und der Führer der Opposition im englischen Parlament, Edmund Burke, ahnten es. Ja, das Anerbieten des Verlegers der „Juniusbriefe", den sehr großen Gewinn der Buchausgabe mit dem Verfasser zu teilen, wies der auch dem Verleger unbekannte „Junius" mit dem großen Worte zurück: „Daß er hoch über den Mühen dieser Zeit stehe", und doch mußte Francis mit einem kleinen Gehalt sich und die Seinen schlecht und recht durchs Leben schlagen. Er nahm vom Verleger als Honorar nur ein einziges, kostbar gebundes Exemplar der „Juniusbriefe" an, das an eine geheime Adresse gesandt wurde. Erst lange nach Francis' Tod ist das Geheimnis seiner Verfasserschaft der „Juniusbriefe" aus der Handschrift derselben und anderen Beweismittel unbestreitbar und überzeugend enthüllt worden. Ich lasse daher Francis am Schlusse meines Schauspiels „Junius"

mit Recht sagen: „Junius muß Lohn genug haben an dem Bewußtsein, daß er seinem Volke gezeigt hat, was der einzelne Bürger leisten kann, wenn er will." Es ist die leitende Idee des ganzen, vieraktigen Stückes.

Den größeren Teil dieses Schauspiels schrieb ich im Sommer 1882 unter den Bäumen unseres Gartens in Rheinfelden, wohin ich natürlich wieder mit Frau und Kindern gereist war. Unser großer Hund aber, der bei meiner Dichterarbeit neben mir saß, streifte bei weitem lieber mit mir durch Wald und Flur der Umgebung, als daß er mich von meiner neuen dichterischen Seite kennen lernte, und kratzte mir daher tüchtig über die Kniee, wenn ich seiner Ansicht nach zu lange schrieb. Als Francis in später Abendstunde wieder einen Juniusbrief vollendet hat und ihn an den Briefkasten des Verlegers tragen will, um ihn dort verschwinden zu lassen, tritt Francis' Kind May im Nachtgewand ihm entgegen, klagt ihm, sie könne nicht schlafen, umschlingt ihn und bittet, sie einzusingen (II. Akt, 9. Szene). Sie schläft denn auch ein, während er ihr vorsingt, was ihn im Innersten bewegt, sein Geheimnis:

Sag' es auf Bergeshöhen der Luft,
Sag' es der Rose verwehendem Duft,
Sag' es der Sonne wonnigem Licht —
Aber den Menschen sag' es nicht.

Sag' es dem leise säuselnden Wind,
Sag' es dem lieblich schlummernden Kind,
Sag' es dem Strom, der durch Felsen sich bricht —
Aber den Menschen sag' es nicht.

Sag' es dem Gotte, der liebend Dich hält,
Sag's ihm, dem gütigen Lenker der Welt,
Auch wenn er grollend im Donner Dir spricht —
Aber den Menschen sag' es nicht.

Diese Verse schrieb ich im Sommer 1882 auf der Bahnfahrt von Rheinfelden nach Freiburg (Baden), wohin mich Freund Professor Thomas eingeladen hatte, um ihn dort in seinem Heim zu besuchen, sein 1881 geborenes Söhnchen Hans, mein Patchen, kennen zu lernen, und dann mit ihm eine höhere

Schwarzwaldtour zu machen. Dieser Besuch war mir höchst erfreulich und nicht minder die herrliche Bergwanderung im Schwarzwald, die wir dann zusammen machten. Wir fuhren mit der Bahn nach der Station Krotzingen, wanderten von da dem Städtchen Staufen zu, wo Struves Revolutionsschar im Herbst 1848 vernichtet worden war, und erklommen von da, längs des steilabstürzenden Neumagenbaches und über Wasen, den zweithöchsten Gipfel des Schwarzwaldes, den Belchen (1415 Meter hoch), dessen Rundsicht aber noch schöner ist, als die von dem 1493 Meter hohen Feldberg, da man vom Belchen in die malerischen umliegenden Täler hinabblickt, südlich ins Wiesental, westlich ins Münstertal und in das weite Rheintal, zugleich aber über vier verschiedene Gebirge hinschaut, im Osten den vielköpfigen Schwarzwald, im Westen die Vogesen, im Süden den Jura, über den bei hellem Wetter -- wie es uns auf dem Belchen zuteil ward, — die schneebedeckten Alpen hervorragen, namentlich auch meine lieben Berner Alpen.

Nach diesem uns herzlich erquickenden großartigen Umblick vom Belchengipfel, stiegen wir 55 Meter tiefer in das gute Belchengasthaus hinab, um dort zu Abend zu speisen und zu übernachten. Leider aber hatten wir bezüglich unserer Nachtruhe außer Acht gelassen, daß es Sonnabend war, als wir den Belchen bestiegen, und daß an diesem Tage auch andere Europäer als wir sich zum Belchen hingezogen fühlen, namentlich sanglustige Jünglinge. So mußten wir denn schon zu unserm Abendbrot ungemein viel Musik von mehreren Gesangvereinen mitschlucken und konnten die Nacht, bei ununterbrochener Fortsetzung dieser Stimmleistungen bis zum frühen Morgen, kaum schlafen. Trotzdem stiegen wir am andern Morgen in ungetrübter Stimmung in das Wiesental hinab bis Schönau, wo wir dann die Bahn nach Basel nahmen und uns hier trennten.

Bald nach meiner Rückkehr nach Rheinfelden sollte ich hier eine überaus schwere Nachricht erhalten. Wie ich früher berichtete (s. o. S. 55), war mir schon bei meiner letzten gemeinsamen Bergwanderung mit meinem lieben Freunde Albert Bitzius im Sommer 1880 im Wallis, dessen gesteigerte Atemnot aufgefallen, und ich war der festen Überzeugung, daß das eine Folge seiner Überarbeitung als Berner Regierungsrat, und dagegen der sicherste Weg zur Genesung für ihn sei, wenn er wieder zu seinem alten Pfarrberuf zurückkehre. Nun war ich 1882, wie schon er-

wähnt, wieder Mitglied des Kirchenvorstandes der reformierten Gemeinde in Leipzig, und als damals eine Pfarrstelle an unserer Gemeinde frei wurde, die ihrem Inhaber ein jährliches Einkommen von etwa 10 000 Mark zusicherte, bat ich Anfang März 1882 Bitzius inständig, sich um diese Stelle zu bewerben, zu der er, nach meiner vorherigen Umfrage bei den Mitgliedern unseres Kirchenvorstandes, ziemlich einstimmig werde gewählt werden. Darauf antwortete er mir in dem letzten größeren Briefe, den ich von seiner lieben Hand besitze, und der ihn ganz kennzeichnet, am 8. März 1882 hauptsächlich Folgendes: „Herzlichen Dank für Dein Anerbieten; gewiß liegt mir der Pfarrdienst so nahe wie je, und sobald ich hier" (in der Berner Regierung meint er) „abgewirtschaftet habe, ziehe ich wieder auf eine Pfarrei zurück; allein dieselbe muß auf dem Lande und im Kanton Bern liegen. Anderswo als in unserm Ländchen gedeihe ich nicht, ich habe nur eine Wurzel in die Tiefe, nicht mehrere in die Breite. Dazu bin ich ein Bauer, wie meine Landsleute so zu sagen ausnahmlos. Schon meine Sprache verrät mich: ich werde nie" (Hoch-) „Deutsch lernen und, was den Inhalt betrifft, an jedem Ausdruck und an jedem Gedanken, der ‚Herdgusch't'" (Erdgeschmack des Heimatbodens) „hat, ein Wohlgefallen haben, davor Deine Landsleute sich entsetzen würden. Was sie derb nennen, bin und bleibe ich im höchsten Maße. Zwar liebe ich die Geistes- und Gemütsbildung in hohem Maße, glaube auch nicht ganz ohne Verständnis dafür zu sein; allein die höheren Schichten der Gesellschaft mag ich nun einmal nicht; mich zieht es niederwärts, zum Arbeiter, zum Bauer; meine Demokratie ist kein absichtliches Demagogentum, sondern natürliches Bedürfnis."

Als Bitzius mir diesen Brief schrieb, war seine Gesundheit schon schwer erschüttert. Denn als er im Februar 1882 an einem offenen Grabe eine Rede hielt, zog er sich einen gefährlichen Katarrh zu, der ihn seither unablässig quälte. Im Mai beriet er sich endlich bei einem Arzt, setzte aber seine Amtstätigkeit immer noch nicht aus, sondern nahm die ihm verordneten Arzneien mit in das Regierungsgebäude. Schon schwerkrank, ließ er beim Zusammentritt des schweizerischen Ständerats, dessen Mitglied er ja auch war, anfangs Juni, immer noch nichts von seinem übeln Befinden merken, sondern besuchte die Sitzungen, hielt dort auch eine Rede. Nun war es aber mehr als genug: eine akute

Herzklappenentzündung überfiel ihn, die ihm schreckliche Beklemmungen verursachte.

Ohne jede Ahnung von diesem Verhängnis, schlug ich ihm brieflich aus Rheinfelden in der vierten Juliwoche wieder eine gemeinsame Bergwanderung vor. Da schrieb mir seine Gattin, wie schwer krank mein teurer Freund sei. Sofort eilte ich nun nach Bern und sah ihn hier auf seinem Krankenlager am 27. Juli 1882 zum letzten Mal! Bei diesem letzten Wiedersehen sprach er die früher (Bd. I, S. 57) mitgeteilten ergreifenden Worte über das tragische Schicksal meines guten Vaters. Zugleich aber war ich da Zeuge einer Szene, die das hingebende Vaterlandsgefühl meines Freundes Albert Bitzius trefflich kennzeichnete. Er erklärte da nämlich ganz bestimmt, er werde sich am 30. Juli, dem Tage der Volksabstimmung über das eidgenössische Impfgesetz, — trotz seiner bereits geschwollenen Füße und seiner Entkräftung durch monatelange Schlaflosigkeit, — zur Abstimmung tragen lassen, um sein Ja für das Gesetz einzulegen. Und er war hiervon nur abzubringen, als ihm in meiner Gegenwart ein Gegner dieses Gesetzes das Ehrenwort verpfändete: er werde sich um Bitzius' willen der Abstimmung enthalten. So überragte Bitzius allezeit Krankheit, Schmerz und Tod um Haupteslänge!

Aber noch einmal leuchtete ein Hoffnungsstrahl für seine Genesung. Denn während der starken Sommerhitze im August trat eine auffallende Besserung seines Befindens ein. Er konnte seinen Sekretär, der ihn schriftlich über den Gang der Geschäfte in Bitzius' Departement, der Berner Erziehungsdirektion, stets auf dem Laufenden hatte halten müssen, nun in sein Krankenzimmer kommen lassen, und fing schon wieder an, eine wichtige Angelegenheit mit ihm durchzuberaten. Diese Kunde teilten mir Langhans und Wysard im August glückstrahlend in Liestal mit, wohin sie zur Schweizerischen Predigerversammlung gekommen waren und auch mich eingeladen hatten. Ich holte die Freunde dort ab, nahm sie als meine Gäste nach Rheinfelden mit und wanderte mit ihnen von der Bahnstation Albbruck durch das herrliche Albtal des Schwarzwaldes und zurück - freilich ohne unsern Bitzius, was uns alle auf der köstlichen Wanderung doch schwer bedrückte. Und gar bald sollten unsere schwersten Besorgnisse sich erfüllen. Denn mit dem Eintritt naßkalter Witterung zu Ende August und Anfang September kehrte

das Herzleiden unseres Bitzius mit Heftigkeit wieder und nahm sichtlich einen schlimmen Verlauf, trotz aller Mühe und Pflege der berühmtesten Ärzte und Professoren Berns, die ihn behandelten. Als am 20. September 1882 ein letzter Schmerzanfall ihn erschütterte, und er die Schatten des Unbewußtseins kommen fühlte, da rief er: „Das ist der Tod! — Dein Wille geschehe!" Dann hörte sein krankes Herz auf zu schlagen. An seinem Sarge betonte sein trautester Freund Langhans mit trostvollem Nachdruck den reinen Idealismus des teuren Entschlafenen und rief dann mit erhobener Stimme: „Das Volk liebt seine Idealisten!"

Schon vor Bitzius' Hinscheiden war ich nach Leipzig zurückgekehrt, und das treue Andenken an den reinen Idealisten Bitzius begeisterte mich namentlich auch bei der Vollendung meines Schauspiels „Junius", das ich auf eigene Kosten 1883 bei Duncker & Humblot in Leipzig in Druck und Verlag gab, die ja damals noch meine „Annalen des Reichsgerichts" verlegten. Ich versandte das Stück an diejenigen Bühnen Deutschlands, die dasselbe kennen zu lernen wünschten, und erlebte die Freude, es im Herbst 1883 am Stadttheater zu Düsseldorf zur Aufführung angenommen und angesetzt zu wissen. Zur ersten Aufführung reiste ich selbst nach Düsseldorf und lud auch meinen Vetter Robert Selbach in Köln dorthin ein. Mein Bruder Alfred war damals schon an die Eisenbahndirektion Trier versetzt und konnte daher nicht nach Düsseldorf reisen. Allen Theaterbesuchern unbekannt, wohnte ich der Aufführung in einer vollbesetzten Loge bei und freute mich über den lauten Beifall und die treffenden anerkennenden Bemerkungen in den Zwischenakten, die mein Stück bei den feingebildeten Zuhörern fand. Auch im ganzen großen Theater war der Beifall allgemein und immer wachsend. Der Regisseur Viktor Hertel, der das Stück sorgsam einstudiert hatte, und die Aufführung leitete, gab aber den „Junius" (Philipp Francis) auch ausgezeichnet.

Der Beifall des ganzen Hauses stieg auf den Gipfel gegen den Schluß des dritten Aktes, in der größten Szene des ganzen Stückes, da der Gönner von Philipp Francis, der Minister Lord Holland, den Clerk des Kriegsministeriums Francis, der dem König zuvor über die dringendsten Angelegenheiten des Kriegsministeriums Vortrag gehalten, da der Kriegsminister Lord Chatam erkrankt ist, nun plötzlich auffordert, den neuesten Juniusbrief dem König vor-

zulesen, den Lord Holland in großer Aufregung dem König überreicht hat, den gewaltigsten aller „Juniusbriefe", den Brief an den König selbst. Francis soll diesen Brief dem König vorlesen, weil er „noch unparteiischer sei, als Lord Holland". Als der König nun Francis gebietet: „Beginnt!" sagt Francis: „Ich mache denselben Vorbehalt, Sire, wie der edle Lord. Junius spricht zu Ihrer Majestät." Lächelnd erwidert der König: „Junius, nicht Francis, ich weiß schon." Francis liest nun, und der König ruft schon während der Vorlesung: „Ich habe noch nie eine Sprache gehört, die mich so tief erschütterte! — — Weiter — Francis." Und am Schlusse: „Ist das Hochverrat? Oder — ist es die Stimme des reinsten aller Herzen, die mich lieben? — Ich will klar sehen!" — (klingelt). Hofchargen (hereinstürzend): „Zu Befehl, Majestät." König (zu Francis und Holland, entschlossen, aber leiser): „Junius soll seinen Willen haben!" (laut zu den Hofchargen:) „Ich lade meine Minister zur Beratung. Die Führer der Opposition im Parlament (die der König aufzählt) „sind sofort zu mir zu entbieten. Man hole sie in meinen königlichen Equipagen ab." Hofchargen verbeugen sich, ab. König: „Ich werde sie Alle hören, und entscheiden." Damit ist das von Junius bekämpfte Ministerium gestürzt. Der Vorhang fällt, der dritte Akt ist zu Ende.

Die begeisterte Zuhörerschaft rief nun den Darsteller des Junius, des Königs, Lord Hollands, ungestüm heraus. Dann aber erscholl plötzlich der Ruf: „Und der Verfasser, der Dichter? Der Verfasser, der Dichter heraus! Wir wollen ihn sehen, ihm danken!" So war denn meine Anwesenheit bekannt geworden. Ich hatte keine Ahnung davon. Denn der Theaterdirektor hatte mich zwar gegen den Schluß des dritten Aktes aus meiner Loge zu sich auf die Bühne bitten lassen, aber nur um bezüglich einer Szene des vierten (letzten) Aktes eine Frage an mich zu richten, wie ich meinte. Nun aber mußte ich auf den stürmischen Ruf des ganzen Hauses mich plötzlich auf der Bühne als „den Verfasser, den Dichter" vorstellen und wurde mit stürmischem Beifall begrüßt und geehrt. Und dasselbe wiederholte sich nochmals am Schlusse des Stückes. Als dann der Vorhang auch über dem dankenden „Dichter" gefallen war, trat ein feiner alter Herr auf mich zu und schüttelte mir herzlich die Rechte. Es war der berühmte Geschichtsmaler Camphausen von der Düsseldorfer Malerakademie, zugleich Vorsitzender der Theaterkom-

mission des Düsseldorfer Stadtverordneten-Kollegiums. Er dankte mir sehr „für das schöne Stück und den hohen Genuß, den ich damit der ganzen Stadt Düsseldorf bereitet" hätte „und noch ferner bereiten würde" und sagte dann wörtlich: „Die Wirkungen, die Sie durch Ihre Gestalten und Szenen erzielen, sind kolossal und doch durchaus natürlich. Sie müssen schon sehr viel dramatisch gedichtet haben, um das zu erreichen!" — „Allerdings, Herr Professor, — dieses ganze Stück!" Und nun lachte er herzlich, und ich dankte ihm aufrichtigst für sein wohlwollendes Urteil, das mir aus seinem Munde besonders wertvoll sei.

Im Sommer 1883 hatte ich von Rheinfelden aus die große Schweizerische Landesausstellung in Zürich sehr eingehend besucht und studiert, und dabei auch meinen lieben alten Universitätsfreund, Regierungsrat Dr. Stoessel, tagelang wiedergesehen. Über die sehr interessante Züricher Ausstellung schrieb ich eingehende und herzlich wohlwollende Berichte in großen deutschen Blättern, namentlich der „Allgemeinen Zeitung" in München, die auch in Schweizer Blättern vielfach sehr ausführlich abgedruckt wurden, weil sich darin meine dankbare Liebe zur Schweiz ausprägte. Eben deshalb machten diese Berichte auch tiefen Eindruck auf den größten Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer und zogen mir seine Neigung zu, wie er mir später selbst bekannte. In Zürich waren übrigens auch meine Ölbilder ausgestellt, die ich bis dahin von Rheinfelden und Umgebung gemalt hatte, — wovon ich natürlich in meinen Berichten nichts erwähnte. Besitzer der großen Rheinfelder Kurhotels hatten nämlich die Züricher Ausstellung auch beschickt und mich dabei durch einen befreundeten Herrn gebeten, meine Bilder mit ausstellen zu lassen, „da sie die Reize der alten Rheinstadt und ihrer Umgebung so naturwahr darstellten".

Drittes Kapitel.

Die Jahre 1884, 1885, 1886. Persönliches. Literarisches Schaffen. Sommerreisen.

Im Winter 1883 und in den ersten Monaten 1884 schrieb ich das einzige Werkchen „für die reifere Ju-

gend", das ich verfaßt habe, „Der Überläufer", eine streng geschichtliche Erzählung, die im großen nordamerikanischen Befreiungskrieg unter George Washington spielt, dem auch selbst in der Erzählung eine große Rolle zugeteilt ist. Der eigentliche Held meiner Geschichte ist aber ein junger deutscher Student, der auf seiner Ferienwanderung von der Universität Heidelberg nach seiner norddeutschen Heimat in Hessen von hessisch-englischen Werbern aufgegriffen und mit tausenden anderer Deutscher an England verkauft wird, um als englischer Söldner „die Empörung" Nordamerikas gegen das englische Joch niederzuwerfen. Bei der ersten Gelegenheit aber geht der junge Mann zu den Amerikanern über. Washington persönlich begrüßt den „Überläufer" herzlich, stellt ihn als Soldat, bald als Offizier unter die Freiheitskämpfer Nordamerikas, und hier vollbringt der deutsche „Überläufer" dann eine Reihe schöner Heldentaten, die Washington besonders ehrt und auszeichnet. Auch die Indianer spielen eine große, geschichtlich beglaubigte, meist aber sehr treulose Rolle in der Erzählung. Und die genaue Schilderung der Landschaften am Hudson, die mir oblag, dankte ich meinem Bruder Richard, der dort von 1864 an lebte und arbeitete. Höchst erfreulich für mich war nun schon bei der Entstehung des Werkes der begeisterte Jubel, mit dem meine Kinder und die Kinder meines Bruders Richard jedes neue Kapitel anhörten, das ich ihnen sofort nach dessen Vollendung vorlesen mußte.

Das Werk erschien gegen Ende des Jahres 1884 im Verlage von Leopold Gebhardt in Leipzig, des Schwiegersohnes meines 1878 verstorbenen Gönners Ernst Keil, wunderschön illustriert von Wilhelm Claudius und vom Verleger prächtig ausgestattet, alle Exemplare in illustriertem Einband. Das Werk wurde in der Presse sehr günstig beurteilt. Eines meiner Verfasser Exemplare sandte ich zu Anfang Dezember an meinen lieben Freund Eduard Langhans in Bern, der dort seit dem Frühjahr 1881 ordentlicher Professor für Dogmatik, Ethik und Religionsgeschichte an der Berner Hochschule war. Ich dachte mir natürlich, mein „Überläufer" werde hauptsächlich von Langhans' Töchterchen gelesen werden. Da schrieb er mir aber selbst am 12. Dezember 1884: „Gestern waren Sie mit Ihrem „Überläufer" schuld an einer argen Nachlässigkeit, die ich beging. Ich hätte mich auf eine Rede vorbereiten sollen, die ich abends zu halten hatte, und mußte diese dann mit den berühmten

Worten beginnen: „Unvorbereitet, wie ich mich habe . . .", daran ist nur Ihr „Überläufer" schuld; ich nahm beim Frühstück das Buch zur Hand und legte es erst abends beim Lampenlicht ab, als ich zu Ende gekommen war. Da fragte mich meine Frau: mußt Du nicht diesen Abend eine Rede halten? Als sie den Schrecken wahrnahm, der mir durch die Glieder fuhr, machte sie sehr verwegene anzügliche Bemerkungen über reifere Jugend und große Kinder, die über Indianergeschichten ihre Pflichten versäumen. Meine Rede war dann freilich mittelmäßig, um so besser aber der „Überläufer", und ich tröste mich, daß sich auf diese Weise die Leistungen des Tages ausglichen."

Noch während ich an meinem „Überläufer" arbeitete, hatte ich das gesamte geschichtliche Quellenmaterial gesammelt, um die deutsche Heldengestalt des General York v. Wartenburg zu einem vaterländischen Schauspiel zu verwerten, hatte auch schon den Plan und Gang dieses Schauspiels in den Hauptzügen entworfen. Sowie ich nun den „Überläufer" vollendet hatte, begann ich in rastloser, freudiger Begeisterung meinen „York" und führte das fünfaktige Schauspiel in wenig Monaten zu Ende. Wie mein Schauspiel „Junius", wurde es auf meine Kosten bei Duncker und Humblot in Leipzig gedruckt und verlegt und im Mai 1884 im Druck vollendet, gerade als die nationalliberale Partei durch ihre berühmte, von Miquel verfaßte „Heidelberger Erklärung" vom 23. März 1884 und durch ihre erhebenden Parteitage von Neustadt (Pfalz) am 14. April, und von Berlin am 18. Mai wieder ihren vollen Anschluß an Bismarck erklärt und Rudolf von Bennigsen, – der verdrossen seine parlamentarischen Mandate niedergelegt hatte, – sich wieder an ihre Spitze stellte.

Da sandte ich denn auch an Bismarck ein Exemplar meines „York". Denn das Schicksal meines Helden schien mir mit dem Schicksal Bismarcks große Ähnlichkeit zu haben, auch in dem Grundgedanken des Stückes, den ich York im zweiten Akt in den Worten aussprechen lasse:

„Auch die Geschichte zeigt uns ihren Willen
Und offenbart ihn dann am deutlichsten,
Wenn sie ein widerwillig Werkzeug zwingt,
Die große Wandlung mächtig zu vollstrecken."

Ich begleitete diese Sendung an Bismarck mit folgendem Schreiben vom Mai 1884, – dem ersten, das ich seit dem November 1878 wieder an ihn richtete:

„Eure Durchlaucht mögen gestatten, Ihnen mein Schauspiel „York" als schlichten Zoll der Dankbarkeit und Verehrung zu überreichen, die jeder Deutsche Eurer Durchlaucht schuldet. — Das Stück strebt nur nach Einem: durch größte geschichtliche Treue unserer Zeit die schweren Entscheidungen nutzbar zu machen, durch welche die Männer der Freiheitskriege gehen mußten zu Preußens und Deutschlands Heil. — Gelingt es, die deutschen Schaubühnen für diese gesunde, kräftige Kost zu gewinnen, dann wird die heilsame Wirkung für unser Volk nicht ausbleiben. Ich habe dabei kein Verdienst als dasjenige, zur rechten Zeit an das Rechte erinnert zu haben. — Kaum kann ich hoffen, daß Euere Durchlaucht Zeit und Lust zum Lesen des Stückes gewinnen werden. Das ändert aber nichts an der einfachen Schuldigkeit: Dem ersten und verdienstvollsten Beamten des Reichs mein Scherflein darzubringen. — In tiefster Verehrung Eurer Durchlaucht ganz ergebenster Dr. Hans Blum."

Darauf erfolgte schon am 20. Mai aus dem „Spezial-Bureau des Reichskanzlers" in Berlin die Antwort vom Schwiegersohn des Fürsten Bismarck:

„Eurer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt für die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie dem Herrn Reichskanzler durch Übersendung Ihres Schauspiels „York" erwiesen haben, den verbindlichen Dank des Fürsten Bismarck auszusprechen. — Graf zu Rantzau, Wirklicher Legationsrat und vortragender Rat im Auswärtigen Amt."

Ehe ich nun über die Aufführungen meines „York" berichte, erwähne ich, der Zeitfolge nach, einige andere, für mich wichtige Ereignisse des Jahres 1884. Im Juli 1884 fand, — ganz in der Nähe unserer Villa, — das deutsche Bundesschießen in Leipzig statt, und ich lud den Freund Langhans natürlich ein, die Schweizer Schützen nach Leipzig zu begleiten und mein Gast zu sein. Darauf antwortete er: „Bern, 5. Juli 1884. Wir gehen unserm 50jährigen Hochschuljubiläum entgegen, das vom 4.—6. August stattfinden wird und dessen Vorbereitung einige Arbeit gibt. Schon darum darf ich nicht daran denken, unsere Schweizerschützen nach Leipzig zu begleiten, so gerne ich einmal unser kleines Trüppchen in dem großen Völkergetümmel sähe, wo „Germania", die große, ihre Fahnen entfaltet!"

Ich sandte ihm nun aus Rheinfelden, wo ich mit den Meinen seit 15. Juli wieder weilte, zum Jubiläum der

Berner Hochschule ein Festgedicht, in dem ich mit dankbarer Liebe gedachte, wie viel ich selbst dieser Hochschule schulde, und wieviel vor mir zahlreiche Deutsche, die 1848/49 an ihrem deutschen Vaterlande verzweifelten und in die freie Schweiz flüchteten; wie viel aber diese Hochschule auch unserm Albert Bitzius schulde, der die klaren Augen am 20. September 1882 für immer geschlossen hatte. Da antwortete mir Eduard Langhans: „Bern, 8. August 1884. Lieber Freund! Empfangen Sie unsern besten Dank für Ihren schönen poetischen Festgruß; er hat Alle, die davon Kenntnis bekamen, recht sehr gefreut und ergriffen, und vor uns stand wieder der liebe Bitzius, als ob er mit uns teilnähme am Jubelfest .... Sie sind also wieder in Rheinfelden und freuen sich der frischen Luft und des rauschenden Stromes. Haben Sie auch wieder Reisepläne ins Gebirge? Mich führt ein erhaltener Auftrag in der letzten Augustwoche nach Glarus an die schweizerische Predigerversammlung, wo ich ein Votum abgeben soll. Darauf gedenke ich das Glarner Ländchen mit Maß abzuweiden; ich treffe mich mit Buchhändler Schmid zusammen, der vom Alpenklubfest in Altdorf nach Glarus hinüberkommt. Reizend wäre es, wenn Sie sich dem kleinen Bümmelchen anschließen wollten."

Das geschah. Ich fuhr mit Langhans von Bern bis Altdorf. Hier trafen wir den auch von mir herzlich verehrten Verleger der Werke von Langhans und Bitzius, den Buchhändler Schmid aus Bern, einen Deutschen, den ich seit Jahrzehnten kannte, und nun wanderten wir drei über den Klausenpaß nach Linthal, von der Paßhöhe an über den Urner Boden und weiter abwärts in strömendem Regen. Am folgenden Tag wanderten wir nach Glarus, und hier nahm ich an der schweizerischen Predigerversammlung als Gast teil und hörte auch den sehr interessanten Vortrag von Langhans mit an. Der Vorsitzende der Versammlung, Pfarrer Dr. Buß in Glarus, gab sich mir als alten Freund aus einem der mit uns Bernern kartellierten Gymnasialvereine zu erkennen. Langhans, Schmid und ich wanderten dann noch das Glarer Land abwärts bis gegen den Walensee und trennten uns auf der Eisenbahnfahrt gegen Zürich an einer Bahnstation, die meine Freunde direkt nach Bern, mich auf einer anderen Bahnlinie nach Rheinfelden führte.

Am 71. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1884, wurde mein vaterländisches Schauspiel

„York" zum erstenmal am Stadttheater zu Leipzig aufgeführt und begeistert aufgenommen, so daß es, immer bei ausverkauftem Theater, wiederholt aufgeführt werden mußte. Ich teilte das auch Freund Langhans mit, indem ich ihm ein Exemplar meines „York" beifügte, und darauf antwortete er mir am 12. Dezember, am Schlusse seines köstlichen Briefes über meinen „Überläufer": „Mächtig gefreut hat mich der Erfolg Ihres „York". Natürlich vorerst um Ihretwillen, aber nicht weniger um des deutschen Theaterpublikums willen, das den Gedanken des Dramas erfaßte und sich zum Enthusiasmus hinreißen ließ. Die Mitteilung darüber hat mich tief ergriffen, ja wirklich nicht nur gefreut, sondern ergriffen. Es ist immer etwas Großartiges, wenn ein Gedanke durch die verschiedenen Gesellschaftsklassen wie ein elektrischer Funke fahrend, Tausende von Herzen ergreift. Das war hier der Fall. Ich werfe aus der allerhintersten Loge, von der aus man weder sieht noch hört, aber mitempfindet, einen Kranz auf die Bühne. In treuer Freundschaft Ihr Eduard Langhans."

Schon während meines Aufenthaltes in Rheinfelden im Sommer 1884 arbeitete ich an einem neuen Werke, einem geschichtlichen Roman, der hauptsächlich in Rheinfelden und dessen Umgebung spielt, an meinem Werke „Herzog Bernhard, eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639", das die nationale Politik und den durch diese bedingten, tragischen Ausgang des deutschen Helden und Fürsten Herzogs Bernhard von Weimar streng nach den geschichtlichen Quellen darstellt, namentlich die beiden Schlachten des Herzogs bei Rheinfelden zu Ende Februar und Anfang März 1638, seine Belagerung und Einnahme der Stadt, seinen Einzug in dieselbe und sein herzliches Einvernehmen mit der Bürgerschaft, endlich seinen heldenmütigen Opfertod in Neuenburg bei Breisach, unter dem Gifte Richelieus, weil der deutsche Herzog die von ihm eroberte stärkste Festung Südwestdeutschlands, Breisach, den Franzosen nicht zu eigen lassen wollte. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse waren mit größter Treue geschildert — wir hatten bei Ebnung unseres großen Gartens in Rheinfelden hier sogar die Grabstätte der Gefallenen Herzog Bernhards entdeckt, die gefallen waren, während er die Stadt von der unserem Besitztum ganz nahen Spitze des Kapuzinerberges aus beschoß. Und des jungen Helden „Kuri Rüdingers Mühle" war unser eigenes altes Hausgrundstück, das ehedem wirklich eine Mühle gewesen. Daneben war in den ernsten Gang der Handlung auch eine Fülle humorvoller Ge-

stalten und Szenen eingestreut, so daß auch das Bedürfnis nach leichterer Unterhaltung seine Rechnung beim Lesen fand. Vor allem aber hatte ich die erhabene und fröhliche Gestalt des Schweizer Pfarrers Walter Helveticus frei in die Handlung eingezeichnet, aber nicht mit freier Erfindung seiner Gestalt, sondern um meinem unvergeßlichen teuren Freunde Albert Bitzius nach Kräften ein literarisches Denkmal zu setzen, indem ich alle seine Charakterzüge treu nachzeichnete und ihn eine große Rolle spielen ließ.

Das Werk erschien zunächst Ende 1884 und Anfang 1885 vielfach in Zeitungsabdruck, auch in einem großen badischen Blatt und in Schweizer Blättern, die ich Langhans zusandte. Als aber im Juni 1885 der Druck der Buchausgabe nahezu vollendet war, die im Verlage von C. F. Winter in Leipzig erschien, bat ich Langhans, ihm das Werk widmen zu dürfen, da er unseres Bitzius nächster und treuester Freund gewesen. Darauf antwortete er mir am 19. Juni 1885: „Lieber Freund! Sie wollen mir also Ihren „Herzog Bernhard" dedizieren, den ich mit so großem Interesse gelesen habe. Sie machen mir damit eine ganz unerwartete große Freude, für die ich Ihnen sehr dankbar bin. Das Bild von Bitzius" (des Walter Helveticus in dem Roman) „hat mich außerordentlich angenehm berührt, es ist wirklich er selbst; sein durchdringender Blick für Menschen und Verhältnisse, sein klares charaktervolles Auftreten, und auch der joviale Schalk — das ist alles vortrefflich wiedergegeben."

Das Werk erschien also in Buchausgabe gegen Ende Juni 1885 mit der Widmung an Eduard Langhans, der eine eingehende geschichtliche Einleitung folgte. Dann war das nächste Blatt vor dem Beginn der Erzählung mit einem Gedicht von mir bedruckt, aus dem ich hier nur folgende Strophen zitiere:

Rheinfelden, lieb' Rheinfelden,
Du Schmuck des Oberrheins,
Durchzög' ich auch zwei Welten,
Dein Gleichen fänd' ich keins.

Des Heimwehs leise Klagen
Zieh'n mich zu dir zurück,
Hier fand in Jugendtagen,
Ich erster Liebe Glück.

Von deinen Glocken rauschte
Mir Heilgruß zu so traut,
Als ich die Ringe tauschte
Am Altar mit der Braut.

Ein Exemplar dieser Buchausgabe sandte ich auch an Viktor Scheffel mit dem Ausdruck meiner herzlichen Verehrung für ihn. Darauf antwortete mir der berühmte Dichter, — der ja jahrelang unweit von Rheinfelden in Säckingen gelebt hatte, — eigenhändig mit herzlichem Dank und großer Anerkennung für mein Werk und schrieb dabei u. a.: Als er meinen „Herzog Bernhard" in einer badischen Zeitung gelesen, habe er sich sehr darüber gewundert, daß ein Norddeutscher die liebe Landschaft des Oberrheins von Laufenburg bis über Rheinfelden hinaus so treu schildern könne, wie ich getan, aber mein Gedicht an Rheinfelden am Eingang der Buchausgabe löse ihm das Rätsel vollständig. — Auch von Prof. G. Droysen in Halle, Prof. Werner Schuch in München und anderen bedeutenden Männern ward mir die freundlichste Anerkennung zu teil.

Schon vorher hatte auch mein vaterländisches Schauspiel „York" eine neue, mir höchst wohltuende Anerkennung gefunden. Gegen Ostern 1885 schrieben nämlich die Leiter des berühmten Gymnasiums Schulpforta bei Kösen an mich, ob ich gestatte, daß mein „York" am Schlusse der Osterprüfungen von den Abiturienten der Oberprima aufgeführt werde. Ich gab natürlich mit Freuden meine Zustimmung, verschaffte den Darstellern die vom Direktor des Leipziger Stadttheaters freundlich gewährte unentgeltliche Überlassung der Leipziger Kostüme und einiger Dekorationen meines „York" und wohnte der Aufführung in dem mir wohlbekannten Schulpforta selbst bei. Die Aufführung war ganz ausgezeichnet und machte auf alle den tiefsten Eindruck. Namentlich wurde die Hauptrolle des „York" ganz vortrefflich gegeben, und zwar durch den Sohn des berühmten Professors der Musik und Meisters des Geigenspiels Joachim in Berlin.

In meinem schriftstellerischen Schaffen war ich damals, — neben meiner Anwaltspraxis, — unablässig tätig. Denn noch 1885 erschien bei der C. F. Winterschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig mein zweibändiges Werk, Aus dem alten Pitaval, Französische Rechts- und Kulturbilder aus den Tagen Ludwigs XIII., XIV. und XV., ausgewählt und erläutert von Hans Blum", das in der Presse, namentlich in den wissenschaftlichen Fachblättern sehr günstig beurteilt wurde. Es war mir nämlich gelungen, nicht lange zuvor ein vollständiges Exemplar des zwanzigbändigen, in den Jahren von 1739—1743 in Paris erschiene-

nen französischen Originalwerkes in einer großen Leipziger Buchhandlung für meine Bibliothek käuflich zu erwerben. Der Inhalt meiner beiden Bände „Aus dem alten Pitaval" ist der folgende: Band I: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Kardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnisvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte. Band II: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der Bankier und die Tanzfee. Die Heirat des Fräulein von Kerbabü. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq=Mars und de Thou. Sauvin und Rousseau (Nachtrag zum ersten Fall).

Meine freudigste Arbeit setzte ich aber 1885 an eine neue geschichtliche Erzählung: „Hallwyl und Bubenberg, Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen", die noch im Laufe des Jahres 1885 in zahlreichen deutschen und schweizer Blättern und dann im Verlage von C. F. Winter in Leipzig in Buchausgabe erschien. Das Werk schildert aufs treuste die siegreichen Heldenkämpfe der Oberdeutschen und Schweizer gegen Karl den Kühnen von Burgund in den Jahren 1474—1477, auch eine Fülle frei erfundener ernster und heiterer Gestalten und Ereignisse, und fand die günstigste Beurteilung. So schrieb mir ein hervorragender Basler Professor: „Ihre Erzählung wird ein Volksbuch werden im edelsten Sinne des Wortes, eine rechte Freude für Alt und Jung." Außerdem kannte ich alle von mir geschilderten Landschaften und Orte der Schweiz und Frankreichs, die in dem Werke die Hauptrolle spielen, namentlich den Schauplatz der Schlachten von Grandson, Murten und Nancy aufs genaueste aus eigener Anschauung. So auch das herrliche Schloß in Spiez am Thuner See, das dem Verteidiger und Sieger von Murten, dem Helden Adrian von Bubenberg gehörte, und damals „der goldene Hof" hieß.

Um dieses Schloß, Spiez und Umgebung recht treu zu schildern, reiste ich vor dem Erscheinen meines Werkes im Sommer 1885 mit den Meinen nach Spiez, wo wir in dem reizenden Hotel Schonegg des Herrn Mützenberg wohnten, der eigentlich Fürsprech (Advokat) war, aber nach dem Tode des Vaters dieses wertvolle Familienbesitztum verwaltete. Wir fühlten uns so wohl da, daß ich mit Frau und Kindern fortan alljährlich bis 1896 dort drei bis vier Sommerwochen zubrachte, namentlich da

mein lieber Berner Gymnasialklassengenosse und Freund Friedrich Trechsel (s. o. Bd. I S. 151) dort seit Jahren evangelischer Pfarrer war und heute noch ist und ich und die Meinen mit seiner lieben Familie sehr vertraut wurden. Auch malte ich schon 1885 das Spiezer Schloß mit Umgebung.

Vor unserm Aufenthalt in Spiez hatte ich auch den Freund Langhans in Bern mit meiner Frau im August 1885 besucht, in seinem neuen eigenen Heim im Vorort Sulgenbach bei Bern, in dem auch die „Rößlimühle" stand, wo meine Mutter mit uns 1861 gewohnt hatte. Denn Langhans hatte mir am 19. Juni 1885, in dem oben schon erwähnten Briefe, in welchem er mir für die Widmung meines „Herzog Bernhard" an ihn dankte, auch geschrieben: „Hoffentlich haben wir das Vergnügen, Sie und Ihre Frau Gemahlin diesen Sommer bei uns zu sehen und Ihnen unser neues Heim zu zeigen, in dem wir uns höchst glücklich und gemütlich befinden. Der Volksmund nennt es das Mattenhofschlößli, hingegen ist Schloßartiges nichts daran, als ein runder Turm, im übrigen sieht es ganz bescheiden aus, steht aber in reizender, wechselvoller Gartenanlage."

Über meine Säckinger Studien im Sommer 1885 werde ich später berichten, wenn ich die Entstehung meines auf diesen Studien mit beruhenden Romans „Die Äbtissin von Säckingen" darstelle.

Als mein Freund Albert Bitzius im Jahre 1882 die ihm vertraulich angebotene Wahl zum Pfarrer unsrer reformierten Gemeinde abgelehnt hatte, war ich in unserem Konsistorium eifrig dafür tätig gewesen, daß der damalige Pfarrer unserer reformierten Gemeinde in Rheinfelden Theod. Simons, Sohn des Kommerzienrates Simons in Crefeld, als unser Pfarrer in Leipzig gewählt werde, da ich ihn in Rheinfelden sehr hoch hatte schätzen lernen. Diese Wahl war einmütig getroffen worden und Pfarrer Simons hatte sie angenommen. Er wurde auch in unserer Leipziger Gemeinde aufs höchste geschätzt und trat mir und den Meinen besonders nahe, als er unserm ältesten Sohn Kurt Konfirmationsstunden gab und zur Konfirmation Ostern 1887 vorbereitete. Für unsern Sohn waren diese Stunden von heilvollstem Einfluß und, — wie man später sehen wird, — geradezu entscheidend für die Wahl seines Lebensberufes. Pfarrer Simons ist jetzt schon seit vielen Jahren Professor in Berlin.

Ich gab vom Frühjahr 1886 an im Verlag von C. F. Winter in Leipzig meinen „Deutschen Pitaval"

heraus, eine Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes", die leider nur einen Band (vier Hefte) erlebte, weil das große Publikum nach Ansicht des Verlegers zu wenig Interesse dafür zeigte. In dem Vorwort zum ersten Heft war gesagt: „Unsere Zeitschrift tritt ins Leben, um dem Interesse weitester Kreise für die Verhandlungen und Urteile in wichtigen Strafprozessen des In- und Auslandes in möglichst vollkommener, alle befriedigenden Weise Rechnung zu tragen. Dieser berechtigten Teilnahme gebildeter Kreise für Stoffe solcher Art genügen weder die nur für Rechtsgelehrte bestimmten Fachzeitschriften, noch jene Zeitungsberichte, welche den nach Inhalt und Form gleich unfertigen Stoff unmittelbar aus dem Gerichtssaal zum Druck befördern. Der „Deutsche Pitaval" will deshalb die bedeutsamsten Straffälle der Gegenwart und Vergangenheit des In- und Auslandes nach den besten Quellen, den Akten, Verhandlungen und Urteilen darstellen in abgerundeter, gemeinverständlicher, kritisch und wissenschaftlich durchgearbeiteter Form. . . . Jeder Fall soll ein aktentreues, sprechendes und fesselndes Zeit- und Kulturbild sein. . . . . . Die ersten Hefte werden einige überaus interessante Fälle aus der Leipziger Gegend nach den im Archiv der Leipziger Gerichte ruhenden Akten veranschaulichen und daneben eine eingehende Darstellung der anarchistischen Verbrechen in Deutschland in den Jahren von 1880 bis 1885 enthalten. Diese Studie begnügt sich nicht etwa mit der Aneinanderreihung der einzelnen Untaten, ihrer Entdeckung, Verfolgung und Bestrafung. Sie dringt vielmehr in das innerste Wesen des Anarchismus und Sozialismus, beweist die engste Verwandtschaft dieser beiden kommunistischen Richtungen nach ihren Grundsätzen und Zielen, und legt dar, daß die Schriften, Handlungen und Aufreizungen der anarchistischen Führer zu den einzelnen der begangenen Verbrechen in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen: planvoller Anstiftung folgt die Missetat auf dem Fuße!"

Diesem Vorwort entsprechend, enthielt das erste Heft des „Deutschen Pitaval" zunächst einen sehr interessanten Leipziger Strafrechtsfall aus dem Jahre 1855 (nach den Akten des vormaligen Kreisamts Leipzig (16 Aktenbände!) im Archiv des Amtsgerichts Leipzig) unter dem Titel: „Ein dunkles Geheimnis", dann aber den ersten Teil der

großen Abhandlung: „Die Verbrechen der Anarchisten in Deutschland in den Jahren 1880 bis 1885" in folgende Kapitel geteilt: 1. Persönliches. Anarchisten und Sozialisten; 2. Trennung von Sozialisten und Anarchisten; 3. der erste Hochverratsprozeß vor dem Reichsgericht (Oktober 1881 wider Breuder u. Gen.); 4. die anarchistische „Propaganda" der nächsten Jahre; 5. das Dynamitattentat in Elberfeld (4. September 1883, Prozeß wider Reinsdorf und Genossen); 6. das Attentat auf dem Niederwald und in der Festhalle zu Rüdesheim (28. September 1883, Prozeß wider Küchler, Reinsdorf, Rupsch und Genossen). Alle diese Fälle behandelte ich nach den in meinem Besitze befindlichen Urteilen des Reichsgerichts und nach meinen in den Hauptverhandlungen gemachten Beobachtungen und stenographischen Aufzeichnungen.

Das zweite Heft des „Deutschen Pitaval" enthielt zunächst wieder einen sehr interessanten Fall des Leipziger Gerichtsarchivs, den ich „Raubmord im Armenhause" betitelte. Der Prozeß war vor dem ehemaligen Bezirksgericht Borna im Jahre 1861 verhandelt worden. Die vier Aktenbände durfte ich dem Archiv des Leipziger Landgerichts entnehmen. Dann folgte der zweite Teil der großen Abhandlung „Die Verbrechen der Anarchisten in Deutschland in den Jahren 1880 bis 1885", mit den Kapiteln 7 bis mit 10 und folgendem Inhalt: 7. Steigerung des anarchistischen Wahns; 8. die Mordreise der Genossen Kammerer, Stellmacher und Kumic (1883), Urteil und Wahrspruch des kgl. Landgerichts Stuttgart wurden mir auf besondere Verordnung des kgl. württembergischen Herrn Justizministers in beglaubigter Abschrift mitgeteilt; 9. die Wiener Morde: a) die Ermordung Hlubeks, b) die Ermordung des Bankiers Eisert und seiner Kinder, c) die Ermordung des Detektivs Blöch (1883 und 1884, Verhandlung vor dem Wiener Ausnahmegerichtshof vom 27. und 28. Mai 1884, alles nach den amtlichen Wiener Berichten); 10. die Ermordung des Polizeirates Rumpf (in Frankfurt a. M. durch den Anarchisten Lieske am 13. Januar 1885), wobei ich wieder lauter amtlichen Quellen folgen konnte, u. a. einer Schrift des schweizer Bundesanwalts Müller, und das Urteil des Reichsgerichts wider Lieske vom 26. August 1885 selbst besaß.

Das dritte Heft des „Deutschen Pitaval" enthielt zunächst eine große Abhandlung über „Die ultramontanen Verbrechen im (schweizerischen) Kanton Tessin

(1876 bis 1887), bei deren Darstellung ich allen Staatsschriften folgen konnte, welche die ultramontane Regierung des Kantons Tessin und die schweizerischen Bundesbehörden über diese Verbrechen herausgaben. Mein Freund Dr. Stössel von Zürich war Berichterstatter darüber im Schweizer Nationalrat. Auch alle privaten Schriften über die interessanten Fälle und die anarchistischen Flugblätter konnte ich benutzen und, soweit nötig, wörtlich abdrucken. Die Abhandlung schloß sachgemäß mit den „Ergebnissen der eidgenössischen Untersuchung". Am Schlusse des Heftes folgte der sehr interessante „Fall Ittner (Mord? Totschlag? Tötung einer Einwilligenden?)", nach meinen stenographischen Aufzeichnungen während der Verhandlung vor dem Schwurgericht Leipzig im Juli 1886.

Das vierte Heft des „Deutschen Pitaval" endlich enthielt zunächst eine eingehende Darstellung des „Prozesses Louis Riel. Hochverrat und bewaffnete Empörung in Kanada 1885" in sieben Kapiteln mit folgendem Inhalt: 1. Louis Riels Leben und die Ursachen seiner Empörung; 2. Riels Kampfmittel und Ziele; 3. die ersten Tage der Rielschen Empörung; 4. die Treffen am Entensee und an der Coulée des Tourond; die Kämpfe um Batoche; Riels Gefangennahme; 5. der Prozeß zu Regina; 6. Riels Geisteszustand; 7. für und wider Begnadigung, Hinrichtung, Schluß. Die Aufzählung der von mir benützten amtlichen und nichtamtlichen Quellen füllt die ganze Seite 2 in engstem Druck. — Dann folgte die Darstellung der neusten Kraftleistung der Leipziger Sozialdemokratie, „Der Aufruhr der Sozialdemokraten in Leipzig am 26. September 1886", Schwurgericht Leipzig vom 25. November 1886, nach meinen genauen, teilweise stenographischen Niederschriften während der Verhandlung dargestellt. Das Heft schloß mit dem interessanten Fall „Mord oder Totschlag, verübt von einem Epileptischen", Schwurgericht Leipzig vom 9. November 1886, nach meinen stenographischen Aufzeichnungen während der Verhandlung.

Mit diesem Hefte schloß, wie bereits bemerkt, das ganze Unternehmen.

Im Sommer 1886 machte ich von Rheinfelden aus, wo wir wieder weilten, in Begleitung meiner lieben Frau und Schwiegermutter, unsres nun vierzehnjährigen Sohnes Kurt und des Sohnes unseres tüchtigen Rheinfelder Hausarztes Dr. Fetzer, eine reizende Reise in die innere Schweiz nach einem uns

bis dahin unbekannten Höhenpunkt. Wir fuhren von Rheinfelden zunächst mit der Bahn nach Bern. Hier besuchten meine Frau und ich mit unserm Sohn die liebe Familie Langhans kurz in ihrem „Mattenhofschlößli", und dabei ereignete sich folgender köstliche Vorfall. Als unser Kurt nämlich sah wie das etwa gleichaltrige Töchterchen des Freundes Langhans ihre Hauskatze so kräftig ans Herz drückte, daß das Tierchen schrie, rief er ängstlich, zu unser aller großer Heiterkeit: „Bei Professor Langhans möchte ich aber nicht Katze sein!" Nach unsrer Rückkehr nach Leipzig schrieb mir Langhans am 29. September dahin: „Lieber Freund! Wir haben jetzt prachtvolles Herbstwetter, und da nun auch die Jugend wieder Schulferien hat, so benützen wir die schönen Tage fleißig zu kleineren Ausflügen. Aber alles nimmt schließlich ein Ende, sogar Hochschulferien, pflegte Buddha zu sagen, und unvermutet schnell wird der Winter vor der Türe stehen. Dann denkt man am Ofen an vergangene Tage zurück. Mögen auch Sie und die lieben Ihrigen angenehme Erinnerungen an die Sommertage bewahren, um sie beim winterlichen Lampenschein aufzufrischen. Ihr Besuch im Sommer hat uns sehr gefreut und wir denken gern daran zurück. Hingegen mit der Katze ist's immer noch dieselbe Geschichte, ich möchte auch nicht bei Professor Langhans Katze sein!"

An die „Sommertage" von 1886 „bewahrten" wir in der Tat „angenehme Erinnerungen". Denn wir fuhren von Bern über Spiez und den Brünigpaß mit dessen neuer Bergbahn bis zur Station Kerns-Kägiswyl in Unterwalden, der Station für das Melchtal. Im Dorf Melchtal nahm ich ein leichtes Fuhrwerk für meine Frau und Schwiegermutter und unser Gepäck, und nun zogen wir, — ich ging mit den beiden Jungen zu Fuß, — von Melchtal in 3¼ Stunden aufwärts über die Balmmatt am Fuß der schroffen Ramisfluh nach Melchsee-Frutt (1919 Meter über Meer), wo damals nur ein einziges, sehr einfaches Alpenwirtshaus stand, in dem wir etwa 10 Tage Aufenthalt nahmen. Noch jetzt, wo es zwei Hotels dort oben gibt, sind diese oft überfüllt. Damals mußte ich mit den beiden Jungen auf dem Heuboden schlafen, meine Frau und Schwiegermutter in einem sehr engen Kämmerchen, bis einige Gäste abzogen. Aber wir fühlten uns in der herrlichen Alpenluft des baumlosen Hochtals mit seinem schönen Melchsee, Wasserfall und großartigen Rundsicht doch ungemein wohl, bei guter Verpflegung. Nachdem ich mit den beiden Jungen zuerst allein

die nahe Hochmatt (2400 Meter hoch) erstiegen hatte, wo wir die Berner Alpen prachtvoll sahen und viele schöne Alpenblumen pflückten, stiegen auch meine Frau und Schwiegermutter mit uns auf die etwas niedrigere und bequemere Erzegg (2176 Meter hoch), von der aus man in das reizende Gental abwärts schaut und abermals die strahlende Berner Alpenkette erblickt. Ich malte in Melchsee-Frutt drei Bilder nach der Natur, namentlich den Melchsee mit dem Bergwirtshaus im Mittelgrund und dem Hohenstollen und seiner Bergkette im Hintergrund und den düster-großartigen Wasserfall.

Dann zogen wir, — die Damen und unser Gepäck in einem Wägelchen, — den bequemen Weg *über die Tannenalp* (1982 Meter hoch) zwei Stunden *abwärts zur Engstlenalp* (1839 Meter hoch), wo wir in dem sehr bequemen Kurhaus des Herrn Immer übernachteten. Wir hatten keine Zeit zu längerem Verweilen dort. Die herrliche Lage und Umgebung der Engstlenalp, der grünblaue Engstlensee, die geschützte Lage, das milde Alpenklima, die reiche Flora und die großartige Rundsicht auf die Berner Alpen vom Wetterhorn bis zur Blümlisalp im Südwesten und auf die Wendenstöcke und den Titlis im Osten, erweckte in mir aber den bestimmten Entschluß, baldmöglichst zur Engstlenalp zurückzukehren, um dort längere Zeit zu malen, was ich in der Tat schon 1887 ausführte. Diesmal, im Sommer 1886, *zogen wir* nach einem behaglichen halben Tag auf der Engstlenalp, *durch das* fünfstündige *Gental abwärts nach Meiringen* — die Damen zu Pferde, — und fuhren von da mit Bahn und Schiff *nach Spiez*. Als wir auf der Engstlenalp bei Tisch saßen, traten plötzlich meine Schwester Ida und ihre vertrauteste Freundin, die berühmte Dichterin *Emma Matthys* (gestorben 1890), bei uns ein.

Der *Rest des Jahres 1886 in Leipzig* war vornehmlich der Ausgestaltung und Niederschrift meines Säckinger Romans gewidmet, von dem ich nun eingehend rede.

Viertes Kapitel.

Das Jahr 1887. „Die Abtissin von Säckingen". Die neuen Reichstagswahlen. Persönliches. Prof. Biedermanns 75. Geburtstag. C. F. Meyer.

Schon seit 1877 beschäftigte mich innerlich lebhaft das wundersame Bild und Schicksal der **Abtissin von Säckingen, Magdalena von Hausen**, das Bruschius in seiner „Chronologia Monasteriorum" (Zeitgeschichte der Klöster) Bd. II Blatt 148 19 D in wenigen lateinischen Zeilen andeutet.

Die Abtissin der tausendjährigen gefeiertsten Gnadenstätte des Oberrheins, des Fridolin-Frauenklosters zu Säckingen, sie, deren Standhaftigkeit im katholischen Glauben der Papst zuvor belobt hatte, schritt zu heimlicher Ehe, entfloh mit ihrem Gatten aus Säckingen, ward aber gefangen und zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Nachdem sie längere Zeit im sogenannten Alten Hof zu Säckingen unter Aufsicht des Großmeiers von Schönau gefangengehalten worden war, gab ihr der Kaiser Ferdinand die Freiheit wieder. — So Bruschius, der aus erster Quelle schöpfte, „aus dem Munde des edeln und strengen Helden" (a nobili ac strenuo heroe) Johann Jacob von Schönau, des edeln Großmeiers, der seine unglückliche vormalige Gebieterin, auch als deren Kerkermeister, freundlich behandelte, für sie beim Kaiser um Gnade bat und ihr das Zeugnis gibt: „daß sie, diesen Fall ausgenommen, die beste und rechtschaffenste Frau gewesen, hernach in stiller Zurückgezogenheit gelebt und sich in das Münster" (zugleich des heiligen Fridolin Begräbnisstätte in Säckingen) „zum Chorgebet zu jedermanns Erbauung begeben habe".

Tragische Konflikte zwischen dem Klostergelübde und den unausrottbaren Rechten des Herzens und Blutes mochten ja in jenen Tagen (von 1523 an) unendlich oft vorkommen. Nachweisbar spielen sie im Leben Luthers, Huttens, Eberlins von Günzburg, des Erasmus usw. die größte Rolle. Gleichwohl bot das Schicksal der Abtissin von Säckingen, selbst in den dürftigen Umrissen des alten Klosterchronisten Bruschius, doch Züge von ungewöhnlicher Bedeutung. Man bedenke ihre Stellung, ihre untadelige Frömmigkeit, das unmittelbare Eingreifen des Kaisers Ferdinand bei Verfolgung, Bestrafung und Gnade, für welche der ganze Adel sich

verwandte, und man begreift ohne weiteres, daß man einem Ereignisse gegenübersteht, das die Zeitgenossen im Innersten ergreifen und erschüttern mußte.

Aber gewisse Wendungen bei Bruschius und den späteren Darstellern des Ereignisses erregten bei mir schon 1877 die Vermutung, daß die Äbtissin von Säckingen Magdalena von Hausen keineswegs bloß auf die „Vorspiegelung ihres Erwählten, sie könne sich mit ihm ohne alle Hindernisse und Schwierigkeiten verehelichen," den für sie verhängnisvollen Schritt tat, daß nicht bloß der unversöhnliche Widerstreit zwischen Klostergelübde und Herzensglück den Knoten dieses Trauerspiels geschürzt habe; sondern daß die Kirchenfürstin, welche der Papst zuvor wegen ihrer Standhaftigkeit im alten Glauben belobt hatte, in dem großen Kampf jener Zeit wohl vielmehr dem Glauben Luthers und Zwinglis ihren frommen Sinn zugewendet, und aus d i e s e m Glauben die Überzeugung geschöpft habe: das Gelübde der Ehelosigkeit sei wider Gottes Schrift und Wort. Hierfür sprach vor allem die von Bruschius verschwiegene, vielleicht bei Abfassung seines Werkes noch nicht eingetretene, aber von den Späteren berichtete unleugbare Tatsache, daß Magdalena von Hausen auch aus ihrer, vom Kaiser ihr gnädig verliehenen sogenannten „Freiheit" und erbaulichen Hingebung an den alten Glauben, von Säckingen plötzlich entwichen war. Wohin sie und ihr Gatte dann geraten seien, vermochten auch die Erzähler ihrer zweiten Flucht nicht zu sagen.

Das war der geschichtliche Stoff, der mich seit 1877 anzog und immer mit geheimnisvoller Gewalt zur Lösung der Rätsel reizte, die das dürftige Quellenmaterial noch über denselben breitete. Mein sehnsüchtiges Verlangen und meine Hoffnung, aus Urkunden jener Zeit noch mehr über Magdalins Schicksal, ihre Anfänge und ihren Ausgang zu erfahren, trug ich vertraulich einem allgemein, auch von mir hochverehrten Manne vor, der mit unermüdlichem Forschereifer Zeit seines Lebens die Geschichte seines Oberrheingaues ans Licht gezogen und den Zeitgenossen erzählt hatte, dem apostolischen Vikar der altkatholischen (in der Schweiz „christkatholischen") Schweizerischen Nationalkirche, Herrn P f a r r e r D r. t h e o l. K a r l S c h r ö t e r i n R h e i n f e l d e n. Er hatte mir darauf eifrig erwidert, daß er selbst die größte Freude und Genugtuung empfinden würde, wenn sich noch andere, bisher unbekannte Urkunden über Magdalena von Hausen finden ließen, und bezeichnete mir als den denkbar aussichtsreichsten Weg hier-

zu die Hilfe und Verwendung des hochverdienten, liebenswürdigen Leiters des badischen General-Landes-Archivs, des Geheimen Rates von Weech, dessen wertvolle „Geschichte Badens“ ich selbst besaß und hoch schätzte.

Herr Geheimrat von Weech traf glücklicherweise bald nach diesem Gespräche zum Besuche bei Herrn Pfarrer Dr. Schröter in Rheinfelden ein, und im schönen Salmenbierhaus in Rheinfelden machte Dr. Schröter mich mit dem Geheimrat bekannt. Ich trug ihm mein Anliegen eingehend vor, das er sehr liebenswürdig anhörte, aber freilich wenig aussichtsreich beantwortete. In Säckingen, sagte er, liege gar nichts mehr an derartigen Urkunden, im badischen Staatsarchiv habe er bis jetzt auch noch nichts über die Abtissin Magdalena von Hausen entdecken können. Die reichen Schätze der Archive des Oberrheins seien eben vor fast achtzig Jahren — zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — vor den Franzosen von der katholischen Geistlichkeit, namentlich von Jesuiten, nach Innsbruck „gerettet“ worden, wo sie noch unausgepackt lagern sollten. Jedenfalls habe sie kein Menschenauge seitdem gesehen — mindestens nie dasjenige eines Forschers. Es sei auch ganz aussichtslos, auf eine etwa dorthin gerichtete Frage eine Antwort zu erwarten oder zu erhalten.

Seither blieb Herr Geheimrat v. Weech wegen anderer geschichtlicher Fragen mit mir in gelegentlichem Briefwechsel, und als ich im Sommer 1885 bei ihm wieder einmal über die zwischen uns in Rheinfelden besprochene Angelegenheit anfragte, antwortete er mir im August 1885 nach Rheinfelden, zu meiner freudigsten Überraschung: er habe an das großherzogliche Bezirksamt Säckingen zu meiner Verfügung und Benützung zwei Aktenbände aus dem badischen General-Landes-Archiv gesandt, die eine Fülle ungeahnter Aufschlüsse über das Wesen und Schicksal meiner Heldin gäben. Hochbeglückt teilte ich das sofort persönlich Herrn Pfarrer Schröter in Rheinfelden mit, und dieser treffliche Mann erklärte sich bereit, mich nach Säckingen zu begleiten, angeblich nur aus eigenem Interesse für diese auch ihm sehr wichtigen Urkunden.

Manchen Vor- und Nachmittag brachten wir nun in dem mir vom Bezirksamt Säckingen bestimmten Stunden mit dem Lesen, der Entzifferung und Verdeutschung, und ich mit der

wörtlichen Abschrift dieser urkundlichen Schätze zu. Die Schreiben und Entwürfe (zu abgegangenen Schreiben) der Magdalena von Hausen zeigten eine durchaus klare, geradezu männlich-kräftige Handschrift und waren deshalb nicht bloß leicht zu lesen, sondern meist auch unschwer in modernes Hochdeutsch zu übertragen. Unendlich schwer fiel mir das aber bei den amtlichen Protokollen und Schriftstücken. Ohne die sachkundige Beihilfe des Pfarrers Schröter hätte ich das nicht fertig gebracht, und nun erklärte er mir lächelnd: Diese Beihilfe, die er als nötig vorausgesehen habe, da er aus zahlreichen Handschriften der Reformationszeit wisse, wie schwer namentlich süddeutsche Schriftstücke jener Zeit zu entziffern und zu verhochdeutschen seien, habe den eigentlichen Hauptgrund für seinen Entschluß gebildet, mich nach Säckingen zu begleiten. Um keine Zeit zu verlieren, speisten wir in dem nahe beim Säckinger Bezirksamt gelegenen „Goldenen Knopf" zu Mittag, in dem auch Viktor Scheffel s. Z. viel verkehrt hatte, — zumal da man von hier aus das benachbarte, höher gelegene einstige Säckinger Frauenkloster gut überblicken konnte, das ich rasch in Farben skizzierte. Auch durchwanderte ich eifrig und sorgfältig die Umgegend von Säckingen, die in meinem Werk eine große Rolle spielen mußte, den Eggberg bis zum Schloß Harpolingen, den Hauptschauplatz meiner Erzählung, das Murgtal auf- und abwärts, und malte das Harpolinger Schloß und die prächtige Aussicht von dort mehrmals.

Die geschichtlichen Aufschlüsse jener handschriftlichen Schätze des badischen Landesarchivs, die ich in Säckingen abschrieb, waren überraschend zahlreich und interessant. Vor allem gewann ich aus diesen Urkunden die bis dahin völlig unbekannte Tatsache, daß Magdalena von Hausen bereits im Frühjahr 1524 das Evangelium in Säckingen offen gepredigt habe, und daß eben deshalb über sie und ihre Klosterschwester und Base von Freyberg ein förmliches Ketzergericht zu Säckingen abgehalten worden sei, von dem das vollständige Protokoll vorliegt, das ich in meiner Erzählung auch — auszugsweise — zum ersten Mal zum Abdruck brachte. Auch über Magdalins Ausgang geben jene alten Akten Aufschluß. Mit Entschiedenheit hat sie u. a. ihr Klostergut und zahlreiche silberne Zierrate und Trinkgeschirre zurückgefordert, und auch zurückerhalten, deren Verzicht man ihr bei ihrer schimpflichen Absetzung von der Äbtissinwürde erpreßt hatte.

Auf dieser breiten Grundlage geschichtlicher Tatsachen konnte ich nun meine Dichtung frei und reich entfalten. Denn in geradezu wunderbarer Weise drängt sich in den Jahren, die für Magdalins Glauben, Lebensrichtung und Schicksal entscheidend wurden, von 1523 an, das gewaltige Leben der neuen Reformationszeit in dem Wirken vornehmster und auch seltsamster Geister am Oberrhein zusammen. Es genügt hier die Namen zu nennen, die in meiner Erzählung, geschichtlich treu gezeichnet, vorkommen: Erasmus, Oekolampad, Hutten, Eberlin, von Günzburg, Hubmaier, Konz Jehle von Niedermühle, Thomas Münzer, Faber von Konstanz und vor allem Huldreich Zwingli, dessen gewaltig reformatorische wie politische Macht und Gestaltungskraft mehr und mehr alle Anhänger der neuen Richtung im Süden Deutschlands und der Schweiz an sich zog und auch das Heil der Treuen am Oberrhein in seiner starken Hand hielt bis zu dem unseligen Tage der Schlacht von Kappel, in der Zwingli selbst fiel.

So wuchs denn meine Erzählung des schweren Schicksals einer reinen, frommen und starken Frauenseele von selbst empor zur Schilderung eines Teils der gewaltigsten Bewegung, die jemals unser Volk, die Schweiz und überhaupt die moderne Welt ergriffen hat. Und diese Darstellung steht keineswegs auf dem Standpunkt des trennenden Glaubensbekenntnisses. Sie stellt sich vielmehr auf den Standpunkt, den der Altmeister Ranke in seiner Reformationsgeschichte allen Deutschen, Katholiken wie Protestanten, gewonnen hat: der alle Deutschen befähigt, mit gleicher Freude zu erkennen, welche Fülle von Segnungen diese schönste Erhebung des deutschen Gewissens, Gemütes, Glaubens und sittlichen Ernstes in Staat, Sitte, Wissenschaft, Gesellschaft, Kirche, dem Völkerleben der neuen Zeit geschenkt hat. Und als ein Kind und Vertreter dieser großen Zeit mit ihrem unbeugsamen freudigen Idealismus ist von mir Gerold von Harpolingen, der Gatte der Magdalena von Hausen, gezeichnet.

Schon im Sommer 1880 und noch während meiner starken Arbeit an meinem 1880 erschienenen „Deutschen Pitaval" (s. o. S. 78 flg.) machte ich mich an die Ausarbeitung dieses viele Jahre lang vorbereiteten Werkes, meines zweibändigen „Romans aus der Reformationszeit, die Äbtissin von

Säckingen". Er erschien Ende 1886 bezw. Anfang 1887 in der „Magdeburgischen Zeitung" und anderen Blättern und im Juli 1887 in Buchausgabe im Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Die Vorrede, der einige meiner vorstehend abgedruckten Ausführungen über die Entstehung und Vorbereitung des Werkes entnommen sind, ist vom 3. Juli 1887 datiert. Um Herrn Pfarrer Dr. Schröter in Rheinfelden für seine große Güte meiner Empfehlung an Herrn Geheimrat von Weech und für seine rührend-gütige andauernde Begleitung nach Säckingen einen kleinen Dank darzubringen, hatte ich schon im Sommer 1885 in Säckingen im stillen beschlossen, ihm mein künftiges Werk zu widmen, sobald es in Buchausgabe erschiene. Aber am 2. Weihnachtsfeiertage 1886 war der treffliche Dr. Schröter für immer entschlafen. So ist das Werk denn „Meinen Freunden im Oberrheingau" gewidmet, „die mir in Säckingen, Rheinfelden, Lörrach und Freiburg wohnen." Es wurde überall sehr günstig beurteilt.

Mit Beginn des Jahres 1887 fiel mir eine große politische Kraftleistung zu, die ich aber aufs freudigste darbrachte. Es handelte sich um die neuen Reichstagswahlen, die damals für unser deutsches Vaterland von so ungeheurer Wichtigkeit waren, als kaum jemals vorher und nachher, bis zu denen vom Januar 1907, die unter einer fast ebenso hochgradigen öffentlichen Spannung stattfanden, wie die vom Januar 1887. Denn seit den Reichstagwahlen von 1884 hatte die „Ära Windthorst-Richter-Grillenberger" den Reichstag bedenklich beherrscht, der Dreibund des Zentrums, Deutschfreisinns und der Sozialdemokratie, die nationale Politik Bismarcks grimmig bekämpft und die notwendigsten Mittel und Forderungen versagt. Gegen Ende 1886 hatte diese Reichstagsmehrheit dem deutschen Reiche sogar die Mittel versagt, die es in den Stand setzen konnten, den vom französischen Kriegsminister Boulanger schon bis zum unmittelbaren Ausbruche vorbereiteten Revanchekrieg erfolgreich zu bestehen, nämlich das dem Reichstag am 25. November 1886 vorgelegte neue Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Reiches und das darin geforderte Septennat. Diese waren von jenem Triumvirat in den Sitzungen des Reichstags vom 3. und 4. Dezember 1886 heftig bekämpft und in der von diesen Herrn gewählten Kommission am 17. Dezember abgelehnt worden. Trotz des Widerspruchs und der dringendsten

Vorstellungen und Bitten der Regierungsvertreter, vertagte darauf dieselbe ausgezeichnete Mehrheit den Reichstag eigenmächtig am 18. Dezember bis zum 4. Januar 1887.

Da brach aber im ganzen deutschen Volke ein so elementarer Sturm der Entrüstung über diese klägliche Mehrheit los, und soviele Millionen Stimmen riefen ihnen während der Weihnachtsferien das Wort meines Freundes, des „Turnvaters" Dr. Götz in Leipzig-Lindenau zu: „Wir müssen einen Reichstag wählen, der Ehre im Leibe hat!", daß ihnen doch um ihre Reichstagsitze bangte, wenn es wegen dieser wichtigsten nationalen Frage zur Reichstagsauflösung käme. Um das zu vermeiden, brachte beim Wiederzusammentritt des Reichstags der „deutsch-freisinnige" Abgeordnete von Stauffenberg den scheinbar ganz gefügigen und wohlmeinenden Antrag ein: die ganze von der Regierung geforderte Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres zu bewilligen, aber nur auf drei, statt auf sieben Jahre. Die Zentrumsführer unterschlugen ihren Gefolgsmannen einfach den gemessenen Befehl des Papstes, für das deutsche Septennat zu stimmen, und entschuldigten sich später, als dieser päpstliche Befehl eine ihnen sehr unerwünschte Öffentlichkeit erlangte, damit: daß der alte Herr in solchen Dingen keineswegs unfehlbar sei! Vielmehr stimmten sie und mit ihnen das ganze blinde Zentrum am 14. Januar, unter Ablehnung des Septenats im § 1 der Regierungsvorlage, für den Antrag Stauffenberg, der mit 186 gegen 154 Stimmen angenommen wurde. Sowie aber dieser Antrag angenommen war, verlas Bismarck die kaiserliche Botschaft, welche die sofortige Auflösung des Reichstags verfügte. Denn Bismarck und Kaiser Wilhelm hatten aus der stürmischen Erhebung des deutschen Volkes gegen die Frevler an den ernstesten und heiligsten Interessen der Nation erkannt, daß hier keinerlei Nachgiebigkeit am Platze sei, und eine Neuwahl die undeutschen Gesellen aus dem Reichstage hinwegfegen werde wie Spreu von der Tenne.

Das war denn in der Tat auch die Losung für die Neuwahlen des Jahres 1887. Alle deutschgesinnten Männer, Nationalliberale, Konservative und auch manche Fortschrittsleute, kämpften zusammen gegen das Zentrum, die Sozialdemokratie und den mit diesen Parteien damals verbündeten „Deutschfreisinn", und ich stellte den nationalen „Kartellparteien" meine freudigste und hingebendste Tätigkeit für die Wahl-

bewegung zur Verfügung. Von der Auflösung des Reichstages am 18. Januar an bis zu den Neuwahlen vom 21. Februar 1887 habe ich täglich, oft dreimal an einem Tage, Reden gehalten, immer vor Tausenden, und zwar in allen Gegenden Sachsens und der benachbarten deutschen Landesteile, gleichviel, ob für nationalliberale oder konservative Kandidaten — und mit welchem Erfolge diese nationale Wahlagitation arbeitete, das beweist die einfache Tatsache, daß im Königreich Sachsen, — der Hochburg der Sozialdemokratie, — am 21. Februar 1887 nicht ein einziger Sozialdemokrat und nur ein einziger gegnerischer Deutschfreisinniger gewählt ward! Ähnliche Erfolge waren in ganz Deutschland errungen. Denn der neue „Kartellreichstag" verfügte über eine große Mehrheit, die „Ehre im Leibe hatte" und ihre nationale Pflicht voll und ganz tat, so daß die Entwickelung des Reiches und seiner Gesetzgebung nun in erfreulichster Weise fortschritt. Meine Tätigkeit während der Wahlbewegung im Januar und Februar 1887 hatte aber soviel Beifall gefunden, daß ich fortan auch außerhalb Sachsens und der benachbarten Landesteile vielfach als Redner und Vortraghalter begehrt wurde, und zwar, — entsprechend dem 1887 geschlossenen Kartell der staatserhaltenden Parteien — sowohl in nationalliberalen als in konservativen Versammlungen und Kreisen.

Der höchst erfreuliche Ausfall der Reichstagswahlen vom Februar 1887 wirkte dann auch dazu mit, daß der neunzigste Geburtstag unseres ehrwürdigen Kaisers Wilhelm I. am 22. März 1887 in ganz Deutschland mit besonderer Begeisterung gefeiert wurde. Zu meiner großen Freude hatten die Hofbühnen von Karlsruhe und Sachsen-Altenburg mein vaterländisches Schauspiel „York" an diesem hohen Weihetage zur Aufführung bestimmt. Der Aufführung in Altenburg wohnte ich selbst bei und ebenso der bald nachher stattfindenden Aufführung am altenburgischen Gymnasium Eisenberg in Thüringen.

Meine Söhne hatten schon längere Zeit das Thomas-Gymnasium verlassen. Kurt litt in den Jahren, da er das Griechische begann, viel an Atemnot, so daß unser Arzt dringend riet, ihn lieber an das weniger anstrengende Leipziger Realgymnasium zu versetzen, wo er zwar Latein, aber nicht mehr Griechisch fortlernte, und von Mathematik, Naturwissenschaften usw.

mehr als auf dem Thomas-Gymnasium. Er war anfänglich über das Gebot unsres Arztes sehr betrübt gewesen, da er dann „nicht studieren" könne. Ich stellte ihm aber vor, daß er mit dem Reifezeugnis des Realgymnasiums doch das Polytechnikum besuchen und Ingenieur werden könne, wie seine beiden Onkel, meine Brüder, die doch eine sehr schöne Stellung und Wirkungstätigkeit hätten. Das schien ihn zu trösten und im Realgymnasium schritt er fleißig und tüchtig vorwärts, kam namentlich jedes Jahr in eine höhere Klasse. Unserm schwächlichen Walter dagegen war das Latein von Anfang an zu schwer geworden. Er blieb sitzen, wurde nicht befördert, und ich brachte ihn nun in eine gute höhere Leipziger Privatschule für Knaben, ohne lateinischen Unterricht, wo er mit seinen geringen Kräften sein Bestes tat.

Meine Töchter hatten 1887 die liebe Servierè-Schule in Leipzig natürlich schon lange verlassen. Unsere Älteste, Ella, zeigte von jeher Lust zu wissenschaftlicher Tätigkeit und machte später auch beide Lehrerinnenexamen. Unsre Tochter Anna war nach der künstlerischen Seite veranlagt, dichtete, zeichnete und malte sehr hübsch. Sie und ihre jüngste Schwester Gertrud erfreuten sich auch lebhaft an der einfachen und zwanglosen Gesellschaft, die in unserem Hause gepflegt wurde.

Seit dem Herbst 1884 wohnten auch meine Schwiegermutter und Schwester dauernd in unserem Hause in Leipzig-Plagwitz.

Im Sommer 1887 reiste ich mit Frau und Kindern wieder nach Rheinfelden, und von da machte ich am 18. Juli zunächst allein meinen im Vorjahr beschlossenen achttägigen Malausflug nach der Engstlenalp ins Berner Oberland. In Bern verlebte ich bei und mit dem Freunde Prof. Langhans und den Seinen, mit Prof. Steck und anderen Berner Jugendfreunden frohe Stunden. Dann fuhr ich von Bern bis Meiringen, wo ich übernachtete und am nächsten Morgen mit einem Träger durch die Aarschlucht nach Innertkirchen aufbrach, und von da mit ihm durch das fünfstündige Gental bis zur Engstlenalp emporklomm, wo wir gegen Abend anlangten. Unterwegs hatte ich dem einfach gemütlichen Träger mancherlei in Berndeutscher Mundart erzählt, ihm auch an den wenigen Wirtshäuschen, die wir unterwegs trafen, einen guten Schluck Wein zu trinken gegeben und reichlich Zigarren verabreicht, die ich aus unsrer Fabrik in Rheinfelden mitgenommen hatte. An alledem hatte

er sichtlich sehr wohl gelebt. Und im Hotel zur Engstlenalp ließ ich ihm, nachdem er meine Sachen auf mein Zimmer getragen hatte, noch eine Flasche Wein bringen, gab ihm ein ganzes Bündel unsrer Rheinfelder Zigarren und schob ihm meine ziemlich volle Schachtel schwedischer Zündhölzer zum Anzünden hin, für die er schon unterwegs ein ungeheures Interesse gezeigt hatte, da er heute ihre erste Bekanntschaft machte. Ich saß bei ihm, mir ein einziges Gläschen einschenkend, im „Führerzimmer", auch mit andern Trägern oder Führern zusammen, als die Wirtin eilig zu mir trat und sagte: das Abendessen sei gerichtet und werde sofort aufgetragen. Ich zahlte dem Träger nun rasch seinen Lohn mit einem guten Trinkgeld und empfahl mich. Am nächsten Frühmorgen fehlten mir beim Zigarrenanzünden meine schwedischen Zündhölzchen. Ich sagte der Wirtin, ich hätte mein Schächtelchen im Führerzimmer stehen lassen, ob es vielleicht noch da sei? — „Jawohl, hier," erwiderte sie Berndeutsch, es hervorholend und mir reichend —. „Aber es ist ja ganz leer!" rief ich erstaunt. — „Ja, die Führer haben gestern Abend eben ein Feuerwerk damit gemacht, so etwas haben sie noch nie gesehen!"

Meine Gesellschaft im Engstlenalphotel war sehr nett, noch wenig zahlreich, und bestand meistens aus Deutschen: Damen aus Berlin, die sich sehr für meine Malerei interessierten, und sehr nette hannöversche Offiziere. Nur ein einziger Schweizer war damals mit uns oben, ein früherer Großkaufmann aus Aarau, der zugleich in seiner Stadt und seinem Kanton früher die höchsten Ehrenämter bekleidet hatte. Dieser Herr erzählte nun mir und den hannöverschen Gästen auf der Engstlenalp einmal nach dem Abendessen eine köstliche Geschichte aus seinem Leben, wie er kurz nach dem Kriege von 1870/71 seine auch damals noch schrankenlose Franzosenverehrung plötzlich los geworden sei. Er habe nämlich seine kaufmännische Ausbildung in Paris genossen. Bald nach 1871 sei nun ein Pariser, angeblich lenkbarer Luftballon durch einen Sturm im Spätherbst in den Baumspitzen einer der Höhen um Aarau eingeklemmt worden, und zufällig habe der Erzähler am nächsten Morgen gerade den Weg nach jener Höhe machen müssen und dabei unterwegs drei scheinbar hochfeine Pariser getroffen, die ihn um den Weg nach Aarau fragten und dann ihr trauriges Schicksal erzählten, namentlich daß ihnen ihre Brieftasche mit vielen tausend Franken Inhalt im Ballon oder auf dem Waldboden unter demselben verloren gegangen sei. Der vollständig lenkbare Ballon sei

von unschätzbarem Werte usw. Der edle Aarauer Franzosenfreund borgte nun den drei angeblich hochadligen Franzosen im Laufe dieses Tages einige tausend Franken: zur Loslösung des Ballons aus den vier Tannen, die gefällt werden und dem Besitzer bezahlt werden mußten, zum Ersatz des Schadens, den der nachschleifende Anker des Ballons unterwegs an Gärten usw. gestiftet hatte, für die Verpflegung der edeln Franzosen in Aarau und für ihre Rückreisekosten nach Paris usw. Ja, als damaliger Vorsteher der Aarauer Stadtgemeinde beantragte er ein Ehrenmahl für die edeln Fremdlinge auf Stadtkosten und erhielt es bewilligt. Den Luftballon barg er als Pfand, zusammengerollt, in seinem Wagenschuppen. Aber monatelang regte sich keiner der edeln Pariser, um das „unschätzbar wertvolle" Pfand gegen Zahlung der in Aarau empfangenen Darlehen einzulösen. Vielmehr erfuhr der Geldgeber auf vertrauliche Anfragen bei alten Pariser Bekannten über das „hochadlige" Kleeblatt nur das Ungünstigste. Namentlich aber benützten die politischen und persönlichen Gegner des Erzählers das den Parisern auf Kosten der Stadt Aarau gegebene Festmahl zum Vorwand, um dem Geprellten bei den nächsten Wahlen alle seine Ehrenämter zu entziehen. Auch die wertvolle Brieftasche, für deren Fund er eine hohe Belohnung ausgeschrieben hatte, war bisher von hunderten von Suchern nicht gefunden worden, — bis plötzlich gegen Ostern des nächsten Jahres zwei Buben eines einfachen Arbeiters sie in den Ästen einer der vier abgehackten Tannen benachbarten Buche entdeckten, und ihr Vater sie verschlossen und unberührt dem entthronten Gemeindehaupt übergab. Der Inhalt der Brieftasche deckte reichlich alle Auslagen des Erzählers mit Zinsen, den Finderlohn, den der wackere Vater seinen Buben in der Sparkasse anlegte, die Kosten für die Rücksendung des unschätzbaren Ballons usw. Sogar ein erheblicher Überschuß blieb noch, den der Erzähler dem Besitzer mit der Brieftasche nach Paris einsandte. Der telegraphierte aber, und zwar aus Monte-Carlo, nicht aus Paris, nur: „Ach, warum haben Sie mir das Geld so früh gesandt — alles auf einen Satz verspielt!" Seither war der Erzähler von seiner „schrankenlosen Franzosenverehrung" gründlich und für immer kuriert!

Wir Hörer alle überließen uns bei dieser Erzählung einer immer wachsenden Heiterkeit, die der treffliche Erzähler in keiner Weise verübelte, so daß ihm am Schlusse einer der Hannoveraner zutraulich sagte: „Ach, wenn jemand diese prachtvolle Geschichte

veröffentlichen dürfte!" – „Ja, ich habe natürlich nichts dagegen!" rief der kurierte Franzosenbewunderer heiter, „sonst würde ich sie auch Ihnen, und namentlich dem bekannten Schriftsteller Herrn Dr. Blum, nicht erzählt haben. Aber selbstverständlich dürfte weder mein Name, noch der meines Wohnortes Aarau genannt werden!" Dem stimmten wir alle zu, und „namentlich der bekannte Schriftsteller Dr. Blum" dankte herzlich für die erteilte bedingte Erlaubnis der Veröffentlichung, machte auch sehr bald Gebrauch davon in seiner Humoreske „Der Versuchsballon", die zuerst in „Westermanns Monatsheften" und dann 1892 als erste Erzählung in seinem Werkchen „Auf dunkeln Pfaden" im Verlage von Gebrüder Pätel in Berlin erschien.

Vormittags und nachmittags malte ich immer auf der Engstlenalp. Vormittags auf der Viehweide links (ein wenig nordöstlich) über dem Hotel den Blick auf die Berner Alpenriesen, die sich südwestlich jenseits der Tiefe des Gentals in prachtvoller Gruppe erheben: zuvorderst das majestätische Wetterhorn, links das Mittelhorn, Rosenhorn, die Schreckhörner, Lauteraarhorn und Finsteraarhorn, rechts weiter zurückliegend das Gspaltenhorn, Tschingelhorn und die Blümlisalp. Nachmittags dagegen malte ich, nur etwa drei Minuten rechts (östlich) vom Hotel entfernt unter den herrlichen Arven am Ufer des tief grünblauen Engstlenalpsees auf viel größerer Leinwand im Vorder- und Mittelgrund die gewaltige zackige Kette der Gadmerflühe, mit deutlichen Einschnittspuren ehemaliger Gletscher, die sich bis zum See hinabsenkten, im Hintergrunde aber die von der Spätnachmittagssonne rotgoldig bestrahlte Alpenkette im Osten meines Umblicks: die Wendenstöcke und den Titlis. Endlich malte ich noch einen schönen Wasserfall, den der Abfluß aus dem Engstlen-See, etwa eine halbe Stunde vom Hotel entfernt, gentalabwärts bildet. Dann verließ ich mit einem Führer die Engstlenalp, der mich auf meinen Wunsch, ohne Innertkirchen auf dem Rückweg zu berühren, auf den steilen Bergpfaden über zahlreiche Sturzbäche direkt nach Meiringen führte. Hier schenkte ich ihm zum Dank ein Exemplar meines „Hallwyl und Bubenberg", über das er mir bald, nachdem er es gelesen, einen prächtigen Brief schrieb.

Ich verlebte dann mit den Meinigen noch einige schöne Wochen in dem trefflichen Hotel Schonegg zu Spiez am Thuner See und im Verkehr mit der lieben Pfarrerfamilie Trechsel dort.

Dann kehrten wir über Rheinfelden nach Leipzig zurück.

Am 25. September 1887 feierte der ehrwürdige Führer der sächsischen Nationalliberalen, einer der treuesten, opfermutigsten und opferwilligsten Vorkämpfer der deutschen Einheit, Professor Dr. Karl Biedermann in Leipzig, seinen fünfundsiebenzigsten Geburtstag. Der edle Mann hatte in dem heißen Ringen nach den höchsten Gütern unseres Volkes und in dem strengen, mühsamen Dienste reiner Wissenschaft nie Gelegenheit gefunden, irdische Reichtümer und Schätze zu sammeln. Dagegen hatte sein treuer vaterländischer Opfermut und seine unbeugsame Wahrheitsliebe und Charakterstärke ihm wiederholt alle Wurzeln seines bescheidenen Daseins, Haushaltes und Wirkens durchschnitten und ihn mit den schwersten Lebenssorgen beladen. Das Alter dieses hochherzigen Mannes sorgenfrei zu gestalten, erschien den nächsten Freunden als Ehrenpflicht, und so wurde denn im engsten Freundeskreis eine Sammlung zur Überreichung einer Ehrengabe an ihn zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage veranstaltet, an der ich mich natürlich nach Kräften beteiligte. Aber ich erwog dabei auch, daß diese Sammlung, die, — dem Zartsinn Biedermanns entsprechend, — nur im engsten Kreise seiner Freunde aufgebracht werden durfte, die meist auch nicht überreich mit Glücksgütern gesegnet waren, ihren löblichen Zweck keinesfalls vollkommen erfüllen könne und werde; daß die Zinsen jener Ehrengabe vielmehr nur etwa dazu ausreichen würden, unserm ehrwürdigen Führer und seinen Töchtern alljährlich einen längeren Sommer- oder Badeaufenthalt in schöner, gesunder Gegend zu gestatten.

Ich faßte daher ganz auf eigene Verantwortung den Entschluß, mich an den Fürsten Bismarck mit der Bitte zu wenden, der Fürst möge doch für unsern um Deutschlands Einheit so hochverdienten Jubilar Professor Biedermann beim Kaiser eine lebenslängliche jährliche Ehrengabe erwirken, wie der Kaiser sie zuvor schon an Arnold Ruge, Julian Schmidt u. a. verliehen hatte. In diesem Sinne schrieb ich am 25. August 1887 an den Reichskanzler, indem ich ihm, unter Darlegung der hohen Verdienste und der Verhältnisse Biedermanns, die Absicht der Freunde, ihm eine Ehrengabe zu widmen, mitteilte, den Fürsten aber nur bat, sein hohes Fürwort für eine dauernde kaiserliche Dotation an unsern Jubilar

einzulegen. Dabei stellte ich vor, daß diese kaiserliche Huld und Anerkennung auch sinnbildlich unserem ehrwürdigen Vorkämpfer für Deutschlands Einheit die höchste Freude und Ehre seines Alters bereiten werde.

Darauf erhielt ich am 20. September zunächst folgenden Einschreibebrief zur Antwort, auf dessen Umschlag stand: „Abs. G. O.-Reg.-Rat von Rottenburg".

„Friedrichsruh, 19. September 1887.

Hochverehrter Herr!

Graf Rantzau, der sich z. Z. im Urlaub befindet, hat mir Ihr sehr gefälliges Schreiben vom 15. d. M. zur weiteren Veranlassung zugehen lassen. Infolge dessen habe ich dem Herrn Reichskanzler entsprechenden Vortrag gehalten.

Im Auftrage Sr. Durchlaucht erlaube ich mir, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß derselbe sehr gern bereit ist, Allerhöchsten Ortes einen Ihrer Anregung entsprechenden Antrag zu stellen. Da Se. Durchlaucht dies persönlich zu tun wünscht, wird aber eine endgültige Regulierung der Sache erst nach Rückkehr Sr. Durchlaucht nach Berlin möglich sein. Inzwischen bittet Se. Durchlaucht Sie, 1000 Mark, welche Ihnen in den nächsten Tagen aus Berlin zugehen werden, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise zu dem befürworteten Zwecke zu verwenden. —

Verehrungsvoll

Rottenburg."

Diese huldvolle Antwort ging, — namentlich durch **Bismarcks bedeutende persönliche Beteiligung an dem Liebeswerke**, — über alle meine Erwartungen hinaus. Schon am 28. September folgte dann in einem Wertbrief von eintausend Mark, der den Poststempel „**Berlin 27. 9. 87**" und Rottenburgs Wappensiegel trug, die angekündigte Sendung mit folgendem Briefe:

„Hochverehrter Herr!

Anbei beehre ich mich Ihnen zu dem bewußten Zweck 1000 Mark zu übersenden.

Verehrungsvoll

der Ihrige

Rottenburg."

Friedrichsruh, 26. 9. 87.

Darunter befindet sich folgender Vermerk des Vorsitzenden des nationalliberalen Vereins in Leipzig:

„Obige Mark 1000,— für die Biedermannsche Ehrengabe erhalten

Leipzig, 28. 9. 87.

Dr. Gensel.“

Da Fürst Bismarck in der Nacht vom 9. zum 10. Dezember 1887 in Friedrichsruh heftig an Darmkolik erkrankt war, so kehrte er bekanntlich erst am 28. Januar 1888 nach Berlin zurück. Aber schon am 28. Januar hatte er eine längere Besprechung mit dem Kaiser, die sich vermutlich auch mit der kaiserlichen Dotation an Biedermann bereits beschäftigte, denn bald darauf wurde diese in Höhe von dreitausend Mark jährlich bewilligt. Erst nach Biedermanns Tode habe ich die Tatsache, daß Fürst Bismarck auf meine Anregung sich an der Ehrengabe für Biedermann persönlich beteiligte und bei Kaiser Wilhelm die Verleihung dieser schönen Jahresdotation beantragte, und die Urkunden, die das beweisen, bekannt gegeben.

Gegen Ende des Jahres 1887 war mir selbst noch eine sehr freudige Überraschung beschieden, indem mir der berühmte Schweizer Dichter Dr. Conrad Ferdinand Meyer mit eigenhändiger herzlicher Zueignung an mich ein gebundenes Exemplar seines eben erschienenen Werkes „Die Versuchung des Pescara“ durch seinen mir gut bekannten Leipziger Verleger Liebeskind zugehen ließ. Mit meinem innigsten brieflichen Dank für diese mich beglückende Gabe und Widmung verband ich die freudig-erstaunte Anfrage, warum gerade ich dieser gütigen Auszeichnung seinerseits gewürdigt worden sei? Darauf antwortete er mir: meine schon so oft öffentlich bekundete dankbare Liebe zur Schweiz habe ihm diese Sendung und Widmung als Pflicht erscheinen lassen. Und damit war ein lebhafter Briefwechsel zwischen uns angeknüpft, der auch seinerseits immer mehr wahrhaft freundschaftlich wurde, namentlich nachdem ich 1889 auch seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, wie ich unten eingehend berichten werde. Auch aus meinem Briefwechsel mit dem großen Dichter soll dort das Wichtigste mitgeteilt werden.

Fünftes Kapitel.

Die Jahre 1888 und 1889. Meine Werke, Politisches und Persönliches dieser Jahre. Ich Anwalt der Witwe Fritz Reuters. Besuch bei K. F. Meyer.

Im Sommer 1888 verweilte ich mit Frau und Kindern wieder in Spiez im Hotel Schonegg. Das Wetter war diesmal ungünstiger, so daß ich nicht viel im Freien malen konnte. Doch gelang namentlich ein kleineres Bild gut, das ich von der Kanderbrücke aus malte, die etwa halbwegs zwischen Spiez und Wimmis die reißende Kander überspannt und flußaufwärts einen herrlichen Blick auf das Kandertal und im Hintergrund auf die Berner Alpenkette, namentlich auf die Blümlisalp und Altels eröffnet. Das malte ich, bis zur schäumenden Kander im Vordergrund, und kopierte und schenkte das Bildchen im Oktober 1888 dem Freunde Prof. Langhans in Bern. Darauf antwortete er mir aus Bern am 20. Oktober 1888: „Lieber Freund! Für Ihre schöne Blümlisalp sage ich Ihnen tausend Dank. Ich bin zwar schon zweimal 24 Stunden im Besitz des freundlichen Geschenks, kam aber vom Rektorat" — er war seit Okt. 1888 bis Okt. 1889 Rektor der Berner Hochschule — „jeden Abend so elend dumm und müde heim, daß ich nicht die kleinste Spur von Energie zum Brief- oder Karteschreiben mehr besaß. Das Bild macht uns allen große Freude, es überstrahlt durch seine frischen, leuchtenden Farben alles, was sonst in unserem Wohnzimmer hängt. Empfangen Sie unsern herzlichsten Dank für das liebliche Sommerbild aus langen Regenwochen." Und am 30. Dezember 1888 ließ er noch die Karte folgen: „Lieber Freund! Das Jahr schließt mit kaltem, graubraunem Nebel, so daß man nicht zehn Schritte vor sich sieht; ich aber stehe an Ihrer Kanderbrücke und schaue weit talwärts hinauf in das Sommermärchen hinein, das Sie auf die Leinwand gezaubert haben. Ich erquicke mich recht oft und von ganzem Herzen daran und sage Ihnen nochmals meinen besten Dank."

Mit dem Jahr 1889 nahten die Tage heran, da vor hundert Jahren die erste französische Revolution ausgebrochen war. Ich hatte seit vielen Jahren alle geschichtlichen Quellen und Werke dieser Zeit — deutsche, französische, englische — so genau durchforscht,

namentlich H. Taine's treffliches Archiv-Werk „Origines de la France contemporaine“, daß ich dem von mir hochverehrten französischen Gelehrten auf einer Seite seines Werkes zwei „Druckfehler“, — falsche Zeitangaben, — bemerklich zu machen wagte, wofür er mir aufs herzlichste dankte, „zumal da diese zutreffende Ausstellung von einem Deutschen komme, und er daraus ersehe, wie genau ich sein Werk gelesen habe und die Geschichte jener Zeit kenne.“ Nach solchem Lob aus diesem Munde durfte ich gewiß wagen, meinen lange gehegten Plan auszuführen: im Jahr 1889 einen geschichtlichen Roman erscheinen zu lassen, der die Ereignisse der ersten französischen Revolution, die damaligen französischen und deutschen Zustände, namentlich auch den heldenmütigen Opfertod der Pariser Schweizergarde, aufs treueste und ergreifendste darstellen sollte. Auch meine genaue Kenntnis aller zu schildernden Landschaften, beginnend mit der Gegend um Rheinfelden, — in der der „Bote des Kaisers“ Joseph II. einherreitet, — dann der Rheinpfalz, Paris und Umgebung, am Schlusse der Ardennen und Argonnen kam mir dabei sehr zu statten. Das zweibändige Werk, unter dem Titel „Menschenrechte“, beschäftigte mich im Spätherbst und Winter 1888 fast ausschließlich in meinen Freistunden.

Im Jahr 1889 erschien es zuerst in der „Magdeburgischen Zeitung“ und anderen Blättern, dann als Buchausgabe im Verlage von Hermann Costenoble in Jena. Die Kritik beurteilte es sehr günstig.

Gleichfalls im Jahr 1889 erschienen auch wieder zwei Werke von mir bei Gebrüder Pätel in Berlin, die vorwiegend interessante Fälle meiner eigenen Verteidiger-Praxis darstellten, welche ich meist schon früher in einzelnen Blättern veröffentlicht hatte. Das erste dieser Werke trug den Titel: „Aus geheimen Akten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben“ und begann mit einer sehr spannenden Geschichte „Der neue Staatsanwalt“ aus einem thüringischen Kleinstaat im Jahr 1866, die ich schon 1876 unter dem Titel „Vor zehn Jahren“ in Schwetschkes „Hallischer Zeitung“ veröffentlicht hatte. Dann folgte ein köstliches Erlebnis aus meiner Referendarzeit und ersten eigenen Anwaltspraxis: „Das Medium des Michelangelo. Erzählung aus der vierten Dimension“, wobei Dr. Max Jordan und Dr. Moritz Busch die scheinbar wunderbare Kraft dieses „Mediums“, eine bis dahin unbekannte große Vase des Michelangelo aus freier

Hand auf ein großes weißes Blatt zu zeichnen, neben mir mit anschauten und erstaunt bewunderten, bis ich dann im Atelier eines jungen, mit dem „Medium" verlobten Malers, der meine liebe Frau im ersten Jahr unserer Ehe malte, die von dem Künstler in Florenz nach Michelangelo kopierte Vorlage entdeckte, welche seine stille Braut daheim aufs genaueste nachgezeichnet hatte, ehe sie sich als „Medium des Michelangelo" aufspielte. Endlich enthielt dieser Band noch eine ebenso köstliche Betrugsgeschichte „Der schneidige Anwalt", deren Opfer 1866 ein Leipziger Anwalt geworden war, und die er uns Kollegen selbst im Anwaltszimmer des Leipziger Landgerichts erzählte. Wir alle lachten ihm dabei fröhlich zu, ohne daß er es verübelte, und unser Kollege Z. sagte ihm, als der „Schneidige" geendet hatte, scheinbar ganz ernst: „Wissen Sie denn, Herr Kollege, wie Sie die damals Ihnen abgeschwindelten etwa 200 Taler ganz leicht wiederkriegen können?" – „Wiederkriegen?! Das wäre möglich?" — „Ja, gewiß, Kollege. Sie beauftragen einfach den Kollegen Blum, diesen reizenden Stoff in einer Posse zu behandeln und lassen sich seine bedeutenden Theatertantièmen mit anweisen." — „Das wäre sehr nett!" rief der Schneidige beglückt. Der Kollege Blum aber verwertete den „reizenden Stoff" nun zwar nicht zu einer „Posse", aber als 1889 sein Werk „Aus geheimen Akten" erschien, sandte er dem „Schneidigen" ein gebundenes Exemplar mit der Widmung „seinem geehrten Mitarbeiter", worüber sich der Geehrte auch harmlos freute.

Das zweite meiner 1889 bei Gebrüder Pätel in Berlin herausgegebenen Werke trug den Titel: „Geheimnisse eines Verteidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben" und begann mit einer sehr ernsten Kriminalgeschichte, „Die Tat der Johannisnacht", einem in einer sächsischen Kleinstadt verübten Mord, den ich schon 1876 für die „Gartenlaube" unter dem Titel „Aus vergessenen Akten" bearbeitet hatte. Die übrigen drei Geschichten dieses Bandes waren sehr lustig und meiner eigenen Praxis bzw. Erfahrung entnommen: „Der schläfrige Dragoner. Eine heitere Kriminalgeschichte." – „Ein paar Strümpfe. Aus meiner Studentenzeit." – „Professor Lambda und sein Kutscher."

Im Spätfrühjahr 1889 war mir auch beschieden, einen der schönsten Erfolge meiner gesamten Anwaltstätigkeit zu erringen. Ich stand nämlich seit Jahren in lebhaftem Verkehr mit dem Herausgeber der Westermannschen Monatshefte in Braunschweig, Herrn

Dr. Glaser und dessen Blatt. Bei einem Besuch in Leipzig im Frühjahr 1889 sagte mir nun Dr. Glaser, daß er die Witwe Fritz Reuters in Eisenach genau kenne, und daß zu Ende des Jahres 1889 der Vertrag mit Hinstorff in Wismar, dem Verleger von Fritz Reuters Werken, über die Volksausgabe von Reuters Werken zu Ende gehe. Die Erneuerung dieses Vertrages bis zum Ende der Schutzfrist von Reuters Werken, — dreißig Jahre nach seinem 1874 erfolgten Tode, also bis 1904, — erscheine ihm, Dr. Glaser, bei der ungeheuren Verbreitung und fortdauernden Begehrtheit dieser Volksausgabe in allen Kreisen, im höchsten, auch finanziellen Interesse der Witwe Reuters und der armen Verwandten beider zu liegen. Die Witwe Reuters scheine aber zur Erneuerung dieses Vertrages wenig Neigung zu haben, da nach dessen Fassung von 1874 sie im ganzen bisher nur etwa 60 000 Mark von Hinstorff erhalten, er dagegen eine erheblich größere Summe an der Volksausgabe verdient habe. Auch sei es ihr widerlich, wenn die Kolporteure die Volksausgabe der Werke ihres — Louisings — Fritz Reuter auf dem Rücken herumschleppten und in jeder Bauernhütte ausböten. Am liebsten möchte er, ich reiste nach Eisenach, überzeugte dort Frau Reuter von der Notwendigkeit, die Volksausgabe von Reuters Werken bis zum Ende der Schutzfrist fortzusetzen und verhandle dann, wenn Frau Reuter diese Notwendigkeit einsehe, mit Hinstorff in Wismar persönlich über einen neuen, den Hinterlassenen Reuters günstigeren Vertrag. Sei ich hierzu bereit, so werde Dr. Glaser alsbald nach Eisenach reisen und mit Frau Reuter vereinbaren, daß sie mich zu der mir passenden Zeit erwarte und empfange.

Ich erklärte mich lebhaft mit alledem einverstanden und freudig bereit, mit Frau Reuter in Eisenach und mit Hinstorff in Wismar in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu verhandeln, suchte und fand in meinem Terminkalender einige bis jetzt freie Tage für die Reise nach Eisenach und schrieb diese Tage Dr. Glaser auf, erläuterte ihm kurz die Grundlagen, die ich im Interesse der Witwe für den neuen Vertrag notwendig hielt, und bat ihn, der Witwe, — wenn er für gut finde, als meine Meinung, — noch folgendes zu sagen. Ihre persönliche und ihrer herzlichen Liebe zu ihrem seligen Gatten entspringende Abneigung gegen eine Erneuerung des Vertrages, „weil es ihr widerlich sei, wenn die Kolporteure die Volksausgabe der Werke ihres Fritz Reuter auf dem Rücken herumschleppten und in jeder Bauernhütte ausböten," sei ganz unstich-

haltig, weil gewiß nicht im Sinne ihres Seligen. Denn Fritz Reuter würde gerade darüber die größte Freude empfunden haben, wenn er noch erlebt hätte, daß seine Werke nicht nur durch den Buchhandel und die Presse zu den hohen Preisen der alten großen Ausgabe vertrieben würden, sondern in einer billigen schönen Volksausgabe vor jeder Hütte seines lieben Bauernvolkes diesen vor Augen gerückt würden.

Dr. Glaser nannte diese Ausführung „ausgezeichnet", versprach, sie als „meine Meinung" Frau Reuter vorzutragen und schrieb mir bald darauf: damit habe er bei Frau Reuter sozusagen den Vogel abgeschossen, und sie freue sich sehr, den Mann kennen zu lernen, der so richtig über ihren Seligen urteile. Auch passe ihr die von mir bestimmte Zeit gut. Zu dieser Zeit reiste ich also nach Eisenach zu Frau Reuter, nahm aber meine liebe Frau mit, um ihr die schöne Wartburg zu zeigen, und damit sie Frau Reuter etwas Zerstreuendes vorplaudern könne, falls ich etwa der Witwe zu viel trocknes Juristenzeug zumute. Wir wurden beide sehr freundlich aufgenommen und Frau Reuter stimmte allen meinen Vorschlägen rasch und sehr beifällig zu, namentlich dem Vertragsentwurf, den ich aufgesetzt hatte, und der ihr, wenn er in Wismar Annahme fand, eine sehr wesentlich höhere Einnahme aus der „Volksausgabe" sicherte, als bisher.

Noch vor den Gerichtsferien reiste ich dann 1889 auch nach Wismar und schloß hier mit Herrn Verleger Hinstorff den neuen Vertrag über die Volksausgabe von Fritz Reuters Werken schnell und ganz so ab, wie Frau Witwe Reuter, Dr. Glaser und ich diesen Vertrag wünschten. Auf Wunsch von Frau Reuter sollten hinfort alle Zahlungen des Verlegers aus dem neuen Vertrag für ihre Rechnung an mich nach Leipzig geleistet werden, wo ich sie sofort bei einem ausgezeichneten Bankhaus zinsbar anlegte und davon an Frau Reuter sandte, soviel sie wünschte. Ihre Einnahmen aus dem neuen Vertrag beliefen sich schon in den ersten drei Jahren auf 125000 Mark. Im Jahr 1894 starb sie, und nun fielen diese reichen Einkünfte ihren Erben zu.

Im Sommer 1889 reiste ich mit Frau, Kindern und Schwiegermutter wieder nach Rheinfelden. Mit meinen Töchtern stieg ich ins Maderanertal aufwärts, wo wir in Bristen meinen Bruder Alfred trafen. Dann verlebte ich mit Frau und Kindern wieder einige fröhliche Wochen im Hotel

Schonegg in Spiez. Den Freund Langhans in Bern hatte ich gebeten, uns in das Maderanertal zu begleiten. Er war jedoch wegen seiner Rektoratsgeschäfte vor Ende August von Bern unabkömmlich.

Das Hauptereignis meines Ferienaufenthalts in der Schweiz 1889 war jedoch zweifellos mein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer in Kilchberg am Züricher See. Seitdem er mir gegen Ende 1887 plötzlich sein damals neustes Werk „Die Versuchung des Pescara" eigenhändig zueignete, hatten wir, wie schon bemerkt, in sehr freundlichem Briefwechsel gestanden. In meinem Dankschreiben für die mich freudigst überraschende, ehrenvolle Zusendung zu Ende 1887 hatte ich ihn auch gefragt, ob ihm erwünscht sei, wenn ich sein Werk in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" bespräche? Das hatte er freudig bejaht. Darauf hatte ich eine sehr eingehende Abhandlung über den geschichtlichen und Meyers „Pescara" in der „Allgemeinen Zeitung" geschrieben und sie ihm gesendet. Er las sie immer wieder und antwortete mir mit rührenden Dankesbezeugungen gerade darum, weil ich in die tiefsten Zweifel seiner ringenden Seele bei der dichterischen Bewältigung dieses spröden Stoffes so klar und erschöpfend eingedrungen sei. Auch über meine „Äbtissin von Säckingen", die ich ihm gleich nach Empfang seines Pescara gesandt hatte, sprach er sich sehr günstig aus. War darin ja doch seine Vorfahrin Anna Meyer, die Gattin Huldreich Zwinglis liebevoll geschildert.

Zu Ende des Jahres 1887 und Anfang 1888 hinderte den Dichter freilich ein schweres Leiden -- eine chronische Nasenverschleimung, die furchtbare Atemnot und Schlaflosigkeit im Gefolge hatte, -- an eingehenderem Briefwechsel. Dieses Leiden quälte Meyer noch bis zum Sommer 1889, wo er endlich in dem „großen stillen Leuchten" seiner Alpenwelt, in San Bernardino, auf der Höhe des Misoxer Tales in Graubünden, seine körperliche Frische und Schwungkraft wiederfand. Mehrmals hatte er mich in der Zwischenzeit eingeladen, ihn in seinem Landhause in Kilchberg zu besuchen, wenn ich alljährlich nach Rheinfelden käme; aber immer hatte sein Zustand meine Ansage und meinen Empfang in Kilchberg bisher unmöglich gemacht. Doch schon am 14. Juli 1889, vor seinem Bergaufenthalt in San Bernardino, hatte er mir die zuversichtlichste Hoffnung ausgesprochen, mich nach seiner Rückkehr in Kilchberg empfangen zu können. Mitte August zeigte er mir nach Rheinfelden seine Rück-

kehr an und erneute seine Einladung in sehr herzlichen Worten, mit der Bitte um vorherige telegraphische Anfrage. Ich tat dies für den 19. August und erhielt alsbald seine Drahtantwort: „Kommen!"

Obwohl mir nun die seltene Gunst beschieden war, soviele bedeutende Männer schon von früher Jugend an kennen zu lernen, später auch die größten unseres Volkes, und ihnen näher zu treten, so schlug mein Herz doch selten zuvor in freudigerer Spannung und Erwartung, als an jenem 19. August 1889, da ich mit einem Frühzuge von Rheinfelden nach Zürich fuhr und von der Bahnstation Enge bei Zürich an den Weg nach Kilchberg zu Fuß fortsetzte, um hier den Dichter Konrad Ferdinand Meyer endlich persönlich kennen zu lernen! Ich habe die großen Eindrücke dieses Tages ausführlich niedergeschrieben und die Aufzeichnungen dem Dichter mitgeteilt, der mich in seiner großen Bescheidenheit und Zurückhaltung und weil es sich, - wie man sehen wird, - darin auch um damalige Zukunftsarbeiten des Dichters handelte, 1889 und 1890 ersuchte, „für jetzt" von deren Veröffentlichung abzusehen. Nachdem er aber schon am 28. November 1898 die klaren Augen für immer geschlossen hat, ist diese Veröffentlichung nur eine pietätvolle Pflicht gegen den Unvergeßlichen, da dessen edles Wesen sich schön und ganz darin ausprägt. Ich folge also nun wörtlich jenen vergilbten Blättern, an denen auch Meyer selbst sachlich nichts auszusetzen hatte.

Ich war schon eine Stunde lang von Enge aus gewandert, in barbarischer Hitze. Der Weg wurde einsam, fast menschenleer. Lange schon lag das stattliche Wollishofen unter und hinter mir. Der ganze blaue Züricher See lag mir zu Füßen, in der Ferne glänzten die Alpen. Ein neues Dorf tauchte auf, ward erreicht. „Wie heißt dies Dorf?" fragte ich im Berner Dialekt das erste, auf der Straße sichtbare Lebewesen, eine alte Frau. - - „Kilchberg, Herr." - „Wißt Ihr, wo der Dr. Konrad Ferdinand Meyer wohnt?". Kopfschütteln, Erscheinen noch mehrerer alter Weiber an offenen Fenstern, mit der Röstpfanne des Mittagessens in der Hand. Erregtes Zwischengespräch unter den Grazien, ob es in diesen gesegneten Gefilden einen Doktor Meyer geben könne, einen Menschen- oder wahrscheinlich einen Tierarzt? Dann aber wieder erregtes Kopfschütteln und die Antwort: „Beim Eid wohnt kein Doktor Meyer hier!" - Da fiel mir die gute Gewohnheit mei

ner Schweizer halben Landsleute ein: daß der verheiratete Mann seinem Namen fortan den Namen seiner Frau hinzusetzt. Und da ich wußte, daß Konrad Ferdinand Meyer die Tochter des ehrwürdigen Oberst Ziegler in Zürich geheiratet hatte, so dachte ich mir: die biederen Kilchbergerinnen werden vielleicht den Dr. Meyer-Ziegler besser kennen als den weltberühmten Dr. Konrad Ferdinand Meyer? Und siehe da, ihn kannten sie alle. „Aber der wohnt noch weit, mindestens noch zwanzig Minuten weit!" rief es in Züricherdeutsch zurück, und dann wurde mir der Weg beschrieben, bei der großen Hitze noch das sauerste Stück der ganzen Wanderung.

Endlich, um halb 12 Uhr vormittags, hielt ich, in Schweiß gebadet, vor der einfachen freundlichen Villa auf dem Höhenpunkt des Geländes, die mir als Ziel gewiesen war. Auf einer Messingplatte stand der Name, dessen Träger ich suchte: „Dr. Ferdinand Meyer-Ziegler". Mein Herz klopfte hörbar, und nicht bloß vom raschen Lauf, als ich die Klingel zog. Das Dienstmädchen, dem ich meinen Namen nannte, versicherte, daß Herr Dr. Meyer mich schon erwarte, und führte mich in einen reizenden Salon, in welchem ich — als Maler — sofort die an den Wänden hängenden Bilder in Augenschein nahm, besonders einen vortrefflichen Stich der „Toteninsel" von Arnold Böcklin, deren Original in dem geheimnisvollen Dämmerlicht des kleinen Oberlichtsaales im Leipziger Museum hängt. Meyer sagte mir später, daß er dieses düster-ergreifende Bild während seiner schweren Krankheit kaum habe anschauen können.

Schritte nahten nun und — Konrad Ferdinand Meyer trat ein, stärker als sein Abbild am Eingang seiner Gedichte, aber weniger beleibt, als die neueste Photographie, die 1889 in allen Schweizer Buchläden aushing, ihn darstellte. Die von der Brille beschatteten Augen traten etwas hervor. Anmutiges, feines Lächeln belebte seine Lippen, namentlich wenn er etwas Schalkhaftes sagte oder sann. Eine hohe, vornehme Gestalt war ihm eigen.

„Wie freut es mich, Sie endlich kennen zu lernen!" rief er beim Eintritt, mir herzlich die Hand drückend.

„Ich habe, seitdem ich Bismarck und Moltke persönlich nahen durfte, mich nicht mehr so gefreut, als heute, die Bekanntschaft eines so werten Mannes zu machen", erwiderte ich aufrichtig.

„Das ist sehr viel gesagt, wohl zu viel" erwiderte er lächelnd.

Wir nahmen Platz. Mit liebenswürdiger Offenheit ging nun der Dichter selbst auf die Stoffe und Gedanken ein, die zur Zeit seine neugeborene Gestaltungskraft beschäftigten. „Ich war anfangs geneigt, eine langgehegte Sehnsucht nach dramatischem Schaffen zu befriedigen. Etwas aus der deutschen Kaiserzeit schwebte mir vor", begann er, ließ aber keinen Zweifel, daß sein Drang zu dramatischem Schaffen vorläufig wieder erkaltet sei. Ein anderer Stoff und eine andere Kunstgattung fesselten zur Zeit seine Muse: ein Roman, der in der Schweizervergangenheit spielen sollte. Leider ist auch dieser nicht geschrieben worden.

Auch Meyers Schwester, Betsy Meyer, berichtet in ihrem trefflichen Werke „Konrad Ferdinand Meyer in Erinnerung seiner Schwester" (2. Auflage, Berlin, Gebrüder Paetel, 1903) eingehend, wie lange, wie schwer und vergeblich ihr Bruder an der Dichtung seines Hohenstaufen-Dramas gerungen hat, deren Vollendung er mir gegenüber bei meinem Besuche in Kilchberg am 19. August 1889 frohmütig noch als sicher ansah. Ebenso bedauerlich und noch verwunderlicher ist das Scheitern seiner Dichtermühe an dem Roman, der damals seine Seele füllte und in der Schweizervergangenheit spielen sollte. Denn damals sagte er mir freudig: Ebenso sehr aus eigener Neigung als auf Zureden seines Verlegers habe er sich dafür entschieden, zunächst diesen Stoff zu vollenden. Und nun erzählte er mir von jenem geschichtlichen Roman aus der Schweiz wie von einem -- nach Idee, Anlage, Ausgestaltung der Haupt- und Nebenpersonen, Titel -- fast fertigem Werke. Der Roman sollte den Titel haben: „Der Tyrann (oder Dynast) von Toggenburg". Der geschichtliche Stoff war also jenem Gau entnommen, in dem Meyers Schwiegermutter das alte Schlößchen Steinegg bei Frauenfeld besaß, das er des Sommers zeitweise bewohnte, und wo er so heimisch war, wie in seinem schon von seinen Urvätern bewohnten Züricherland. Einige der leitenden Ideen der Dichtung und manche der Gestalten, die sich in diesem Werke in einer Fülle und Eigenart drängten, wie kaum in einer früheren Erzählung, führte mein gütiger Wirt mir in so lebendiger Gestaltung vor, daß ich noch nach seinem Tode die bestimmte Hoffnung hegte, das bedeutsame Werk finde sich in seiner Handschrift druckreif in seinem Nachlasse vor. Es hat nicht sollen sein! Denn schon 1889 reifte in des Dichters Seele zugleich auch der Plan

zu der herrlichen Novelle „Angela Borgia", zu deren Ausgestaltung er freilich fast zwei Jahre seines Lebensrestes verwandte und verbrauchte. So schwer und sorgsam dichtete er!

Aber nicht bloß von jenen, seine Seele damals erfüllenden Stoffen sprach mir der Dichter, sondern in fesselndster Weise von seiner Art überhaupt, geschichtliche Stoffe dichterisch zu behandeln. Am meisten bei diesem Abschnitte unseres zweiundeinhalbstündigen Gespräches, — bei welchem ich natürlich nur die unbedeutende Rolle des „Confident" (Vertrauten) im klassischen französischen Drama spielte, — bedauerte ich, die Worte Meyers nicht stenographieren zu können oder zu dürfen — am nämlichen Tage, nach meinem Scheiden von Kilchberg, tat ich es aber noch. Denn in köstlicher Fülle schüttete des Dichters Genius goldene Wahrheiten vor mir aus, zeichnete er mit sicherer Hand die Grundzüge eines an Lessing und Goethe, an den klassischen Vorbildern der Franzosen, Italiener und Engländer gereiften Schaffens, das trotz seines wunderbaren Talents und seiner eigenartigen Kraft, erst dann zu dichterischer Gestaltung schritt, als Meyer — sich selbst entdeckt hatte. „Denn nicht bloß mein Verleger hat mich entdeckt, ich habe mich selbst entdeckt", sagte er mir launig. Wenn Tacitus den alten Deutschen nachrühmte: „Tarda Venus" — „spät lieben sie" — so darf man von Meyer noch in edlerem Sinne sagen: „Tarda Musa", — ein reiches volles Mannesleben hindurch ließ er, nur dem Dienste der Wissenschaft und Kunst ergeben, die Früchte seines Geistes reifen, ehe er der Welt die ersten zu kosten gab. Er begann zu dichten in einem Alter, in dem die Mehrzahl der zeitgenössischen Schriftsteller längst schon ausgeschrieben und verbraucht ist. So darf uns nicht wundern, wenn 1889 den Vierundsechzigjährigen noch der kräftigste Schaffensdrang beseelte.

Es ist unmöglich, die auch in der Form unnachahmlich feinen Bemerkungen, die der Dichter mir in jenen Stunden aufreihte, und die Fülle seiner Gedanken in einem kümmerlichen Auszug zusammenzudrängen. Nur um die Durchführung und Verwirklichung seines damaligen Grundgedankens: die Freiheit des Dichters vom historischen Stoffe und die Umbildung und geistige Aneignung des geschichtlichen Stoffes durch den Dichter an der Art von Meyers Schaffen zu erläutern, mögen einige Beispiele dienen, die Meyer selbst mir dafür anführte.

Der Leser kennt zweifellos Meyers reizende Novelle Gustav Adolfs Page". Wie ist sie entstanden? Meyer erzählte mir darüber: „Ich las Goethes Egmont und vertiefte mich in den Gedanken: es lohne wohl, ein Weib zu zeichnen, das ohne Hingabe, ja ohne daß der Held nur eine Ahnung von ihrem Geschlecht hat, einem Helden in verschwiegener Liebe folgt und für ihn in den Tod geht. Der Held müßte freilich sehr kurzsichtig sein, um nicht zu erkennen, daß sein Freund ein Weib ist. Gustav Adolf war hochgradig kurzsichtig. Ich mache seinen Pagen Leubelfing zu einem Mädchen!"

Lächelnd ließ der Dichter, nachdem er mich so in die Werkstatt seines Geistes eingeführt hatte, dann die Erzählung folgen: wie seltsam die freie und keusche Umbildung geschichtlicher Tatsachen, die er in seiner Novelle „Gustav Adolfs Page" vorgenommen, von einigen beurteilt worden sei. „Der letzte Leubelfing, wohl ein höherer Offizier", — erzählte mir Meyer, — „schrieb mir einen entrüsteten, beinahe groben Brief, daß man seinen Ahnherrn, dem Pagen Gustav Adolfs die Unehre antue, ihn in ein Mädchen zu verwandeln und obendrein in ein so verdächtiges (!!) Verhältnis zum Schwedenkönig zu versetzen." Nur eine förmliche Ehrenerklärung Meyers vermochte dem entrüsteten Nachkommen den Frieden wiederzugeben. „Einige Damen aber", — fuhr Meyer fort, — „der Ausdrucksweise und Handschrift nach Mädchen — welche jüngst das Grabmal des Pagen besucht hatten, wiesen mich zurecht, weil ich, wohl nur um recht pikant zu sein, den ehrlichen Junker Leubelfing in ein Mädchen verwandelt habe." Der Dichter zürnte nicht, als er mir von dieser Zuschrift entrüsteter Jungfrauen sprach, sondern er lächelte lustig, als wolle er noch sagen: „Die Zeiten, da Gänse das Kapitol retteten, liegen hinter uns."

Dann sprach er mir von der Entstehung seiner damals (1889) letzten Novelle der „Versuchung des Pescara". Mit dem geschichtlichen Stoff durfte er mich, — nach meiner Abhandlung in der „Allgemeinen Zeitung" — besonders vertraut halten. Die letzten Gründe, welche den berühmtesten Feldherrn Kaiser Karls V., den Italiener mit der spanischen Seele, Marchese Pescara, veranlaßten, die ihm von den Italienern angebotene Krone und die Führerschaft Italiens gegen den Kaiser abzulehnen, liegen heute noch im Dunkel. Hier hatte also der Dichter volle Freiheit. Jedenfalls wollte Meyer seinen Pescara

frei und in klarem sittlichen Kampf und Urteil jene Entscheidung treffen lassen, durch welche Pescara — trotz der tötlichen Kränkung und schmerzlichsten Zurücksetzung, die der Feldherr vom Kaiser und dessen spanischen Räten erfahren hatte, — die von den Italienern angebotene Krone und Führerschaft, das heißt den Abfall vom Kaiser, den Verrat am Landesherrn ablehnte.

Während der Dichter nun darüber nachsann, welche der möglichen Beweggründe seinen Helden Pescara zu dieser geschichtlich feststehenden Entscheidung führen sollten, — da trafen (1887) die unheilverkündenden Nachrichten über den Zustand des deutschen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, ein, Nachrichten, deren ernsten Trauerklang alles Trostgebimmel englischer Charlatane nicht zum Schweigen brachte. Da stieg in Meyers Haupt der Gedanke auf: „Wie, wenn der kaiserliche Dulder selbst die Wahrheit wüßte, die man dem Volke noch nicht kund tun zu dürfen glaubt; die Wahrheit: daß der Bezwinger alles Irdischen, der Tod, ihm, dem Kaisersohn versage, seine hohe Bestimmung zu erfüllen? Wie, wenn aus diesem zwingendsten aller Gründe auch Pescara alle Hoffnungen seines Volkes täuschte, aller Begeisterung, Inbrunst und Verlockung Italiens widerstand? Denn auch Pescara trug ja seit der Schlacht von Pavia in seiner Speerwunde den Tod im Herzen, und kein Geschichtsforscher vermag zu sagen, welcher Art das Fieber war, an welchem die Augenzeugen und Chronisten den Helden plötzlich, noch im Jahre seiner ruhmreichsten Schlacht, in den Tod sinken lassen. So hat die „Versuchung des Pescara" ihre jetzige Gestalt gewonnen, — aus ursprünglich ganz anderer Anlage der Erzählung."

Als „unerreichtes Musterbild und Meisterstück des modernen geschichtlichen Romans" bezeichnete Meyer mir dann die „Promessi sposi" von Manzoni. „Hier ist alles, was diese Kunstgattung erfordert, in vollendeter Weise vorhanden", sagte er: „Die genaueste Kenntnis der Zeit und der Dinge, unnachahmlich die Treue der Lokalfarbe, der Sitten, Gefühle und Gedanken des Volkes, aber nie zu äußerlichen Zwecken entfaltet, nie die Handlung störend, — nur etwa die Schilderung der Pest in Mailand zu weitläufig — sondern im innigsten Einklange mit den Gefühlen und Schicksalen der Helden. Deren Gestalten aber sind von herzgewinnender Frische und Größe; — Spieler und Gegenspieler endlich zeigen uns gleichmäßig die hohe Idee der Dichtung: die siegreiche Kraft beglückender Menschenliebe."

Auch über „die Mache" beim historischen Roman tat Meyer interessante Äußerungen gegen mich. Mit Goethes Worten über die Schilderungsweise Walter Scotts beginnend: „der uns seinen Helden vom Wirbel bis zur Zehe zergliedert, samt dem Sessel, auf dem dieser sitzt, nachdem zuvor bemerkt ist, daß der Held bei undurchdringlicher Dunkelheit Platz genommen habe", sagte Meyer: „Mir fällt nie ein, von mir aus einen einzigen leiblichen Zug meines Helden zu zeichnen, höchstens wie sie in den Augen anderer erscheinen. Nebenfiguren dagegen müssen scharf umrissen oder in ein andeutendes Halbdunkel gestellt werden. Immer hüte sich der historische Roman vor Episoden — alles sollte der fortschreitenden Handlung, der herrschenden Idee dienen, auch das Gegenspiel unbewußt oder widerwillig. Die Treue des geschichtlichen Kolorits, der Zeit- und Lokalfarbe, ist immer von größerem Werte als undichterische Historie. Daß mir dies zuweilen gelungen ist, beweist mir die Tatsache, daß sehr gelehrte Männer einige von mir frei erfundene Gestalten und Ereignisse als wirklich geschichtliche ansahen." Auch daß Meyers Vorbilder eine Fülle von Nachahmern erlebt hätten, durfte er ohne Unbescheidenheit andeuten.

Eine Menge größerer und kleinerer Sterne des in- und ausländischen literarischen Himmels ging in diesen Stunden durch das klare Teleskop, das Conrad Ferdinand Meyer zu Kilchberg aufgerichtet hatte und handhabte. Die Mitteilung dieser vertraulichen Bemerkungen unter vier Augen verbietet sich aber von selbst. Nur soviel kann versichert werden, daß des Dichters Urteil ebenso mild als treffend war. Auch dem weniger günstig Besprochenen ließ er noch alle guten Seiten. Von den Schriften seines Züricher Landsmannes Gottfried Keller sprach Meyer mit hoher Anerkennung. Den Gegensatz ihrer beiderseitigen Naturen und Gesellschaftsformen aber zeichnete er nur beiläufig durch folgende kleine Geschichte.

Keller wie Meyer hielten streng darauf, daß nur zuvor angemeldete und als willkommen bezeichnete Besucher vorgelassen wurden. Kurz vor meinem Besuche nun hatte Meyer die Bitte eines bekannten Berliner Schriftstellers erhört, die Bekanntschaft des Dichters machen zu dürfen. Statt des erwarteten einen Herrn aber traten deren zwei an. Denn der Berliner hatte dreist gleich einen Freund nach Kilchberg mitgenommen. Meyers Antlitz verhehlte

die Überraschung bei dem Anblick der zwei nicht, und der angemeldete Berliner stammelte nun ängstlich: „Sie entschuldigen doch, Herr Doktor, daß ich meinen Freund N. mitgebracht habe?" — „Diese Frage ist erledigt, seitdem Sie meine Schwelle überschritten haben," entgegnete Meyer mit vornehmer Güte und wies beiden Besuchern Sitze an. Am Schlusse der Unterhaltung aber rief der Berliner, von schwerer Sorge befreit, aufatmend, beim Abschied: „Ach, Herr Doktor, ich muß Ihnen so sehr danken, daß Sie uns beide so liebenswürdig empfangen haben. Bei Gottfried Keller ist es uns viel böser ergangen. Denn als ich diesem heute unvermutet meinen Freund zuführen wollte, schrie Keller mich an: „Use, use, Ihr sid e Lugner!" (Hinaus, hinaus, Ihr seid ein Lügner!)

Auch von Gottfried Kinkel, der von 1866 bis zu seinem Tode 1882 in Zürich als Professor wirkte, und von Kinkels Gattin erzählte mir Meyer manches Interessante. Namentlich sagte er: „Großsinnig im Wohltun war Kinkel weit über seine Mittel. Nicht selten zeichnete er 1000 Franken auf einer Sammelliste."

Die Erwähnung Kinkels, der Freiheit und Leben für das Freiheitsideal seiner Jugend einsetzte, gab unserm Gespräch eine politische Wendung, die Meyer einige Zeit eifrig festhielt, zunächst indem er bemerkte: „Ich habe meinen Robert Blum noch in frischem Gedenken und habe sein Schicksal mit vollstem Empfinden miterlebt. Ich kannte auch seinen Schicksalsgenossen Julius Fröbel, der gleichfalls in Zürich Professor wurde, sehr gut. Die jüngeren freilich wissen weniger aus eigener Erfahrung von jener Zeit. Erzählen Sie mir etwas von Ihrem Vater." Ich tat das und betonte namentlich die Tragik seines Schicksals: daß ihn gerade das Ideal seines Lebens, der unerschütterliche Glaube an die Unverletzlichkeit eines deutschen Abgeordneten, zum unverdienten Tode führte. — „Ja, es gibt solche tragische Schicksale in der Geschichte!" schaltete Meyer ernst und sinnend ein. — Ich fügte daran den Bericht meines bekannten Gespräches mit Bismarck über Robert Blum im Reichstag am 23. Mai 1870 (s. o. Bd. I, S. 297 flg.). Ich erzählte Meyer auch freudig, daß der deutsche Reichskanzler damals wie bei allen meinen sonstigen persönlichen Begegnungen mit ihm ein wahrhaft väterliches Wohlwollen und die zartsinnige Versenkung in meine Empfindungen mir bekundet habe. — „Ja,

Ihre Empfindungen und Ihr Name waren eben auch politische," warf Meyer geistvoll ein.

Damit führte unser Gespräch von selbst auf die durch die Gründung des Deutschen Reiches abgeschlossene deutsche Einheitsbewegung, und der **Dichter** tat dabei den jedem Deutschen aus diesem Munde gewiß unendlich wertvollen und unvergeßlichen Ausspruch: „Ich glaube ein guter Schweizer zu sein, — wenn ich auch den meisten meiner Landsleute zu konservativ erscheine, — aber die größte Freude meines Lebens war doch das Entstehen der italienischen und deutschen Einheit!" Wie aufrichtig diese Worte aus des Dichters tiefstem Herzen kamen, das bekundete später bei Tische sein plötzlicher Zuruf an die Gattin: „Ist es nicht eine Freude, Frau, einmal einen nationalgesinnten Deutschen an unserm Tische zu sehen!"

Auch des Dichters Schwester, Betsy Meyer, bestätigt in ihrem Werke über ihren Bruder, wie innig dessen Herz allezeit an dem Ringen der Deutschen nach nationaler Einheit, an Deutschlands Freiheit, Kraft und Herrlichkeit hing, ja wie dem Schweizer Dichter erst mit der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich in Deutschland die volle Schaffensfreude gegeben war, so daß er dann sogleich begeistert seine Dichtung „Huttens letzte Tage" zu Ende führte. Und schon vorher, als er in Begleitung seiner Schwester die Quelle des Vorderrheins bei Chiamutt besuchte, und der treffliche Wirt von Chiamutt auf der Höhe ihm sagte: „Hier ist ein starkes Echo, versuchen Sie's einmal," da rief C. F. Meyer mit voller Stimme: „Bismarck". - Und vielfacher Widerhall antwortete von den Felsenwänden der Tiefe. (Betsy Meyer, S. 41/42.)

Der polnische Graf Plater, der Gatte der berühmten Schauspielerin Caroline Baur, der ehemalige Führer der polnischen Emigration in der Schweiz, war lange Jahre Meyers nächster Nachbar, und nun wurden aus des Dichters Schilderung Platers und seiner Gattin Bilder vor mir lebendig. „Sie log fast in jedem Wort," sagte Meyer u. a., „aber dennoch hatte ich tiefes Mitgefühl für ihr Schicksal. Und noch mehr mit ihrem Gatten. Er hatte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit seinen Landsleuten ganz überworfen, war ganz vereinsamt und weit von mir abgekommen nach Rapperswyl am Züricher See. Er starb aber hier in Kilchberg. Am nämlichen Tage mit seinem

ehemaligen Kutscher, der sich an ihm, wie alle anderen bereichert hatte, wurde er begraben. Der Leiche des Kutschers folgte ein stattliches großes Trauergeleit; der Leiche des Grafen nur sein Arzt."

Von großem Interesse waren die Worte, die Meyer mir aus seinen Erinnerungen an den Baron Ricasoli, den Nachfolger des Grafen Camillo Cavour in der Präsidentschaft des Ministeriums des neuen Italiens (1861 flg.) vortrug. Da erzählte mir Meyer zunächst aus der Flüchtlingszeit Ricasolis folgende köstliche Geschichte: „Ricasoli lebte nach dem unglücklichen italienischen Feldzuge von 1848/49 als freiwillig Verbannter in Zürich. Er verkehrte in meinem Vaterhause, und ich, damals angehender „Gelehrter", ward dem italienischen Herrn als „Galopin" (Mitläufer) beigegeben. Wir wurden befreundet, machten sogar Reisen miteinander. Ricasoli achtete das Geld so gering, daß er z. B. als späterer italienischer Ministerpräsident niemals eine Lira Gehalt anrührte, weil er, — wie der preußische Minister Freiherr vom Stein, — in der Empfangnahme von Geld für die dem Staate und Vaterlande geleisteten Dienste eine Beeinträchtigung seiner Würde und Selbständigkeit sah. Um so köstlicher wirkte Ricasolis ungeheure Entrüstung, als man ihm an meiner Seite auf der Engstlenalp im Berner Oberland fünf Franken für einen Eierkuchen berechnete!" Die Schilderung, ja dramatische Darstellung dieser Szene durch Meyer, — samt Ricasolis Mimik, Lavaausbrüchen von Verwünschungen, großartigen sittlichen Betrachtungen und vernichtenden Weissagungen, — war für sich allein schon ein erlesener Genuß.

Meyer blieb mit Ricasoli auch in freundlichster Verbindung, als dieser zur höchsten Würde Italiens emporstieg und erzählte mir darüber folgendes: „Bald, nachdem ich mit Ricasoli auf die Engstlenalp gewandert war, wurde Italien befreit, — nicht am wenigsten durch Ricasolis kühne Tatkraft, — und Cavour erlas meinen Reisegefährten zu seinem Nachfolger, als er selbst im Juni 1861 rasch dahinstarb. Es gab damals auch keinen zweiten außer Ricasoli, der Cavours große Aufgabe hätte vollenden können. Der König Viktor Emanuel freilich, der schon unter Cavour sein olympisches Majestätsbewußtsein verkümmert glaubte, sah den Baron Ricasoli, der ein ebenso starkes Selbstgefühl mitbrachte wie Cavour, noch weniger gnädig an, und bei der ersten Gelegenheit, — schon im März 1862, —

als Ricasoli in einer unbedeutenden Finanzfrage die Mehrheit der Kammer gegen sich hatte und deshalb seine Entlassung einreichte, nahm der König diese Entlassung sofort begierig an. In der Abschiedsaudienz sagte der König dann zu seinem bisherigen Minister: „Du moins nous resterons amis". (Aber wenigstens werden wir Freunde bleiben.) „Ah, Sire, cela dependra de votre conduite", (Nun, Majestät, das wird von Ihrem Benehmen abhängen), erwiderte Ricasoli stolz. Denken Sie, welche Kühnheit!" schloß mein klassischer Erzähler seinen Bericht. „Aber an der Wahrheit dieser Worte ist nicht zu zweifeln. Die nächsten Vertrauten des Königs verbürgten sie mir. Und in der schweren Entscheidung des Jahres 1866 ward der knorrige Florentiner Ricasoli seinem Règalantuomo dann doch wieder unentbehrlich." Ich werde später berichten, wie ich 1892 dem Fürsten Bismarck, unter Berufung auf die auch von ihm hochgeschätzte Autorität von Conrad Ferdinand Meyer, diese dem Fürsten bis dahin unbekannte Abschiedsszene zwischen dem König und Ricasoli auf Bismarcks Wunsch erzählte, und mit welcher Wirkung.

Unter jenen Gesprächen in Kilchberg am 19. August 1889 war die Essensstunde des Meyerschen Hauses, nachmittags 2 Uhr, herangekommen. Daß ich zu Tisch bleiben müsse, war in wenigen herzlichen Worten vorausgesetzt und zugesagt worden. Wir begaben uns also in das Erdgeschoß, ins Eßzimmer. Hier lernte ich des Dichters Gattin kennen, — ein tiefes, stilles, frommes Frauengemüt, — und beider Ehegatten damals noch nicht neunjähriges Töchterchen. Denn Meyer hatte erst mit 55 Jahren geheiratet. Die Hausfrau sprach das Tischgebet, nicht ohne den Fremdling aus Leipzig zu befragen, ob der fromme Brauch ihm genehm sei. Ich vermochte kaum ohne Rührung zu antworten, so lebhaft gemahnte mich dieser traute Familienkreis und die stille Würde der Hausfrau an die aus den geschichtlichen Vorstudien zu meinem Roman „Die Äbtissin von Säckingen" mir so lebendigen und vertrauten Zeiten des alten Zürich, da auch Huldreich Zwingli zuweilen einen deutschen Gast an seinem Tische sah, vor welchem Herrn Huldreichs Gattin Anna Meyer, — eine Vorfahrin unseres Dichters, — das Gebet sprach.

Auch die Einfachheit des kräftigen Mahles war mir überaus wohltuend, im Gegensatze zu dem oft so sündhaften und lächerlichen Tafelluxus, der in Norddeutschland in viel we-

niger behäbigen Bürgerhäusern, als dem meiner jetzigen gütigen Wirte, entfaltet wird. Der einzige Überschwang, der hier allenfalls vorkam, war der deutsche Markgräfler (südbadische) Wein. Denn ich hätte den „Züribieter" mit demselben Behagen getrunken.

Umwallt von dem Duft einer herrlichen echten Zigarre, trat der Hausherr mit mir etwa um drei Uhr nachmittags ins Freie, um mir auf einem gemeinsamen Rundgang zu zweien durch seine Besitzung seinen Lieblingsplatz zu zeigen. Es war ein stiller, schattiger Sitz unter überhängenden Bäumen, an der hohen Grenzhecke des Gutes. Kein Aussichtspunkt in großem Stile, aber ganz der tiefen sinnigen Natur meines verehrten Führers entsprechend, der auch ohne leibliche Fernsicht von der kleinen eigenen Scholle aus in die weitesten Fernen menschlicher Erkenntnis blickte. Dieser Platz hat auch „Herdguscht" (Erdgeschmack) an sich, dachte ich. Und im nämlichen Augenblicke sprach der Dichter selbst das nämliche aus. Denn während er hier, von außen ungesehen, träumte und sann, zogen hinter ihm die Landleute auf dem Dorfpfad, gleichfalls unsichtbar, vorüber, und redeten von den Angelegenheiten ihres kleinen Lebens, ihren Freuden und Kümmernissen. Die Naturlaute der Volksseele aber waren dem Dichter bei seinem Schaffen unentbehrlich. Und er gab sie zurück in dem treuen melodischen Echo seiner Alpenheimat.

Nachdem wir dann noch mit den Seinen unter den Bäumen des Gartens den Nachmittagskaffee geschlürft hatten, war die Stunde meiner Abfahrt gekommen. Es galt also zu scheiden. Meyer begleitete mich noch außerhalb seines Besitztums auf die Landstraße, die zur nahen Bahnstation Bendlikon-Kilchberg hinabführt, zunächst aber noch auf dem Scheitel der Höhe verweilt, auf der Meyers Besitztum liegt. Wir hatten nun die Grenze dieses Besitztums an der Straßenfront erreicht, und ich betrachtete das schlichte zweistöckige Nachbarhaus, das auch hübsch im Grünen lag. Aus vielen Fenstern schauten alte Frauen herab und schienen zu grüßen. Wir zogen die Hüte vor ihnen.

„Wie gefällt Ihnen Ihre Nachbarschaft?" fragte ich Meyer launig, mit einer Kopfbewegung nach diesem Hause und den freundlichen alten Damen.

„Ich hoffe, sagen zu dürfen, daß diese Nachbarschaft angenehm ist," erwiderte er mit seinem schalkhaftesten Lächeln. „Denn ich bin selbst hier mein Nachbar. Ich kaufte dieses

Haus, um zu verhindern, daß mir irgend ein Züricher Bauspekulant eine Mietkaserne vor die Nase setzte. Und da ich das Haus doch weder vermieten noch leer stehen lassen wollte, so stellte ich es bedürftigen alten Züricher Bürgerswitwen den ganzen Sommer über zur freien Verfügung, damit sie einige Monate lang frische Landbergluft im Grünen sorglos genießen können. Und die vielen Tausende, welche mir nach Ihrer Ansicht der Abdruck meiner nächsten Novelle in der „Deutschen Rundschau“ eintragen wird, sollen auch für diese guten alten Frauen verwendet werden.“

Ich hatte dem verehrten Dichter nämlich geschrieben, daß die Verleger der „Deutschen Rundschau“ Gebrüder Pätel in Berlin, die ja auch meine novellistischen Erzeugnisse verlegten, mir an der Feier ihres 25 jährigen Geschäftsjubiläums 1889, zu dem sie auch mich freundlich eingeladen hatten, in Berlin persönlich mitgeteilt hätten: Gottfried Keller habe für den Abdruck seiner letzten Novelle „Martin Salander“ in der „Deutschen Rundschau“ über 10000 Mark Honorar von ihnen erhalten, und sie möchten sich auch durch mich bei Conrad Ferdinand Meyer darum bewerben, daß er auch ihnen seine nächste Novelle zum Abdruck in der „Deutschen Rundschau“ überlasse. Ich hatte das befürwortet, dem Dichter aber empfohlen, mindestens dasselbe Honorar dafür zu fordern, das Gottfried Keller erhalten hatte. So geschah es auch. Die nächste Novelle Meyers war „Angela Borgia“, seine letzte. Und die „vielen Tausende“, die er dafür erwarten durfte und erhielt, wollte er „auch für diese guten alten Frauen verwenden“ und hat es auch getan!

Wahrlich, Conrad Ferdinand Meyer gehörte nicht zu denen, die aus der Ferne größer erscheinen, als sie sind! Voll von herzlicher Verehrung für ihn, in bewundernder Erkenntnis seiner Bedeutung, seines Schaffens und seines Wesens hatte ich sein Haus betreten. Aber von Stunde zu Stunde war der edle Dichter und Mensch bei seinen schlichtbescheidenen, und doch stets so bedeutsamen Worten vor meinen Augen noch gewachsen in allen seinen vielseitigen Gaben und Vorzügen. Dennoch aber zeigten ihn jene letzten Worte, die er zu mir sprach an der Grenze seines Heimwesens und gegenüber dem fröhlichen Witwensitz, den er seinen betagten Züricher Mitbürgerinnen bereitet hatte und ferner bereiten wollte, in noch reinerem und schönerem Lichte, als alle seine bisherigen Worte und Taten.

Gerührt sprach ich das aus, indem ich seine Hand drückte. Wir waren dabei auch an der Stelle unseres Scheidens angekommen. Denn mein Weg führte nun steil abwärts zur Bahnstation Bendlikon. Da ergriff der Dichter meine Hand, sprach mir seine herzliche Freude über unsere Begegnung aus und schloß: „Auf recht baldiges Wiedersehen!"

Dieses Wort sollte leider nicht in Erfüllung gehen, obwohl er mich in den folgenden Jahren immer wieder einlud, bald nach Kilchberg, bald auf sein Thurgauer Schlößchen, bald nach Rigi-Scheidegg, wo er zur Erholung weilte. Seine letzten Zeilen an mich sind noch aus dem Jahre seines Todes (1898). Ich konnte seinem Rufe leider nicht einmal mehr folgen, sollte ihn nicht wiedersehen! Als ich aber damals, am 19. August 1889, den letzten Blick auf den mir nachgrüßenden edeln Dichter und sein Heim warf, da gedachte ich des Lieblingswortes des großen englischen „Junius" aus dem römischen Lucanus: „Stat nominis umbra", — „der Schatten meines Namens bleibt", — und schrieb auf ein loses Blatt:

Wenn längst in Trümmer sanken diese Mauern,
Lebt fort der Geist, der dichtend hier geschafft.
So lange wird dein Name ruhmvoll dauern,
Als Schönheit wirkt im Bund mit edler Kraft!



Drittes Buch.

Mein Leben und Schaffen 1890 bis Ende 1892.

Erstes Kapitel.

Das Jahr 1890. Neue Reichstagswahlen. Bismarcks Entlassung. „Der Kanzler von Florenz.“ K. F. Meyer, Korrespondenz. Isenfluh. Schriftstellertag. Moltkefest. Tod von Langhans.

Die dreijährige Amtsdauer des 1887 gewählten „Kartellreichstags“ ging am 20. Februar 1890 zu Ende. Also schon gegen den Schluß des Monats Januar 1890 setzte die Bewegung ein für die Neuwahlen zum Reichstag, die am 20. Februar 1890 stattfinden sollten. Bis zur letzten Januarwoche 1890 waren die Wahlaussichten für die nationalen Parteien recht günstig gewesen, so daß diese bis dahin zuversichtlich auf die Erneuerung des „Kartellreichstags“ rechneten.

Namentlich schien das Verhältnis des Kaisers Wilhelm II. zu Bismarck bisher ganz vorzüglich zu sein. Insbesondere schienen beide ganz dieselben Ansichten zu haben über die sozialpolitischen Aufgaben und Ziele des Deutschen Reiches und über die Behandlung der „deutschen“ Sozialdemokratie. Hatte doch der junge Kaiser schon in seine erste Thronrede vor dem Reichstag am 25. Juni 1888 aus eigenem Antrieb das Gelöbnis eingeschaltet: „Insbesondere eigene Ich Mir die von

Meinem hochseligen Herrn Großvater am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an" und hatte dann auch verkündet, daß er entschlossen sei, in der Niederhaltung der sozialdemokratischen Umsturzbestrebungen Bismarcks Wege weiter zu wandeln. Denn da hieß es in derselben Thronrede: „Ich halte für geboten, unsere staatliche und gesellschaftliche Entwickelung in den Bahnen der Gesetzlichkeit zu erhalten und allen Bestrebungen, welche den Zweck und die Wirkung haben, die staatliche Ordnung zu untergraben, mit Festigkeit entgegenzutreten." Weiter *hatte sich der Kaiser öffentlich auch scharf ausgesprochen gegen die Feudalmucker*, die den Kaiser dreist für einen ihnen vollständig verfallenen Gesinnungsgenossen ausgaben und gegen Bismarck und das Kartell von 1887 hetzten und Sturm liefen. Namentlich hatte *der Kaiser am 30. Dezember 1889* ein überaus huldvolles *Schreiben an Bismarck* gerichtet, das mit den Worten schloß: „Ich weiß sehr wohl, welch reicher Anteil an diesen" (im Schreiben aufgezählten) „Erfolgen" (der deutschen Politik und Gesetzgebung im Jahre 1889) „Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Tatkraft gebührt, und *bitte Gott, er möge Mir* in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe *Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten.*"

Da zeigte sich der politische Himmel Deutschlands scheinbar ganz plötzlich dicht umwölkt. *In der letzten Sitzung des Kartellreichstags am 25. Januar 1890* war nämlich, unter ungeheurem Jubel der Reichsfeinde, *das Sozialistengesetz*, das die Regierungen schon im Oktober 1889 dem Reichstag vorgelegt hatten, mit der Forderung, daß es fortan dauernd gelten und gegen berufsmäßige sozialdemokratische Führer und Agitatoren die Ausweisungsbefugnis enthalten solle, *mit Hilfe der konservativen Stimmen abgelehnt* worden! Die Konservativen stimmten dagegen, weil die Mehrheit des Reichstags die Ausweisungsbefugnis der *Vorlage* gestrichen hatte, nämlich die Befugnis: gewerbsmäßige Führer und Agitatoren aus *einzelnen* deutschen Bezirken auszuweisen, während eine Mehrheit von nationalliberalen und konservativen Stimmen sowohl für die dauernde Geltung des Gesetzes, als dafür zu haben gewesen wäre, daß gefährliche Subjekte der bezeichneten Art *aus dem Deutschen Reich überhaupt* ausgewiesen würden. Die Konservativen erwarteten nun in der Schlußsitzung vom 25. Januar eine

Erklärung von der Regierung, daß diese sich mit dieser veränderten Fassung der Ausweisungsbefugnis einverstanden erkläre, — und als diese Erklärung ausblieb, stimmten sie gegen das Gesetz.

Bismarck war von den unverantwortlichen Ratgebern des Kaisers, — den Hintertreppenpolitikern, — monatelang „mit Rücksicht auf seine Gesundheit" von Berlin ferngehalten worden, und erst am 24. Januar 1890 mit seiner Gattin nach Berlin zurückgekehrt. Er hätte sehr gern das Sozialistengesetz mit der von den Nationalliberalen angebotenen Verbannungs- statt Ausweisungsbefugnis, ja selbst ohne diese, aber mit dauernder Gültigkeit angenommen gesehen. Er konnte das aber nicht offen aussprechen, weil der Kaiser auf Einflüsterung des Staatssekretärs v. Bötticher und anderer unverantwortlicher Ratgeber (des Dr. Hinzpeter, Grafen Douglas u. a.) nun ein neues Allheilmittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gefunden zu haben glaubte, in arbeiterfreundlichen Erlassen, die er vor hatte; und weil der am 24. Januar von ihm berufene preußische Kronrat samt der großen Mehrzahl der preußischen Minister, trotz Bismarcks dringender Vorstellungen und Warnungen, dem Kaiser beigestimmt hatte.

In der letzten Reichstagssitzung vom 25. Januar 1890 mögen diese Vorgänge in der preußischen Kronratssitzung des Vortages kaum andeutungsweise schon geflüstert worden sein. Aber die Thronrede vom 25. Januar 1890 ließ bereits derartige Vorgänge und Zerwürfnisse unter den höchsten deutschen Würdenträgern ahnen. Denn in dieser Thronrede fand sich kein tadelndes Wort über die Verwerfung der wichtigsten Vorlage der Tagung, des Sozialistengesetzes; auch keine Andeutung von Verheißung irgend eines Schutzes der von der Umsturzpartei bedrohten staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung durch die künftige Gesetzgebung. Vielmehr wurde der Begehrlichkeit der Arbeiter der weiteste Spielraum zugestanden. Die Hörer der Thronrede und Millionen mit ihnen hatten den niederbeugenden Eindruck, daß der Kaiser das Sozialistengesetz preisgebe. Das konnte Bismarck nicht gebilligt haben. In dieser wichtigsten Frage bestand also Meinungsverschiedenheit, Zerwürfnis zwischen ihm und dem Kaiser!

Diese düstere Vermutung wurde vollends zur Gewißheit, als am 4. Februar 1890 die „arbeiterfreundlichen" Er-

lasse des Kaisers ohne die Gegenzeichnung Bismarcks erschienen. Der Kaiser und seine Ratgeber glaubten damit eine höchst versöhnliche Wirkung auf die bisherigen Gefolgsleute der Sozialdemokratie zu erzielen, vielleicht schon das Wort des Kaisers aus jenen Tagen ans letzte Ziel zu führen: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie Mir, mit der werde Ich schon ganz allein fertig werden!" Aber das gerade Gegenteil trat ein. Denn die sozialdemokratischen Führer und Zeitungen verkündeten frohlockend: in diesen Erlassen nehme der Kaiser selbst das sozialdemokratische Programm an, streiche die Kaiserstandarte vor der Sozialdemokratie, und wie die Frechheiten alle weiter lauteten, auf die aber doch Hunderttausende bei den Wahlen hineinfielen. Und zugleich wurde natürlich der nun offenkundige Zwiespalt zwischen Kaiser und Kanzler zu der millionenstimmigen Wahlkampflosung benutzt: „Fort mit Bismarck!"

So tief mich nun diese Vorgänge betrübten und erschütterten, so wenig glaubte ich doch, daß aus dieser Meinungsverschiedenheit allein ein Bruch zwischen dem Kaiser und Kanzler und demgemäß Bismarcks Entlassung drohe und folgen werde, und in der Tat sollte der weitere Verlauf der schweren Krisis mir insoweit Recht geben. Ich trat also in die Reichstagswahlbewegung ein mit derselben Hingebung meiner ganzen Kraft und Zeit während vier Wochen vor den Wahlen und fast mit derselben freudigen Zuversicht, wie 1887, und forderte wie damals das festeste Zusammenstehen aller Ordnungsparteien gegen die Sozialdemokratie, unter dauernder Aufrechterhaltung des Sozialistengesetzes. Ich sprach abwechselnd in nationalliberalen und konservativen Wahlkreisen, die mich riefen, und auch die Konservativen waren zufrieden mit mir, so daß z. B. an einem Sonntagnachmittag, da ich an der preußischen Grenze im sächsischen Städtchen Strehla, — gegenüber dem berühmten Schlachtfeld von Mühlberg, — für den sächsischen konservativen Oberamtsrichter Dr. Giese in Oschatz sprach, Hunderte von Landleuten aus dem Wahlkreise Torgau über das Treibeis der Elbe setzten, um mich zu hören. Wurde am 20. Februar 1890 wieder ein „Kartellreichstag" gewählt, wie 1887, so würde dieser zweifellos die dauernde Gültigkeit des Sozialistengesetzes beschließen, rechnete ich, auch der Bundesrat diesem Beschluß zustimmen, so daß der Kaiser das Ge-

setz einfach verkünden mußte, da er ja nach der Reichsverfassung kein Vetorecht besitzt. Dann war also die Beilegung des Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler im höchsten Grade wahrscheinlich, und trat schon gleich nach dem günstigen Wahlausfall ein, noch ehe der Reichstag jenen Beschluß faßte.

Aber dank der Förderung der unbeschämten Agitationskünste der Oppositionsparteien durch die geschilderten Vorgänge und die unklare und gespannte Lage, war bekanntlich der Ausfall der Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 ein ganz anderer, als der von mir erwartete und erstrebte. Ein „Antikartellreichstag“ unter dem alten lieblichen Triumvirate Windthorst-Richter-Grillenberger war die Quittung der Mehrzahl der deutschen Wähler über die kaiserlichen Erlasse und das „versöhnliche“ Preisgeben des Sozialistengesetzes! Ich war natürlich tief bekümmert über diesen Ausgang. Aber für das, was ich als die Hauptsache erachtete, das Verbleiben Bismarcks im Amte, schien mir selbst dieses traurige Wahlergebnis günstig wirken zu müssen. Denn der Kaiser und seine unverantwortlichen Berater mußten nun doch einsehen, wie begründet Bismarcks eindringliche Warnungen vor dieser neuen Bahn gewesen, wie gewaltig unter diesem neuen Banner die Stimmenzahl und Reichstagssitze der Sozialdemokratie, des Zentrums, Deutschfreisinns, der Volkspartei, Welfen und Polen gewachsen waren, während die Nationalliberalen und Konservativen furchtbare Einbußen erlitten hatten.

Von dieser Hoffnung war ich auch noch erfüllt, nachdem der preußische Staatsrat (vom 26. bis 28. Februar 1890) den „arbeiterfreundlichen“ kaiserlichen Erlassen kopfnickend zugestimmt und die vom 15. März an in Berlin versammelte internationale Konferenz in dem ungeheuren Schwall ihrer wertlosen Phrasen nicht ein einziges Wort des Widerspruchs oder der Warnung bezüglich der Gefahr der Bahn der kaiserlichen Erlasse zu Tage gefördert hatte. Ich trat daher so mutig und unverzagt als vorher um Mitte März acht Tage lang auf Bitten meiner Magdeburger Freunde als Hauptredner für den dortigen nationalen Kandidaten Staatsminister a. D. Dr. Hobrecht in den Wahlkampf ein, den die Stadt Magdeburg bei einer Nachwahl jetzt gegen Sozialdemokratie und Deutschfreisinn zu bestehen hatte.

Gerade am Ende dieses anstrengenden Wahlfeldzuges aber erreichte mich noch in Magdeburg die furchtbare Kunde von Bismarcks „Entlassungsgesuch“ und von seiner ihm seitens des Kaisers bereitwilligst erteilten Entlassung am 20. März 1890. Ich war bei dieser Nachricht, — wie wohl die meisten Deutschen, — starr vor Überraschung und Schrecken. Und auch wie die meisten Deutschen, bewegten mich in jenen erschütternden Stunden die tiefernsten, schwermütigen Gedanken und Empfindungen, die Ernst von Wildenbruch in die herrlichen Verse kleidete:

„Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt —
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt.“

Ja, noch verwandter waren meine Gedanken und Empfindungen über Bismarcks Entlassung jenen strafenden Worten, die mein Geschichtslehrer Heinrich von Treitschke, seit Leopold von Rankes Tod 1886 der Historiograph des preußischen Staates, gegen Ende 1893 an mich schrieb: „Bismarcks Sturz bleibt ein unauslöschlicher Flecken in unserer Geschichte; seit Themistokles hat die Welt ein so tragisches Schicksal nicht mehr gesehen.“

Früher als die meisten Deutschen sollte ich dann aus Bismarcks eigenem Munde einige der verborgenen Ursachen und Triebkräfte erfahren, die zu diesem „Sturz“, diesem tragischsten Schicksal seit den Tagen des Themistokles führten, namentlich Näheres über das sogenannte „Entlassungsgesuch“ Bismarcks. Ich gebe die Äußerungen des Fürsten darüber später im Zusammenhang wieder, wo ich über meinen Besuch bei ihm in Friedrichsruh, am 29. April 1893, berichten werde.

Sofort aber, nachdem die erste schmerzliche Betäubung überwunden war, in die das furchtbare Ereignis mich versetzt hatte, entschloß ich mich, in der Presse, in Reden, Vorträgen und durch größere schriftstellerische Arbeiten und

Werke mit aller Kraft dafür einzutreten, daß Bismarcks Ruhm und Ehre und sein gewaltiges nationales Lebenswerk unserem Volke unverkümmert erhalten werde. Das war und blieb jahrelang meine Hauptarbeit.

Dieser Entschluß, und der noch lange nachwirkende, niemals erlöschende Schmerz über Bismarcks Sturz hatte zunächst die Vollendung eines geschichtlichen Romans bewirkt, dessen Stoff und Ausgestaltung mich schon seit Jahrzehnten angezogen hatte. Das tragische Schicksal des großen Propheten der italienischen Einheit Niccolo Machiavelli hatte viel Ähnlichkeit mit dem Bismarcks, wenn dieser auch sittlich und politisch den Florentiner Patrioten bei weitem überragte, der ein Kind seiner wilden sittenlosen Zeit gewesen und zur Heilung der verzweifelten Zerrüttung und Zersplitterung seines Vaterlandes Italien auch Mord und Verrat als erlaubtes Gegengift verschrieben hatte. Aber die unablässige Sorge für Italien, die Machiavelli seit seiner Entfernung vom Amte (1512) bis an sein Ende (1527) aus tiefster Seele in seinen Schriften, Reden und Briefen ausströmte, bot ein ergreifendes Gegenbild zu dem treuen Eckart der Deutschen, der in seinen stillen Wäldern von Varzin und Friedrichsruh die Sorge für das Wohl seines Landes und Volkes ebenso unablässig auf dem großen Herzen trug.

Da Konrad Ferdinand Meyer ein vorzüglicher Kenner dieses geschichtlichen Stoffes war, teilte ich ihm den Plan meines Werkes schon bei dessen erster Entstehung Mitte Dezember 1888 mit, erklärte ihm aber zugleich, daß ich die Arbeit nicht beginnen würde, wenn er selbst Lust empfinden sollte, diesen großartigen Stoff dichterisch zu behandeln. Darauf hatte mir Meyer am 20. Dezember 1888 geantwortet: „An Machiavelli habe ich nie gedacht, der ist mir zu groß, also mutig an's Werk!“ Dann hatte er bei unserer persönlichen Bekanntschaft in Kilchberg am 19. August 1889 mich ersucht, ihm mein Manuskript „Der Kanzler von Florenz“ zu senden, ehe ich es in Druck gäbe. Ich schrieb ihm nach Mitte September 1889: ich hoffte, ihm dieses Manuskript bald senden zu können, worauf er am 24. September fröhlich antwortete: „Auf den Machiavelli freue ich mich, als wär's ein Stück von mir!“ Und schon am 11. Oktober schrieb er mir weiter: „Wenn Sie die Fabel“ (er meint die Erzählung der Tatsachen) „in Ihrem „Kanzler“ völlig klar legen und beson

ders das geschichtlich Erläuternde (als notwendiges Übel) auf ein Minimum beschränken, sollte es gut werden. Ich bin begierig, wie Sie den Kanzler werden reden lassen: grundgescheidt, witzig (da sollte Ihnen Ihr Naturell zu gut kommen), aber ebenso phantasievoll, gelegentlich auch frech und zynisch. Das wäre in seinen Briefen zu studieren. Verschleudern dürfen Sie diesen Stoff mir nicht."

Anfang November 1889 sandte ich Meyer mein Manuskript, „Der Kanzler von Florenz", wie er freundlich gewünscht hatte. Darauf schrieb er mir am 5. Novbr.: „Machiavelli konnte nicht gelegener kommen, da ich gerade mit einer gleichzeitigen Geschichte beschäftigt bin", — mit seiner „Angela Borgia" — „also nur Stimmung gewinnen kann. Ich lese sofort." Schon zwei Tage später hatte der Dichter mein ganzes Manuskript zu Ende gelesen und gab mir darüber am 7. November ein köstliches Gutachten, dessen Winke ich natürlich vor dem Druck aufs genaueste berücksichtigte. Über meine Zeichnung Machiavellis schrieb er: „Der Kanzler sehr gut, ein in seinen Hauptzügen getroffener Kopf", und am Schlusse: „Summa: das kräftige Werk eines klaren Kopfes und einer entschlossenen Hand." Abermals nur zwei Tage später, am 9. November, ließ Meyer eine Postkarte an mich abgehen mit folgenden rührenden Zeilen: „Teurer Herr, schreiben Sie mir ein Wort zu meiner Beruhigung: war mein Urteil nicht zu streng? Ich schrieb in später Nacht. Der Gesamteindruck war ein überaus günstiger." Am 14. November ließ er dann noch die Postkarte folgen: „Teurer Herr, wenn es Ihnen nicht eilt, wünschte ich wohl das Manuskript sagen wir 2–3 Wochen zu behalten, um auf ein Nebenpapier etwas für Sie zu verzeichnen. Darf ich? Sehr herzlich Ihr K. F. M." Ich bat ihn natürlich, das Manuskript so lange zu behalten, als er nur irgend wünsche und dankte ihm innig für die ausführliche Gründlichkeit, Tiefe und das Wohlwollen seiner Beurteilung. Darauf antwortete er mir am 19. Dezember: „Es freut mich, daß Sie die Aufrichtigkeit meiner Urteile als einen Beweis meiner Freundschaft zu Ihnen nehmen. Das gibt mir den Mut, so fortzufahren. Herzlich Dr. Konrad Ferdinand Meyer." (Der Name auf Visitenkarte gedruckt.)

Am 23. Januar 1890 sandte mir der Dichter das Manuskript meines „Kanzler von Florenz" in zwei

Wertpaketen zurück, mit einer Postkarte vom nämlichen Tage: „Ich lasse Machiavelli ungern ziehen, da er mir lieb geworden ist. Ihr K. F. Meyer" und mit einem vierseitigen Brief über das Werk, das er „noch einmal mit viel Vergnügen gelesen" zu haben versicherte. „Ändern wäre kaum rätlich und nützlich, da einzelne Styl-Mängel in das warme Erzählen zurücktreten." Seine gleichwohl angedeuteten Änderungsvorschläge habe ich natürlich eingehend berücksichtigt. Folgende seiner Bemerkungen sind von allgemeinem Interesse: „Wissen Sie, daß Giuliano" (Medicis) „der Pensieroso des Michelangelo, ein merkwürdiges, ganz schopenhauerisches Sonett hinterlassen hat? .... Ihr letztes Kapitel" (Tod Machiavellis) „ist rührend und gefällt mir. .... Ihrem Machiavelli ist unstreitig etwas von seiner genialen Natur geblieben und das ist mein Lob."

Ebenso freundlich und freundschaftlich offen urteilte er wiederholt über mein Werk, als ich ihm im Sommer 1890 den Abdruck desselben im Feuilleton der „Magdeburgischen Zeitung" eingesandt hatte. So schrieb er mir am 18. Januar 1891: „Ihren Kanzler, der in den Ausschnitten der Magdeburgerin neben mir liegt, habe ich neulich wieder durchlaufen mit einem sehr guten Eindruck. Geben Sie ihm getrost Buchform. Vorzüge und Mängel Ihres Talentes ... werden hier in der Größe und Originalität der getroffenen Hauptfigur zurücktreten." In meiner Antwort bat ich ihn u. a., die Widmung der Buchausgabe meines „Kanzlers von Florenz" anzunehmen, da das Werk ihm so außerordentlich viel verdanke. Darauf antwortete er am 29. Januar: „Die Widmung nehme ich — ohne Umstände zu machen — in diesem Falle dankbar an und zwar gerne eine motivierte. Nur dürfen Sie mir dieselbe nicht vorher mitteilen, es ist mir lieber so." Die sehr eingehende Widmung des Werkes an K. F. Meyer abzudrucken, ohne daß der Dichter sie zuvor gelesen und genehmigt hatte, erschien mir aber doch durchaus untunlich. Deshalb sandte ich sie ihm vor dem Druck, zugleich mit meinem „Überläufer" für sein Töchterchen, und darauf antwortete er mir am 7. März in einer Postkarte: „Mein teurer Herr, ich bin gottlob wohl und glaubte Ihnen in meiner relativen Geschäftigkeit — (Häusliches, Gesellschaft und auch ein bißchen Arbeit) — mit einer Zeile wenigstens das schöne Geschenk für meine Kleine verdankt zu

haben. Es macht ihr wirklich Freude (und mir, wenn sie etwas Wesentlicheres liest, als das gewöhnliche Futter). Die Widmung hat mir in ihrer Einfachheit und Sachlichkeit gefallen. Mir scheint, es ist etwas von meinem Wesen hineingekommen. Grüße an alle Ihrigen. Herzlich Ihr K. F. M."

Als dann mein im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienener „Kanzler von Florenz" am 18. Mai 1891 bei Meyer in Kilchberg anlangte, da war er über „dessen stattliches Äußere" erfreut und wünschte „dem Kanzler Glück auf den Weg."

Meine Widmung des „Kanzlers" an K. F. Meyer lautet:

„Konrad Ferdinand Meyer in herzlicher Verehrung gewidmet.

Hier, teurer Herr, tritt Ihnen in Buchform die Erzählung wieder entgegen, welche Sie auf Ihr Verlangen schon in der Handschrift kennen lernten und manchen Monat hindurch auch auf Ihrem Schreibtisch in Kilchberg liegen hatten. Sie lasen sie wieder und wieder, gönnten ihr in manchem Briefe, mancher Karte die Ehre Ihres bedeutenden Urteils, und wissen, daß Ihre Winke vor dem Drucke treulich beachtet wurden. Sie nahmen auch die Widmung dieses Büchleins freundlich an, da Ihnen dasselbe noch weit mehr dankt, als die bedeutsame Anregung, welche Ihr künstlerisches Schaffen allem deutschredenden Volke gegeben hat. Denn Sie vornehmlich vermögen sich ganz in die geistige Werkstatt zu versetzen, aus welcher dieses Buch hervorgegangen ist, auch in die Leiden und Kämpfe der größten Geister Italiens in jenen Tagen, da die „Versuchung des Pescara" sich abspielte. Sie wissen, daß der geschichtliche Stoff und die Gestalt Niccolo Machiavelli's, von denen diese Schrift erzählt, seit Jahrhunderten bedeutende Forscher aller Völker beschäftigt hat, und daß all' ihre Arbeit das Rätsel ungelöst ließ, wie sich in jenem geistesgewaltigen Florentiner die seltsamsten Gegensätze zu vermischen vermochten: unbeugsamer Freiheitsstolz mit scheinbar verwerflichster Tyrannendienerei, höchster und edelster Aufschwung der Seele mit frechem Spott über die heiligsten Dinge. Sie wissen auch, wie lange ich selbst diesem Rätsel bescheiden nachsann. Ich suchte es schon zu ergründen, als Camillo Cavour seinem Volke die Losung ausgegeben hatte: „Italia

fara da sè" (Italien wird aus eigener Kraft handeln), „und als er starb; als die Schlacht von Königgrätz geschlagen, der Norddeutsche Bund, das Deutsche Reich und das einige Königreich Italien begründet wurde. Es ist wunderbar, wie mächtig diese Einigung beider Völker diesseits und jenseits der Alpen das Verständnis des kühnen Propheten und Märtyrers der italienischen Einheit gefördert hat. Menschlich klar und groß, wenn auch beladen mit allen Sünden und Fehlern seiner wilden Zeit, steht nun vor uns sein Bild, von welchem noch der junge Friedrich der Zweite von Preußen sich nur mit Abscheu hinwegwandte. Und die letzten Geheimnisse, welche der Forscher übrig läßt, darf freischaffende Phantasie zu enthüllen versuchen. So ward, unter Ihrem Beifall, „Der Kanzler von Florenz" gezeichnet.

In treuester Gesinnung

Ihr

Hans Blum."

„Leipzig-Plagwitz, Februar 1891."

Am 10. Mai 1891 sandte ich Bismarck mit einem huldigenden Schreiben ein Exemplar meines „Kanzlers von Florenz". Darauf erhielt ich mit dem Poststempel „Friedrichsruh, 15./5. 91, 8—9 N." folgende umgehende Antwort in den Schriftzügen Dr. Chrysanders, mit des Fürsten eigener Unterschrift:

„Friedrichsruh, den 13. Mai 1891.

Euer Hochwohlgeboren!

Schreiben vom 10. d. M. habe ich erhalten und werde Ihre geschichtliche Erzählung mit dem Interesse lesen, welches Machiavelli jedem Politiker bietet. Nehmen Sie für Ihre freundliche Zusendung meinen verbindlichsten Dank entgegen.

v. Bismarck."

Meine Bismarckverehrung ließ ich aber auch viel unmittelbarer und volkstümlicher als durch meinen „Kanzler von Florenz" ausströmen in zahlreichen Reden und Vorträgen, namentlich an Bismarcks Geburtstag 1890.

Im Sommer 1890 reiste ich mit meiner lieben Frau und unserm Kurt Mitte Juli wieder nach Rheinfelden. Von da fuhren wir drei ins Berner Oberland, wo wir zunächst über eine Woche lang in dem herrlichen Isen-

fluh (1098 Meter), auf der mächtigen nordöstlichen Höhenwand über dem Lauterbrunnertal, nicht weit von Mürren, in dem einfachen, guten Hotel des Ortes verweilten, das damals die Lehrerin des Dörfchens und deren Gatte hielt. Hier hatten wir überaus liebenswürdige Mitgäste: Frau von Rappard, die Witwe des Parteigenossen meines Vaters im Frankfurter Parlament von Rappard, den ich 1849 flg. in Wabern bei Bern kennen und verehren gelernt hatte (s. o. Bd. I. S. 120), deren Tochter, die bekannte Malerin Klara v. Rappard und Frau von Rappards Schwester, die Witwe meines Reichstagskollegen und Freundes Dr. Löwe-Calbe. v. Rappards besaßen auf dem kleinen Rugen bei Interlaken eine reizende Villa, wo ich sie ein oder zwei Jahre später auch besuchte.

Ich malte in Isenfluh viel, namentlich eines meiner größten Alpenbilder: das ganze Alpenpanorama, das man von der waldigen Höhe über Isenfluh in der Nähe des Sausbaches gegen Mürren zu herrlich überblickt, Eiger, Mönch, Jungfrau, Ebne Fluh, Mittaghorn, Großhorn, Breithorn, im Hintergrunde, die Jungfrau in strahlender Majestät in der Mitte dieser Alpenkette; dann die zackigen Vorberge vom Männlichen und Lauberhorn an zur Linken, bis zu den letzten Vorbergspitzen des Lauterbrunnertals zur Rechten. Im hohen Mittelgrund das waldig-felsige Mattland der Wengernalp und des Dorfes Wengen, ganz links die steile Hunnenfluh über Lauterbrunnen, in der Mitte über Lauterbrunnen die steile Felsenwand, an der jetzt die Bahn von Lauterbrunnen nach Wengen, Wengernalp und der kleinen Scheidegg hinaufführt und von da an gar zur Jungfrau emporklimmt, zur Linken aber nach Grindelwald abwärts führt. In der Tiefe des Mittelgrundes meines Bildes gewahrt man das malerische Dörfchen Lauterbrunnen mit der wilden Lütschine, den Einfall des vom Eigergletscher herabstürzenden Trümmelbaches in die Lütschine, und zur Rechten von der Höhe den Sausbach hervorströmend. Im Vordergrund endlich ragten herrliche Tannen und Felsen empor, die ich treulich wiedergab. Meine Bilder, namentlich dieses große, fanden auch den Beifall des Fräulein Klara v. Rappard. Und spät abends, wenn wir im Freien saßen, genossen wir das wunderbar-schöne Alpenglühen der Jungfrau, deren Schnee- und Eisfelder noch lange nach Sonnenuntergang rotgoldig strahlten.

Von Isenfluh fuhren wir mit der Bahn über Interlaken nach Spiez, in das Hotel Schonegg. Gegen Ende

Juli 1890 war mir in Spiez an dem Dampfschifflandungsplatz auch ein glückliches Wiedersehen mit dem Freunde Prof. Eduard Langhans beschieden. Er kam vom Beatenberg am Thuner See, wo der Herausgeber der deutschen „Protestantischen Kirchenzeitung", Dr. Websky aus Berlin, zur Kur weilte und Langhans äußerte mir seine helle Freude darüber, daß er diesem wackeren Mitstreiter für kirchliche Geistesfreiheit durch Überlassung eines längeren Aufsatzes für die „Protestantische Kirchenzeitung" die Redaktionssorge während einiger Ferienwochen habe bannen können. Auch hatte ich ihm nach dem Erscheinen meines „Kanzler von Florenz", mit dessen Einsendung, geschrieben, daß ich jetzt an einem neuen Roman „Juvalta" arbeite und in diesem — wie früher unsern Bitzius in meinem Roman „Herzog Bernhard" als Pfarrer Walter Helveticus, — nun meinen lieben und innig verehrten Freund Prof. Langhans als Professor Anderegg zu schildern gedenke, meist mit seinen eigenen Worten aus seinen gelehrten und Vortrags-Werken. Dazu hatte er auch freundlich-bescheiden seine Zustimmung erteilt und wiederholte sie bei unserem Wiedersehen in Spiez. Beim Scheiden rief er mir fröhlich zu: „Auf Wiedersehen im Sommer 1891!" Ach, es hat nicht sollen sein! Völlig ahnungslos hatten wir uns hier zum letzten Mal gesehen! Denn seine zarte Natur hatte sein Lebensziel nun ganz nahe vor ihn gerückt, wie bald berichtet werden soll.

Wir mußten 1890 schon in der ersten Augustwoche wieder nach Leipzig zurückreisen, weil am 8. August unsere silberne Hochzeit in unserem Hause in Leipzig-Plagwitz gefeiert werden sollte, unter Teilnahme meiner Geschwister und ihrer Familien und vieler Freunde und Freundinnen unseres Hauses. Das Fest war herrlich! Auch wurden wir reich beschenkt. Das Hübschste und Drolligste des Festtages war wohl ein von Schwester Ida geschaffenes Festspiel, in welchem unsere Kinder, Neffen und Nichten als die Hauptpersonen aus meinen Romanen und Dramen auftraten und zu Wort kamen.

Einige Wochen später fand der deutsche Schriftstellertag in Breslau statt, an dem ich als langjähriger Vorsitzender des Leipziger Schriftstellervereins natürlich lebhaft teilnahm und mit großer Freude zum erstenmal die schlesische Hauptstadt schaute, in der uns die Bürgerschaft an den schönsten Punkten der Stadt fröhliche Feste veranstaltete.

Am 90. Geburtstag des Feldmarschalls Moltke, 26. Oktober 1890, wollte die Leipziger Studentenschaft einen erhebenden Festkommers begehen. Ich gedachte daran teilzunehmen, aber nur als schlichter, herzlicher Verehrer Moltkes, wie jeder andere einfache Teilnehmer. Da kam am Frühmorgen des 26. Oktober plötzlich eine feierliche Abordnung in mein Haus nach Plagwitz und trug mir die dringende Bitte vor, „ich möge heute Abend die Festrede auf Moltke halten, da der Festredner — ein Professor — plötzlich erkrankt sei und ich den Feldmarschall persönlich kenne." Ich sagte sofort freudig zu, bat aber, am Abend zu verkünden, daß ich erst heute diesen ehrenvollen Auftrag erhalten hätte und deshalb nur eine kurze Rede halten könne und werde. Dann benützte ich alle, freilich karge freie Zeit des Tages zur Niederschrift und Einprägung meiner Rede, die aber, trotz der kurzen Vorbereitung, am Festabend großen Eindruck machte. Ich genoß die Auszeichnung, an den Ehrensitzen des großen Saales meinen Platz zugewiesen zu erhalten, und zwar zwischen den königlichen Prinzen Johann Georg und Max von Sachsen, die beide damals als Leipziger Studenten inscribiert waren.

Am 1. November 1890 schrieb mir mein teurer Freund Professor Eduard Langhans seinen letzten Brief, ohne Ahnung von uns Beiden, daß es der letzte sein sollte! Denn war er Ende Juli 1890 am Spiezer Landungsplatz mit dem frohen Rufe von mir geschieden: „Auf Wiedersehen im Sommer 1891", so beantwortete er jetzt meine Anzeige von der Verlobung meiner Tochter Gertrud mit Hermann Costenoble, dem Sohn meines Verlegers in Jena, und der Vorausbestimmung ihrer Hochzeit auf das Frühjahr 1892 damit, daß er die zuversichtliche Hoffnung aussprach, unsere Tochter Gertrud mit ihrem Gatten „im Sommer 1892" in Bern zu sehen. Ach, da sollte er längst die Augen für immer geschlossen haben! Er selbst hatte früher kaum zu hoffen gewagt, die vierziger Jahre zu erleben. Seine musterhaft mäßige Lebensführung brachte ihn doch wenigstens an das Ende der fünfziger. Freilich zahlte er fast Jahr für Jahr der Krankheit ihren Tribut. Magenleiden und Schlaflosigkeit machten ihm viel Not. Wer auf unsern gemeinsamen Bergfahrten in demselben Zimmer mit ihm schlief, der erschrak, — wie ich schon früher bemerkte, — wenn er beim Frühlicht den Freund in hochsitzender Stellung schlummern sah. Gegen Weihnachten 1890 mußte er plötzlich seine Vorlesungen abbrechen.

Zuversichtlich hoffte er auch da noch, sie nach Neujahr wieder aufnehmen zu können. Aber kaum hatte er die Ruhe seines Heim zur Heilung aufgesucht, so warf ihn ein tötliches Leberleiden nieder und führte schon am 9. Januar 1891 seinen Tod herbei. Die allgemeine Trauer um den edeln Geschiedenen trat in ergreifender Weise zu Tage in den Beileidskundgebungen an seine Hinterlassenen, bei seiner Leichenfeier und in der gesamten schweizerischen und deutschen Presse, in der auch ich sein herrliches Charakterbild und Lebenswirken zeichnete. Alle fühlten so, wie Pfarrer Kistler bei der Leichenfeier im Trauerhause in Bern gesprochen hatte: „Mild und ruhig strahlt das Licht der Sterne, so hat auch der Verstorbene sein Licht leuchten lassen, anspruchslos und bescheiden. Sterne könnten erlöschen und doch würden ihre Strahlen noch lange auf die Erde fallen. Das Licht dieses Lebens hat Gott ausgelöscht, aber seine Strahlen werden weiter wirken, Herzen erleuchtend und erwärmend durch Gottes Gnade."

Zweites Kapitel.

Das Jahr 1891. Politisches und schriftstellerisches Wirken. Schweizer Sommer. Tod unseres Sohnes Walter. Kampf gegen die Roten.

Die Trauerkunde vom Tode meines lieben Freundes Langhans traf mich in der anstrengendsten Reichstagswahltätigkeit, die ich bis dahin erlebt und geleistet hatte. Schon in der ersten Hälfte Dezember 1890 hatten mich nämlich die nationalen Freunde in Bochum und das Zentralbureau der nationalliberalen Partei in Berlin als Redner zu einem Winter Wahlfeldzug in dem Bochumer Riesenwahlkreis aufgeboten, dem damals stimmenreichsten des deutschen Reiches, da nach der deutschen Reichsverfassung 100 000 Einwohner einen Wahlkreis bilden sollen, in Bochum aber 100 000 Wähler eingeschrieben standen! Zudem hatten sich dort die nationalen Parteien die größte und schwerste Aufgabe gesetzt. Der Wahlkreis war bisher stets so

sicher im Besitze des ultramontanen Kandidaten und Abgeordneten Schorlemer-Alst gewesen, daß er ihn kurzweg für „seine Domäne" ansah, die Gegner sagten boshaft: für „sein Erbbegräbnis". Auch die Sozialdemokratie und der Deutschfreisinn waren in dem Wahlkreis stark vertreten und stellten immer, so auch diesmal, eigene Kandidaten auf. Nun aber traten meine politischen Freunde im Dezember 1890 in den heißen Wahlkampf mit dem hohen und entschlossenen Vorsatz ein, dem Ultramontanen Schorlemer-Alst „seine Domäne" unbedingt zu entreißen, ihm dort höchstens ein „Erbbegräbnis" zu belassen und an seiner Stelle den nationalliberalen Großindustriellen Müllensiefen in Crengeldanz bei Bochum zum Abgeordneten jenes Wahlkreises zu erheben.

Ich nahm den ehrenvollen Ruf sofort an, in diesem rühmlichen Wahlkampf meine ganze Kraft einzusetzen, zumal da einer der nächsten Verwandten des nationalen Kandidaten, — ich glaube sogar, sein Bruder, — Th. Müllensiefen nahe bei Rheinfelden ein großes ländliches Gut besaß, in dem ich oft verkehrt hatte, wenn ich dicht dabei die herrliche Gegend malte. Zudem sandte die Partei auch einige ihrer besten Wahlredner in den Kampf. Da mein Zug auf der Hinreise Braunschweig berührte und hier etwa eine Viertelstunde Aufenthalt hatte, so schrieb ich noch aus Leipzig an den Dichter Wilhelm Raabe in Braunschweig, ob ich wohl die Freude haben könne, ihn bei meiner kurzen Rast in Braunschweig am Bahnzug persönlich kennen zu lernen, nachdem wir seit so vielen Jahren in freundlichem brieflichen Verkehr gestanden hätten, er mich immer durch Zusendung seiner Werke seitens des Verlegers geehrt habe, wofür ich auch immer durch gebührend anerkennende Besprechungen in der Presse dankbar gewesen sei. Die Antwort des Dichters lautete freudig zustimmend, und so sahen wir uns in Braunschweig vor dem Bahnzug und tauschten herzliche Worte. Unser Finden und Erkennen dort war nicht schwer, da ich sein Bild aus seinen „Gesammelten Werken" kannte, und ich, wie ich ihm auch geschrieben, auf Parteigeheiß und -kosten, erster Klasse fuhr und bei der Einfahrt aus dem Fenster winkte.

Nun begann aber die Riesenarbeit im Bochumer Riesenwahlkreis. Wir hielten hier täglich 19 Wahlversammlungen zugunsten unseres Kandidaten Müllensiefen. Ich sprach Wochentags je dreimal, Sonntags je fünfmal, jedesmal an einem anderen Orte des Kreises, die durch Bahn, Schlitten oder Wagen,

bei Glatteis auch zu Fuß, erst mühsam erreicht werden mußten. Und immer erst unterwegs wurde mir gesagt, was ich am nächsten Orte reden solle, d. h. ob von unsern Gegnern dort die Ultramontanen, Sozialdemokraten oder Deutschfreisinnigen am stärksten seien. Immer sprach ich vor Tausenden, wiederholt in riesigen eiskalten Turnhallen, die nur in zwei Winkelchen je ein eisernes Öfchen zur Erwärmung bieten konnten. Aber auch dort hielten die im Bergbau, den Stahlwerken usw. abgehärteten Tausende freudig, ja begeistert aus. Das wurde so etwa acht Tage lang mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Bei dem ersten Wahlgang, nach Mitte Dezember 1890, errangen wir zwar noch keinen vollständigen Sieg, brachten unsern Kandidaten Müllensiefen aber doch zur Stichwahl mit dem Ultramontanen Schorlemer-Alst.

Diese Stichwahl war für die erste Hälfte Januar 1891 angesetzt. Und so mußte ich denn gegen Ende Dezember 1890 noch einmal von Leipzig nach Bochum reisen und hier bis in den Januar 1891 den gleichen Riesenwahlkampf etwa acht Tage lang durchmachen, wie in der ersten Hälfte Dezember. Beide Male waren die politischen Freunde von meinen Leistungen befriedigt, zumal wir bei der Stichwahl diesen Wahlkreis in der Tat dem Zentrum entrissen.

Einen rührenden Beweis für die dankbare Anerkennung meiner Hörer gab mir der bedeutendste Führer der nationalen Partei im Bochumer Wahlkreis, der Besitzer des weltberühmten Bochumer Stahlwerks, der Geheime Kommerzienrat Baare in Bochum. Er führte mich nämlich persönlich in alle Räume seines Riesenwerkes, in denen man die Verwandlung rohen Eisens zu Stahl und zu Stahlschienen verfolgen konnte, auch in die geheimsten, und erläuterte mir alles fesselnd und klar. Als Volkswirt schaute ich dabei Wunderbares. Aber auch als Maler. Denn in einem der höchsten und größten Räume, durch die ich geführt wurde, stürzte eine weiße Masse, wie ein Wasserfall zischend, etwa drei Stockwerke hoch herab in einen glatten offenen Steinkanal unter unseren Füßen und nahm hier immer rötere Farbe an. Es war ein Stromfall weißglühenden flüssigen Eisens, das sich allmählich in rotglühendes umsetzte, auf seinem weiteren Wege durch andere Räume, die wir betraten, in Stahl verwandelt, immer

weniger flüssig wurde, aber noch biegsam genug, um schließlich sich ganz der Stahlschienenform anzuschmiegen, in die es zuletzt eingelaufen war. Von da wurde die neue Schiene noch warm mit Stahlzangen herausgehoben und fertig geschmiedet. Diesen wunderbaren Werdegang ließ mich Herr Geheimrat Baare in einem Zuge, ohne Unterbrechung schauen und sagte dabei freundlich: ich sei einer der sehr Wenigen, die er das alles habe ansehen lassen.

So schieden wir mit herzlichem Handdruck, und ich reiste die Nacht durch zurück. Bei einem Halt in Magdeburg war ich erstaunt, die mir von meinen vielen Reden und Vorträgen in Magdeburg bekannten Führer der dortigen nationalliberalen Partei am Bahnsteig versammelt zu finden und zu sehen, daß sie nach den Fenstern meines Wagens erster Klasse spähten. Sowie sie meiner ansichtig wurden, riefen sie: „Herr Dr. Blum, Sie müssen hier aussteigen und auch eine oder zwei Reden halten, wir haben auch einen Wahlkampf. Heut Abend sind Sie doch noch in Leipzig!" Ich fügte mich den werten Freunden ohne weiteres, telegraphierte meiner Frau, daß ich erst abends in Leipzig eintreffen könne und hielt die in Magdeburg gewünschten Reden.

Ich traf fahrplanmäßig, aber nach den ungeheuren Anstrengungen der letzten Wochen und der durchfahrenen Nacht, todmüde, erst etwas nach unsrer gewöhnlichen Abendessensstunde in Leipzig ein und begab mich sehr bald zur Ruhe. Aber kaum hatte ich mich gelegt, so erzählte mir meine Frau noch zu meiner großen Freude, daß unser Sohn Kurt sich entschlossen habe, Theologie zu studieren, um Pfarrer zu werden. Das ist dann auch geschehen.

Konrad Ferdinand Meyer hatte mir am 29. Dezember 1890 geschrieben:

„Teurer Herr!

Da ich Ihnen nicht nach Bochum folgen kann, sende ich Ihnen meine treuen Wünsche nach Leipzig! Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für alle mir seit Jahren bewiesene Liebe, für welche ich sehr empfänglich bin. Alles Gute Ihnen und allen Ihrigen! Bleiben wir Freunde!

Ihr M."

Im Februar 1891 ersuchten mich die politischen Freunde des 2. Meiningenschen Wahlkreises (Saalfeld,

Sonneberg, Pößneck, Camburg usw.) und der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei in Berlin inständig, die Reichstagskandidatur dieses vormals von meinem Freund Lasker vertretenen Wahlkreises anzunehmen. Da ich früher schon für Lasker im Kreise aufgetreten war und persönliche Beziehungen dort hatte (s. o. Bd. II, S. 19), so nahm ich an und machte dort einen beispiellos erbitterten, etwa vierzehntägigen Wahlkampf durch, bei dem, wie in Bochum, Fürst Bismarck mein bester Trumpf war. Im ersten Wahlgang erhielt ich nicht ganz so viel Stimmen wie der deutschfreisinnige (sehr gemäßigte) Kandidat Witte-Rostock, aber doch sehr viel mehr, als meine Freunde nach der langjährigen freisinnig-radikalen Bearbeitung des Wahlkreises durch den Landrat Baumbach in Sonneberg erwartet hatten. Im Städtchen Schalkau z. B. hatte ganz unvermutet die große Mehrheit für mich gestimmt, weil ich, trotz eines furchtbaren Schneesturmes, von Sonneberg her über den Thüringer Wald im Nacht zurückfuhr. Sturm und Schneefall waren so arg, daß wir Schlitten zu ihnen gefahren war und pünktlichst zur angesetzten Stunde meine Rede hielt, nachher auch durch das grausige Wetter in der in dem letzten Orte vor Schalkau auf der Landstraße über ein nur eine halbe Stunde zuvor gefallenes Pferd nebst Schlitten ahnungslos hinwegfuhren, die der Eigentümer verlassen hatte, um sein Leben zu retten. Ich hatte diese Kandidatur auch ohne jede Aussicht auf den Erfolg meiner Wahlbewerbung angenommen, nur um unsere Parteigenossen in der Haupt- und Stichwahl vollzählig zur Wahlurne zu bringen und dadurch den Wahlkreis dem Sozialdemokraten zu entreißen, der weit mehr Stimmen hatte als Witte und ich. In der Stichwahl trat ich dann in einer öffentlichen Erklärung warm für Witte ein, der auch gewählt wurde.

Je dreister nun in diesem Wahlkampfe wie in ganz Deutschland seit Bismarcks Entlassung an dem unseligen 20. März 1890 die Sozialdemokratie flunkerte: sie habe Bismarck gestürzt, um so mehr hielt ich mich verpflichtet, alle Lügen der Lehre, des Programms und der Geschichte dieser vaterlandslosen Umsturzpartei festzunageln und zu brandmarken. Ich tat dies zunächst schon im Oktober 1890 in einem Vortrag in Leipzig, „Der sozialdemokratische Parteitag in Halle 1890 und die sozialdemokratische Lehre", der von der nationalliberalen Partei Sachsens auch als

Broschüre herausgegeben wurde. Dann teilweise auch in meiner Bismarckrede in Leipzig am 1. April 1891. Ferner in einer langen Reihenfolge von Leitartikeln der „Magdeburgischen Zeitung" über „Die Vaterlandsliebe unserer Sozialdemokratie", den „Zukunftsstaat" und „Die Emser Depesche". Meine Artikel über die Emser Depesche (13. Juli 1870) waren veranlaßt durch beispiellos freche Lügenartikel des roten Parteiführers Wilhelm Liebknecht im „Vorwärts" gegen den „Fälscher Bismarck". Am 28. Mai 1891 sandte ich dem Altreichskanzler meine Artikel über die Emser Depesche mit der dringenden Bitte, durch Stellung eines Strafantrags seinem schamlosen Verleumder doch zu der wohlverdienten längeren Gefängnisstrafe zu verhelfen, erbot mich auch persönlich zur selbstverständlich unentgeltlichen Erhebung und Durchführung dieses Prozesses als Anwalt des Fürsten. Darauf erhielt ich umgehend folgende hochbedeutsame, zugleich aber namentlich durch den Schlußsatz für die unsäglich traurigen Verhältnisse des „neuen Kurses" höchst bezeichnende Antwort mit Poststempel „Friedrichsruh, 1./6. 91, 8—12 V.", Umschlag und Brieftext in der Handschrift Dr. Chrysanders, mit eigenhändiger Unterschrift des Fürsten:

„Friedrichsruh, den 1. Juni 1891.

Ihren Brief vom 28. vor. Mts. habe ich mit Dank erhalten. Alle amtlichen Aktenstücke über den Emser Vorfall: Die Depesche des Königs an mich, ein dieselbe begleitendes Schreiben, wie ich glaube, von Abeken, befinden sich in den Akten des Auswärtigen Amtes.

Ob eine gerichtliche Verfolgung der Sache zur Verurteilung Liebknechts führen würde, ist mir zweifelhaft.

v. Bismarck."

Meine soeben angeführten Artikel in der „Magdeburgischen Zeitung" hatten ungeheures Aufsehen gemacht. Sehr zahlreiche Zuschriften bestürmten mich, sie gesammelt herauszugeben und zu erweitern. Das war auch meine eigene Absicht gewesen. Denn der von mir seit Jahren angesammelte Stoff war viel zu umfangreich und zu wertvoll, um nur in Zeitungsartikeln veröffentlicht, und dann weggelegt und vergessen zu werden. Da ich bei meinem Besuch in Wismar 1889 (s. o. Bd. II, S. 103) dem Inhaber der Hinstorff'schen Buchhandlung in Wismar

näher getreten war, und er damals schon für ein Werk dieser Art aus meiner Feder Interesse zeigte, so bot ich ihm den Verlag dieses Werkes an, das unter dem Titel „Die Lügen unserer Sozialdemokratie" erscheinen sollte. Wenige Tage vor Empfang des zuletzt erwähnten Schreibens aus Friedrichsruh, als ich gegen Ende Mai zum Delegiertentag der nationalliberalen Partei in Berlin war, kam der Vertrag mit Hinstorffs Verlag telegraphisch zum Abschluß. Die letzten Abschnitte des Werkes schrieb ich noch in meiner Sommerfrische in Rheinfelden. Aber schon Ende August 1891 konnte das Werkchen erscheinen.

Es trug als Motto die Worte einer Reichstagsrede des Herrn Liebknecht (Stenogr. Berichte des Deutschen Reichstages 1875/76 S. 1087 Spalte 1): „Zeigt man uns, daß die tatsächlichen Verhältnisse anders sind, als wir sie schildern, dann ist die Sozialdemokratie nichts, dann sind wir die Lügner, die Betrüger, als welche man uns hinstellt", und zerfiel in folgende Hauptabschnitte: „Die Lügen unserer Sozialdemokratie. Entwickelung der Partei und ihrer Lehre von 1863 bis 1891. Die kommunistische Zukunftsgesellschaft. Die Vaterlandsliebe unserer Sozialdemokratie. Ihr gesetzlicher Sinn („Wir wollen keine Revolution"). Ihre Religion. Ihre Arbeiterfreundlichkeit." Alle diese „Lügen" waren streng „nach amtlichen Quellen vorgetragen und widerlegt", in erster Linie an dem Wortlaut der Reden, Schriften und Geständnisse der roten Parteiführer.

Am 28. August 1891 schrieb ich an den Fürsten Bismarck aus Leipzig:

„Eurer Durchlaucht

überreiche ich anbei ehrerbietigst ein für Eure Durchlaucht auf besonderem Papier gedrucktes Exemplar meines Werkes

„Die Lügen unserer Sozialdemokratie"

mit der ergebenen Bitte, dasselbe geneigtest annehmen zu wollen als einen kleinen Beweis der alten unerschütterlichen Verehrung, mit welcher ich bin

Eurer Durchlaucht

treuergebenster

Dr. Hans Blum."

Meinem Werke war auf Wunsch des Vorsitzenden des nationalliberalen Vereins für Sachsen, Justizrat Dr. Gensel, die neuerdings von mir redigierte Vereinskorrespondenz beigefügt, in der eine namenlose Schrift unseres Vereins-Geschäftsführers Seifert über die Getreidezölle angezeigt, auch die Schrift Seiferts selbst enthalten war. In der Vereinskorrespondenz war ich als deren Redakteur ausdrücklich benannt.

Darauf erhielt ich mit Poststempel „Varzin, Reg.-Bez. Coeslin, 10./9. 8-12 N.", der Umschlag in der Handschrift Dr. Chrysanders, der Brief mit Bismarcks eigenhändiger Unterschrift, folgende Antwort:

Varzin, den 9. September 1891.

„Ihre Schrift gegen die Sozialdemokratie lese ich mit großem Interesse und freue mich Ihrer treffenden Worte.

Ich zweifle nicht, daß ich ein gleiches Vergnügen an Ihren Darlegungen über die Getreidezölle haben würde, wenn Sie mit der Lage unserer Landwirtschaft aus eigner Erfahrung vertraut wären.

v. Bismarck."

Ich erwiderte darauf aus Leipzig am 12. September 1891:

„Eurer Durchlaucht

danke ich ehrerbietigst und herzlichst für die überaus wohltuenden Worte der Anerkennung Eurer Durchlaucht bezüglich meiner Schrift gegen die Sozialdemokratie.

Der erste historische Irrtum dagegen, welchen ich Eurer Durchlaucht nachzuweisen vermag, ist der, daß die Schrift über die Getreidezölle nicht von mir sei. Sie ist von dem Geschäftsführer des nationalliberalen Vereins für das Königreich Sachsen, Herrn A. Seifert hier, und ich hatte sie nur in Stellvertretung unseres verreisten Vorsitzenden, Herrn Dr. Gensel, in unserer Vereinskorrespondenz anzuzeigen, was ich getan habe, ohne in der Sache ein eigenes Urteil auszusprechen, da mir eben, wie Eure Durchlaucht zutreffend bemerken, die Fühlung mit der Landwirtschaft fehlt.

In steter innigster Verehrung Eurer Durchlaucht

treuergebenster

Dr. Hans Blum."

Konrad Ferdinand Meyer hatte mir schon am 18. Mai 1891 in dem Briefe, in dem er mir für die ihm gesandte Buchausgabe meines „Kanzlers von Florenz" dankte, wieder ein herrliches Zeugnis seiner treudeutschen Gesinnung gegeben in den Worten:

„Wenn der Kaiser, — wie die Zeitungen erzählten, — gegen die Erteilung des Schillerpreises an die Ebner und mich, als Nichtdeutsche, protestiert hat, vergaß er, daß das Hochhalten deutscher Gesinnung außerhalb des Reichs oft schwerer und verdienstlicher ist als innerhalb. Übrigens hat dieser Zwischenfall meine Sympathie für den jungen Herrscher nicht im mindesten verringert. — Herzlich und dankbar Ihr K. F. M."

Ich sandte ihm nun schon Anfang Juni 1891 die in der Magdeburgischen Zeitung erschienenen Teile meines späteren Werkes, „Die Lügen unserer Sozialdemokratie". Darauf schrieb er mir am 8. Juni:

„Ihr neuestes Werk, teurer Herr, interessiert mich höchlich. Es wird eingreifen und Ihnen Freunde und Feinde genug machen. Lesen werde ich es sicherlich, denn es betrifft ja die Hauptfrage der Zeit."

Am 11. August 1891 schrieb er mir, nach Empfang des fertigen Werkes, aus Kilchberg die Postkarte:

„Teurer Herr, Ihr flammendes Buch erhalte ich eben und werde es sehr aufmerksam lesen und prüfen zu meiner eigenen Orientierung. Mutig ist der Schritt jedenfalls."

Die ganze Restauflage dieses Werkes hat übrigens im Jahre 1906 der „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie" zu sehr billigem Massenvertrieb angekauft.

Im Sommer 1891 brachte ich mit allen meinen Lieben wieder herrliche Wochen in Rheinfelden und Spiez zu, und ich malte in Spiez viel, namentlich ein sehr großes Bild der ganzen schönen Landschaft, die man vom Spiezerberg aus genießt, vom hohen Niesen zur Rechten an bis zum Beatenberg und Sigriswyler Rothorn zur Linken, in der linken Hälfte auch den ganzen Thunersee bis Interlaken. Im Hintergrund die gesamte Alpenkette: Wetterhorn, Schreckhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, Blümelisalp, Altels, Rinderhorn, mit den Vorbergen: Faulhorn, Schynige Platte, Abendberg, Sulegg, Morgenberghorn, Dreispitz, Aermighorn, Gerihorn. Vor diesen die Höhe

von Aeschi mit Kirche und Kurhäusern. Näher im Mittelgrund und mehr am rechten Bildrand vor dem Niesen und Hondrich den oberen Teil von Spiez, Bahnhof, Bahnhofsrestauration, weiter vorn Hotel Schonegg — unsern Stammgasthof im Sommer, — etwas links davon das Schlößchen, in dem damals der Bruder des Gasthofbesitzers zur Schonegg, Dr. med. Mützenberg, seine Kur- und Nervenheilanstalt, — namentlich für beginnende Geisteskranke, — eingerichtet hatte. Ziemlich im Vordergrund das Schloß, Pfarrhaus, die Kirche von Spiez und das Hotel Spiezerhof am Dampfschifflandeplatz. Das Bild war so groß, daß ich die Leinwand mit Malzwecken auf ein großes Kistenbrett hatte aufstecken müssen, das ich an zwei Achselriemen auf dem Rücken immer durch das ganze Dorf tragen mußte, wenn ich zu meiner Malstelle oder von dieser zum Hotel Schonegg zurück ging. Da standen dann die biedern Bauern von Spiez an meinem Wege, deuteten schlau lächelnd auf das große Brett und unfertige Bild auf meinem Rücken und auf mich selbst und riefen sich — in Berndeutscher Mundart, — die ich „Fremder" vermeintlich doch nicht verstand, — ziemlich laut zu: „Das ist dann der größte Löl" (Narr) „vom Doktor Mützenberg dort oben!"

Ein ebenso lustiges Abenteuer beim Malen hatte ich, als ich etwa zur nämlichen Zeit, ein Stündchen von Spiez entfernt, im Luftkurort Dorf Aeschi den Alpenhintergrund, die steilen Vorberge, und die Kirche, die alten Bäume und Grabkreuze des ehemaligen Kirchhofes im Vordergrund, bei fast alpenglühender Spätnachmittagsbeleuchtung malte. Das Bild war etwas größer als meine Malschachtel, auf einem Malbrett aufgespannt. Ich mußte es daher, als es eben fertig geworden und daher noch ganz farbennaß war, auf einen Stuhl neben mich stellen, als ich an dem sehr heißen Nachmittag in einem einfachen Wirtshaus des Dorfes einkehrte, um vor meinem Rückmarsch nach Spiez noch ein Glas Bier zu trinken. Die kleine Gaststube war nur mit Dorfleuten, Kutschern, Bauern usw. besetzt. Ich sprach mit dem Wirt Berndeutsch. Sowie die schlichten Gäste mein Bild sahen, traten sie nahe an dasselbe heran, und äußerten ihre Freude über die naturtreue Wiedergabe ihrer Alpenherrlichkeit und ihres Dörfchens in rotgoldiger Abendsonne. Einer von ihnen aber blieb stehen, als die andern ihre Schoppen weiter tranken und sagte mir auf Berndeutsch: „Ich bin so zu sagen (!) der Kunsthändler hier am Ort und habe ein so schönes kleines Bild vom Schloß Chillon

am Genfer See mit der Dent-du-midi im Hintergrunde. Das hätte ich schon manchmal können verkaufen für zwanzig Franken und mehr — denken Sie! — wenn nicht die Wurzeln und Äste der Bäume gebrochen und fast zerstört wären, die über die Mauern des Schlosses nach dem See hinunterhängen!" — „Diese Schäden an Ihrem Bilde kommen von zu früher Firnißierung desselben", belehrte ich den „so zu sagen Kunsthändler des Ortes", auch auf Berndeutsch, fuhr aber trostreich fort: „Sehen Sie hier auf meinem Bilde habe ich heute die Bäume des alten Kirchhofes auch mit ihren Ästen und Wurzeln gemalt, die gewiß fast dieselbe Farbe haben, wie die geborstenen auf Ihrem Bilde?" — „Ja genau dieselbe Farbe!" rief er gespannt. — „Gut, lieber Mann, die Farben mit denen ich die Blätter, Äste und Wurzeln der Bäume gemalt, habe ich noch ganz frisch auf meiner Palette. Bringen Sie mir also gleich einmal Ihr Bild. Ich glaube, ich werde es mit diesen frischen Farben in sehr kurzer Zeit wieder so herstellen können, daß es verkäuflich ist."

Freudestrahlend eilte der Mann über das Dorfsträßchen in seine Kunsthandlung und brachte das Bild. Ich machte mich sofort an meine Arbeit und war nach etwa zwanzig Minuten damit fertig, stellte das Bildchen aufrecht in gute Beleuchtung und rief dessen Besitzer wieder herbei, um zu hören, wie es ihm jetzt gefalle. — „O, ist das schön, viel schöner als es je gewesen ist!" rief er begeistert, die Hände zusammenschlagend. „Und was bin ich nun schuldig?" — „Nichts, Herr", entgegnete ich abweisend. „Ich nehme nichts und darf auch nichts nehmen." — „Wieso, nichts nehmen, Sie sind doch Maler?!" — „Nein, ich bin Fürsprech" (Rechtsanwalt). — „Fürsprech?! — Wo sind Sie denn Fürsprech?" — „In Deutschland." — „Ja, malen denn bei Euch die Fürsprech?" (Rechtsanwälte). — „Ja, — aber nur mit Wasserfarben!" erwiderte ich, nur mit Mühe ernst bleibend und erscheinend. Ich glaube aber nicht, daß der „Kunsthändler" von Aeschi je den Versuch gemacht hat, sich Wasserfarbenbilder von deutschen Anwälten kommen zu lassen. In Spiez lachten die Meinen und das ganze Hotel Schonegg aufs fröhlichste, als sie von diesen lustigen Malabenteuern erfuhren.

Konrad Ferdinand Meyer schrieb mir am 2. August 1891 aus Schloß Steinegg auf einer Postkarte die liebenswürdigen Zeilen nach Spiez:

„Teurer Herr, ich sende Ihnen einen Sommergruß nach dem schönen Spiez aus meiner einsamen, aber sehr modernisierten Burg, die weit umschaut und zugleich am Rand des Waldes liegt. Von den 12 Kapiteln meiner Novelle" (Angela Borgia) „sind elfe diktiert und ich beschäftige mich mit dem Schluß. Eine Arbeit! Am 20. muß ich wieder in Zürich (i. e. Kilchberg) sein, kann dann aber im September noch für eine Woche in die Berge. Herzlich Ihr K. F. M."

Ahnungslos gingen wir bei unserer Rückkehr nach Leipzig dem schwersten Herzeleid entgegen! Denn unser lieber, immer etwas schwacher, nun achtzehnjähriger Sohn Walter erkrankte hier bald nach unserer Heimkehr an einem schweren Typhus und starb, trotz der sorgsamsten ärztlichen und häuslichen Pflege, am 28. September 1891! Unser Schmerz war unbeschreiblich tief und schwer; ergreifend die Mittrauer unserer Angehörigen und Freunde nah und fern. So erwiderte der edle Dichter Konrad Ferdinand Meyer unsere Traueranzeige schon am 29. September mit den liebevollen Worten:

„Verehrter, lieber Herr,
wir sind ganz bestürzt von der Trauerbotschaft. Möge Ihnen und den Ihrigen Gott Kraft geben, den schweren Verlust zu ertragen! Unsrer wärmsten Teilnahme seien Sie gewiß!
Konrad und Louise Meyer-Ziegler."

Am 8. Oktober schrieb er auf einer Postkarte:

„Teurer Herr, ich danke Ihnen für den ausführlichen Bericht über Ihren Verlust, den ich mit warmem Anteil gelesen habe. Ihr K. F. M."

Und zum Jahresschlusse, mit Poststempel vom 22. Dezember, schrieb er mir folgende, uns natürlich tiefbewegende Postkarte aus Kilchberg:

„Meinem l., verehrten Hans Blum, der ein schweres Jahr beendigt, sende ich noch einmal meine besten Wünsche für 1892 mit meinem Danke für seine Treue."

Zur Erhebung aus meinem tiefen Schmerz ward mir aber namentlich eine außerordentlich rege politische Tätigkeit gerade jetzt beschieden. Denn nach dem Erscheinen meines Werkes „Die Lügen unserer Sozialdemokratie" wurde ich von allen Seiten, namentlich von den Vorständen gutgesinnter Arbeitervereine, dringend ersucht, über und gegen die Sozialdemokratie Vorträge zu halten. Ich tat das um so lieber, als diese Vorträge in neuer

Umgebung, vor vaterländisch begeisterten jungen und älteren Arbeitern und Bürgern und an fremden Orten mich mehr von meinem Schmerz abzogen, als das einsame Schaffen an der Studierlampe daheim. Ich sprach also noch im Oktober 1891 über und gegen die Sozialdemokratie in Eisenach vor der gesamtdeutschen Versammlung der Nationalliberalen, in Erfurt gerade während der dortigen Tagung des sozialdemokratischen Jahreskongresses, in Worms a. Rh. im Winter 1891/92, dann noch in Aschersleben, Halberstadt, Wernigerode, Quedlinburg, Dessau, Blankenburg (Harz), in der Umgebung von Magdeburg (Seehausen usw.), Wilkau in Sachsen usw. Und zwar sprach ich an diesen Orten meist mehrmals, da ich im Winter 1891/92 der interessanten Aufgabe nachging, die Übereinstimmung des neuesten (Erfurter) Programms unserer Sozialdemokratie (von 1891) mit den Grundsätzen der Jakobiner und Schreckensmänner der ersten französischen Revolution nachzuweisen. Diese Arbeit erschien dann im Frühjahr 1893 auch als Broschüre im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in München unter dem Titel: „Unsere Sozialdemokratie im Spiegel der ersten französischen Revolution." Im Winter 1891/92 arbeitete ich aber auch mehrere Leitartikel und Vorträge aus über den Nutzen und die Nachteile, welche die unter dem „neuen Kurs" seit 1890 erlassenen Arbeiterschutzgesetze gebracht hätten und in sich trugen. Ihnen gegenüber wurde die gewaltige Sozialpolitik Bismarcks gebührend gewürdigt, von welcher der italienische Finanzminister Luzzati schon 1889 auf dem internationalen volkswirtschaftlichen Kongreß in Paris (französisch) wörtlich gesagt hatte: „Es ist ein riesenhaftes Werk, geschmiedet mit dem Hammer eines sozialen Cyklopen!"

Kolossal und für mich meist sehr ergötzlich war die Wut der sozialdemokratischen Partei und Presse über meine gegen diese vaterlandslose Umsturzpartei gerichteten Schriften, Reden und Vorträge. Fortwährend strotzte die rote Presse von den gröbsten Beleidigungen und Verleumdungen gegen mich. Meine Schrift „Die Lügen unserer Sozialdemokratie" z. B. zitierte die rote Presse, vermeintlich unstrafbar, immer nur als: „Die Lügen von Hans Blum". Anfangs hatte ich über diese Pöbeleien nur gelacht. Aber seit Jahren schon hatte ich jede schwere Beleidigung und Verleumdung dieser Art mit Strafanzeigen ver-

folgt, grundsätzlich, um die Sozialdemokratie auch vor Gericht ihrer „Lügen" zu überführen, die Schuldigen gehörig abzustrafen und zur Veröffentlichung der ihnen auch moralisch sehr unbequemen Strafurteile in ihren Blättern zu nötigen. Ganz besonders schmerzlich aber empfanden die roten Parteikassen, daß ich bei jeder dieser Strafklagen auch eine „Privatbuße" forderte und meist auch erlangte, die der § 188 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs ja bis zur Höhe von 6000 Mark zuläßt, „wenn die Beleidigung nachteilige Folgen für die Vermögensverhältnisse, den Erwerb oder das Fortkommen des Beleidigten mit sich bringt." Ich sammelte diese Privatbußen, ohne daraus jemals für mich selbst etwas zu entnehmen, zu einem Wohltätigkeitsfonds, aus dem ich zu meiner großen Freude dreimal je hundert Mark für abgebrannte Berner Orte, im hinteren Simmental, Meiringen und für ein zum Pfarrbezirk meines Freundes Albert Schorer in Oberwyl bei Büren auf dem Bucheggberg gehöriges Dörfchen schicken konnte. Die Sammlungen für das zuerst abgebrannte Dorf im hinteren Simmental vereinnahmte mein alter Berner Gymnasialfreund Regierungsrat v. Steiger in Bern. Und er schrieb mir mit herzlichem Dank für meine Spende die köstlichen Worte: „Besonders hat mich gefreut, daß die sozialdemokratischen Giftsch.... er diesen Betrag haben schwitzen müssen." Auch sonst konnte ich in Deutschland und der Schweiz aus diesem Fonds viel Gutes tun, namentlich an einem herzkranken Landschafts-Gebirgsmaler in Leipzig, dessen Frau und Kinder zu unserer reformierten Gemeinde gehörten, und dessen sorgenvolles Schicksal ich dadurch erfahren hatte. Ich überließ ihm zuerst meine Alpenbilder unentgeltlich zum Kopieren, wodurch er sich und den Seinen gute, sichere Einnahmen schuf. Als er aber einmal, nach Ausspruch seines Arztes, soweit erstarkt war, daß er eine Gebirgsreise zur Aufnahme eigener Alpenstudien machen konnte, zahlte ich ihm aus meinem roten Wohltätigkeitsfonds gegen fünfhundert Mark für die Reise und den Unterhalt der Seinen und schrieb ihm die Schweizer Reiseroute an milde, schöne Punkte auf, empfahl ihn auch überall schriftlich an die dortigen Gastwirte. Von dieser Reise brachte er viele Studien und erneute Schaffenskraft mit, verfiel einige Jahre später aber wieder in Siechtum. Doch als sein Arzt meinte, daß er im nächsten Spätfrühjahr wieder ins Gebirge reisen könne, brachte ich ihm aus meinem roten Wohltätigkeitsfonds fast 1000 Mk., zu denen auch meine nächsten refor-

mierten Nachbarn in Leipzig-Plagwitz einige Beiträge geleistet hatten. Leider sollte der Arme aber wenige Wochen darauf sterben. Doch kam nun dieser Betrag seinen Hinterlassenen zu Gute.

Gegen Ende des Jahres 1891 ließ mir Konrad Ferdinand Meyer mit freundlichen Zeilen vom 2. Dezember die Buchausgabe seiner „Angela Borgia" durch seinen Leipziger Verleger Hässel zugehen. Den Abdruck der Novelle in der „Deutschen Rundschau" hatte er mir schon am 1. November gesandt.

Drittes Kapitel.

Das Jahr 1892. Neue fertige Werke und K. F. Meyer darüber. Persönliches. Plan meiner geschichtlichen Werke. Reise zum Fürsten Bismarck nach Varzin.

Im Jahr 1892 erschien zunächst ein Band Novellen von mir im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin, unter dem Titel: „Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben." Das Werk enthielt drei Novellen, als erste „Der Versuchsballon. Wahre Geschichte aus der Schweiz nach dem deutsch-französischen Kriege." Es war natürlich der köstliche Vorfall, den uns im Sommer 1887 auf der Engstlenalp der Großkaufmann aus Aarau aus seinem eigenen Leben erzählt hatte (s. o. Bd. II, S. 93 flg.). — Den Stoff zu der zweiten, größten Novelle des Werkes: „Der arme Rentner. Nach den Akten erzählt", dankte ich der Güte eines Gerichtspräsidenten in einer kleinstaatlichen Residenz, wo ich Vorträge gehalten hatte. Er ließ mich die ergreifende Familientragödie die ich schilderte — Gattenmord — aus den Akten selbst erkennen und war schon vor dem Erscheinen meines Werkes Senatspräsident an einem preußischen Oberlandesgericht geworden. — Der Stoff zu der dritten Novelle des Werkes endlich: „Das Patrimonium Petri. Eine feudale Humoreske aus dem Bewegungsjahre 1849", war mir gleichfalls auf einer meiner Vortragsreisen zugeflossen, im sächsischen Vogtland, aus dem Munde des größten Fabrikbesitzers der Stadt, der in der sehr lustigen Geschichte eine nicht unwesentliche Rolle mit spielte. Die

erste Novelle dieses Werkes, „Der Versuchsballon", war schon im Herbst 1889 in „Westermanns Monatsheften" erschienen, und ich hatte Konrad Ferdinand Meyer einen Abdruck geschickt. Darauf sandte er mir am 7. Dezember 1889 eine Postkarte mit den Worten:

„Ballon d'essai hat mir ungemein gefallen, besonders durch sein kluges Maßhalten." (Folgen nun Einzelheiten der Erzählung, die er „reizend" findet.) „Sie besitzen Humor, Beobachtung und Ihre kostbare juristische Verstandesschärfe .... Ihre Stärke scheint mir im Genre zu liegen, und gerade dieses läßt sich ins Unendliche vervollkommnen. Herzlich K. F. M."

Schon seit 1889 hatte ich mich mit dem Plan getragen, einen „sozialen Roman aus der Gegenwart" zu schreiben, dem ich den Titel „Juvalta" geben wollte. Juvalta ist ein graubündnischer Name und bedeutet etwa „Freue dich des Hohen, Erhabenen!" Diesen herrlichen unbeugsamen Idealismus sollte vertreten mein lieber Freund Langhans unter dem Namen „Professor Anderegg in Zürich", der ein vermeintlich elternloses kleines Mädchen an Kindesstatt annimmt, aufzieht und es „Juvalta" nennt; er redet auch in ergreifenden Worten, die ich gedruckten Vorträgen und Schriften des Freundes Langhans entnehmen wollte. In Wahrheit freilich ist die kleine „Juvalta" die Tochter eines reichen deutschen Bankiers (dessen Schicksal ich als sein Anwalt erfahren hatte, und den ich im Roman mit anderem Namen in eine süddeutsche Heimat versetze). Diesem Bankier war das Töchterchen mit einem etwas älteren Söhnchen von der untreuen Gattin entführt worden, als diese mit ihrem Liebhaber durchging, und sie alle sollten in einem See ertrunken sein. Ich verlege den Schauplatz dieses angeblichen Trauerspiels an den Thuner See, lasse Spiez und das Hotel Schonegg eine große Rolle in dem Roman spielen und auch Professor Anderegg aus Zürich erhält von mir ein Schlößchen am Thuner See. Der entführte Bankierssohn fällt in die Hände eines Adoptivvaters, der Sozialistenführer ist und den von ihm „Hannibal" genannten Kleinen auch so erzieht. Aber „Hannibal" wird zum Schlusse gründlich kuriert, der Bankier findet in ihm und Juvalta seine eigenen Kinder wieder, Professor Anderegg tröstet sich über das Ende seiner Vaterschaft mit der „Freude am Hohen, Erhabenen", da „Juvalta" den ihm gleichgesinnten jungen Helden des Romans zum Gatten erwählt. Und die verbrecherische Gattin des Bankiers erleidet samt ihrem Galan die verdiente Strafe.

Von diesem Plan gab ich in den Hauptumrissen Konrad Ferdinand Meyer schon im Oktober 1889 Kenntnis. Darauf antwortete er mir in einer Postkarte vom 12. Oktober u. a.: „Begierig bin ich auf Ihren Zeitroman, von dem ich viel erwarte.“ Und am 26. April 1890 schrieb er weiter darüber aus eigenem Antrieb. „Nicht lebhaft genug kann ich mich mit Ihrem Projekt eines Zeitromans — und zwar je näher der Gegenwart, desto besser — einverstanden erklären. Das ist entschieden Ihr Feld und kann, bei Ihren scharfen Augen und Ihren Erfahrungen, höchst wertvoll werden.“ Im September 1891 war mein Roman „Juvalta“ zunächst im Feuilleton der „Magdeburgischen Zeitung“ erschienen, dessen Abdruck ich Meyer sandte. Darauf antwortete er mir am 8. Oktober: „Juvalta“ habe ich erhalten und werde Ihrer Erzählung, die mich durch Aktualität und Lokalfarbe interessiert, aufmerksam folgen; nur, natürlich, geben Sie mir Zeit. Ihr Cfm.“ Am 2. Dezember ließ er noch die Postkarte folgen: „Ihre Erzählung hatte ich in den mir gütigst übersandten Zeitungsausschnitten zur Hälfte und mit viel Interesse gelesen, als mich ein Rheuma in den Augen zur Abstinenz in der Lektüre zwang.“ Dieses Augenleiden und eine damit verbundene schwere Verdüsterung seines edeln Gemütes nahm dann stetig zu, so daß er mir schon am 6. Januar 1892 den letzten größeren Brief schrieb, und die ihm gesandte fertige Buchausgabe meiner „Juvalta“ nicht mehr lesen konnte, die im Frühling 1892 in zwei Bänden im Verlag von Gebrüder Pätel in Berlin erschien.

Am 23. März 1892 feierten wir in unserm Hause in Leipzig-Plagwitz die Hochzeit unserer Tochter Gertrud mit Hermann Costenoble, dessen Eltern, Brüder und Schwester auch unsere Gäste waren. Das junge Paar reiste zu dauerndem Aufenthalt nach Rheinfelden, wo Hermann die Leitung unserer Tabakfabrik übernahm.

Im Sommer dieses Jahres reisten wir wieder nach Spiez am Thuner See, wohin auch das junge Paar kam. Von Kandersteg aus, wohin wir zu Wagen fuhren und wieder zurück, stiegen wir zum Öschinensee hinauf, in den die Gletscherzüge der Blümlisalp hineinragen. Ich war dort oben mit dem Wirt und seinen Buben schon ganz vertraut geworden, als der Wirt nur noch Senn da oben war, so daß er, seitdem er Wirt geworden, so oft ich wieder hinauf kam, zu seinen andern Gästen sagte: „Ich

muß Euch jetzt verlassen, der Hans Blum ist da." Einmal raunte er mir bei diesen traulichen berndeutschen Gesprächen zu: „Sehen Sie den feinen Herrn da oben auf der Laube — das ist der christkatholische Bischof der Schweiz Herzog." Ich war sehr erfreut, den verehrten Oberhirten der Schweizer Altkatholiken hier zu sehen, und stellte mich ihm bei der ersten Gelegenheit vor, in der Meinung, ich werde ihm ganz unbekannt sein. Da sprach er aber mit großer Wärme von meinem Werk „Hallwyl und Bubenberg", und seither haben wir uns öfter einmal geschrieben und uns mehrmals wiedergesehen, was mir immer sehr erfreulich war.

Von Spiez kehrten wir noch einige Zeit nach Rheinfelden, dann nach Leipzig zurück. Zum Geburtstag des Fürsten Bismarck hatte ich ihm vor dem 1. April 1892 geschrieben:

„Euerer Durchlaucht

überreiche beigehend in tiefster Ehrfurcht ich mein Büchlein „Auf dunkeln Pfaden" mit der Bitte, es gütig annehmen zu wollen. Die kleinen lustigen und vollkommen wahren Erzählungen „Der Versuchsballon" und „Das Patrimonium Petri" verschaffen Euerer Durchlaucht vielleicht beim Vorlesen im Familienkreise eine heitere frohe Stunde. Dann wäre ich glücklich, sie geschrieben zu haben.

Bei dem Herannahen des Geburtstages Euerer Durchlaucht erlaube ich mir auch diesmal, die innigsten Segens- und Glückwünsche darzubringen.

Mir ist die Ehre zuteil geworden, am 31. d. M. (März) in Magdeburg und am 1. April in Dresden vor Tausenden dankbarer Verehrer Euerer Durchlaucht die Festrede halten zu dürfen.

Vielleicht aber interessiert Euere Durchlaucht noch mehr ein Zug köstlicher Einfalt und Treue. Der mir völlig unbekannte Wirt „Zum Wurzelberg" im schönen Schwarzatal in Thüringen schrieb mir nämlich vor einigen Tagen: er habe mich am 1. April 1891 hier in Leipzig von Euerer Durchlaucht reden hören und ersuche mich daher, ihm eine Rede aufzuschreiben, welche er in Katzhütte am 1. April d. J. zu Ehren Euerer Durchlaucht halten wolle!

In herzlichster Verehrung

Euerer Durchlaucht

stets dankbar ergenster

Dr. Hans Blum."

Darauf erhielt ich mit Poststempel „Friedrichsruh, 6. 4. 92. 8—12 N.“ und der Schrift Dr. Chrysanders auf dem Umschlage folgende Antwort in des Fürsten eigenen Schriftzügen:

„Friedrichsruh, 6. April 1892.

Für Ihre freundlichen Wünsche und das damit verbundene Geschenk zu meinem Geburtstage bitte ich meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.“

Dieses freundliche Schreiben brachte bei mir einen schon lange gehegten großen Plan zur ersten Ausführung. Je unfähiger sich nämlich bisher der neue Kurs unter Leitung des neuen Reichskanzlers Grafen Caprivi gezeigt hatte, das köstliche Bauwerk der deutschen Einheit und Macht zu erhalten, das aus Bismarcks Werkstatt hervorgegangen war, geschweige denn es zu erweitern und verschönern, und je gehässiger er den Altreichskanzler verunglimpfte, wenn dieser seine bessere Einsicht nicht zurückhielt und sich nicht zum „toten Mann“ machen ließ, — man denke nur an die schmachvollen „Uriasbriefe“ Caprivis aus dem Sommer 1892, — um so mehr drängte es mich, dem deutschen Volke in allgemeinverständlicher und zugleich in fesselnd-begeisternder Darstellung eine völlig zuverlässige geschichtliche Schilderung der gewaltigen nationalen Politik und Erfolge Bismarcks, namentlich von 1867 an bis zu seinem Sturz zu bieten.

Die Ausführung dieses Planes begann ich mit der Überarbeitung der Abhandlungen, die ich einst von 1868—1871 über die Verhandlungen, Kämpfe und Erfolge des norddeutschen Reichstags und deutschen Zollparlaments, — beginnend mit dem konstituierenden Reichstag im Februar 1867 und abschließend mit dem Winterreichstag 1870, — für „Unsere Zeit“ von Brockhaus geschrieben hatte. Diesen Abhandlungen fügte ich hinzu meine 1870er Kriegsberichte aus Frankreich an das „Daheim“, die ich jetzt durch die Erzählung meiner 1870 naturgemäß verschwiegenen intimeren Begegnungen mit Bismarck und Moltke ergänzte. Dem Werke, das aus diesen Vorarbeiten hervorging, gab ich den Titel: „Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines Mitkämpfers aus den Jahren 1867—1870.“ Es erschien in stattlichen zwei Bänden im Frühjahr 1893 im Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Meine Geschichtserzählung, die Bismarcks nationale Politik dem deutschen Volke darstellen wollte, durfte aber selbstverständlich nicht mit dem Jahre 1871 abschließen, sondern mußte die ganze Zeit seines amtlichen Wirkens umfassen. Den ungeheuren geschichtlichen Stoff zu dieser Arbeit sammelte und durchforschte ich allmählich im Frühjahr und Sommer 1892. Dieses Werk, — einschließlich des 1893 bei Costenoble erschienenen, — plante ich anfangs in dem ungeteilten Gesamtumfang von vier Bänden.

Nach Bismarcks freundlicher Antwort auf meinen Glückwunschbrief zu seinem Geburtstag am 1. April 1892 faßte ich den Mut, ihn um seine außerordentlich wichtige persönliche Förderung meines Geschichtswerkes zu ersuchen. Ich wartete nur ab, bis er von seiner Triumphreise nach Wien zur Hochzeit seines Sohnes Herbert und von da in einem noch großartigeren Triumphzug über München, Kissingen, Jena zunächst nach Schönhausen zurückgekehrt war, von wo er bald nach Varzin weiterreiste. Da richtete ich am 4. August 1892 an den Fürsten Bismarck folgendes Schreiben aus Leipzig:

„Euerer Durchlaucht

wage ich die ehrerbietige Bitte vorzutragen, mir vergönnen zu wollen, daß ich Euer Durchlaucht am 26. oder 28. September d. J. besuchen darf. Am 25. September wird der hochverehrte Führer unserer sächsischen Nationalliberalen, Herr Professor Dr. Karl Biedermann, achtzig Jahre alt," — Bismarck sandte ihm am 25. September ein herzliches Glückwunsch-Telegramm, — „und da möchte ich im Freundeskreise hier nicht fehlen. Am 27. vormittags habe ich eine wichtige Anwaltspflicht in Berlin zu erfüllen. Ich würde also, da ich sehr schwer aus meinem Beruf von hier abkomme, Euere Durchlaucht am leichtesten am 26. oder 28. September besuchen können.

Der Hauptgrund meiner großen Bitte ist der, daß ich mich entschlossen habe, angesichts der dringenden Gefahr, welche der neue Kurs unserem Volke in der Richtung eines überwiegenden Einflusses der ultramontan-feudalen Partei eröffnet, die politische Geschichte Deutschlands von 1867–1892 (mit Ausnahme der Kriegsereignisse) zu schreiben, etwa unter dem Titel: „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Kämpfe", als Volksbuch, in großer Auflage, in lebendiger, warmer

Sprache, aber streng auf amtlichen Quellen fußend, und vorwiegend zu dem Zwecke, um allen Deutschen die furchtbare Gefahr deutlich zu machen, welche ein vorwiegend ultramontaner Kurs unserem Vaterlande brächte, und um die gewaltigen Leistungen Euerer Durchlaucht während dieses Vierteljahrhunderts in das rechte Licht zu setzen.

Das Werk ist in vier Bänden gedacht. Band I, 1867—1870 (Dezember) ist druckreif." Damals war mein Vertrag mit Costenoble in Jena noch nicht abgeschlossen. „Band II (1871 bis Ende 1878) soll noch vor Weihnachten" (1892) „ausgegeben werden" — nach meinem damaligen Plan. „Band III soll bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. führen, Band IV bis zur Gegenwart.

Für ein Volksbuch genügen die von Euerer Durchlaucht mit so großer Offenheit bis zu Ihrem Rücktritte dargelegten Quellen unserer rühmlichen Tage. Aber wo mir in der Folge meiner Arbeit doch irgend ein Zweifel beikäme, möchte ich Euere Durchlaucht ehrerbietig bitten, eine Frage an Herrn Dr. Chrysander richten und durch ihn gleichsam eine „authentische Interpretation" dieser zweifelhaften Stelle unserer Geschichte von Euerer Durchlaucht erhalten zu dürfen.

Natürlich würde auch mein Herz laut jubeln, wenn Euer Durchlaucht gestatten wollten, Sie nach langen Jahren wiedersehen zu dürfen; und in der gleichen Stimmung befindet sich mein verehrter Freund und Villennachbar, Herr Kaufmann Georg Roediger (Inhaber eines großen Wollgeschäftes), der Vetter des ehrwürdigen verstorbenen Justizrat Jucho in Frankfurt a. M., weiland Mitglied des Frankfurter Parlamentes, der Euerer Durchlaucht die Urschrift der Frankfurter Reichsverfassung" (von 1848/49) „1867 übersandte, nachdem er sie treulich seit 1849 in seinem Schrein verwahrt hatte. Ich wage also noch die große und herzliche Bitte, Herrn Roediger mitbringen zu dürfen.

In aufrichtigster Ehrerbietung
Euerer Durchlaucht
stets treu ergebenster
Dr. Hans Blum."

Obwohl Fürst Bismarck bei Empfang dieses Briefes sich schon auf der Abreise von Schönhausen (über Berlin) nach Varzin befand, so ließ er mir doch schon unterwegs, von seinem

kurzen Aufenthalte bei seinem ältern Bruder Bernhard in Külz aus, durch Herrn Dr. Chrysander folgende Antwort zugehen:

„Külz b. Naugard i. Pommern, 7. Aug. 1892.

„Euer Hochwohlgeboren

Schreiben vom 4. ds. hat Fürst Bismarck gern erhalten und wird erfreut sein, wenn Sie und Herr Roediger ihn mit Ihrem Besuche beehren wollen. Zu der von Ihnen angegebenen Zeit, 26.—28. September, wird Seine Durchlaucht voraussichtlich in Varzin sein; im Falle die Reise dorthin zu beschwerlich und zeitraubend ist, empfiehlt sich vielleicht einiger Wochen Aufschub in Friedrichsruh, wohin der Fürst im November spätestens zurückzukehren gedenkt. Ihr Besuch wird Seiner Durchlaucht jeden Orts angenehm sein," — die Worte sind im Originalbrief unterstrichen, — „und bitte ich nur um kurze Benachrichtigung vorher, damit ein Wagen an der Station — Hammermühle — zur Stelle ist.

In ausgezeichneter Hochachtung
ergeben
Chrysander."

Nach Empfang dieser überaus freundlichen Zusage verschob ich meine Reise zu Bismarck doch bis Ende Oktober 1892, hauptsächlich deshalb, weil ich tunlichst schon einen Verleger für mein dem Fürsten in den Planumrissen angezeigtes geschichtliches Werk haben wollte, ehe ich in Varzin oder Friedrichsruh erschien. Und das gelang auch, indem, — wie bereits berichtet ist, — der Verlag von Hermann Costenoble in Jena die Herausgabe der zwei Bände „Auf dem Wege zur deutschen Einheit" übernahm, die von 1867 bis Ende 1870 reichen sollten, das Bibliographische Institut von Meyer in Leipzig dagegen meine Darstellung der Zeitgeschichte von 1871 bis zur Gegenwart in einem großen stattlichen Bande unter dem Titel: „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks".

So schwer nun auch diese Verzögerung meiner Reise zu Bismarck meinem nach ihm sich sehnenden Herzen fiel, so hatte dieser Aufschub doch den großen Vorteil für mein Werk, daß ich schon vor meinem Besuche bei Bismarck für das Werk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" alle damals be-

kannten Quellen zur Geschichte des Deutschen Reiches im ersten Jahrzehnt nach 1871 durchforscht und ausgezogen, auch mein Werk bereits begonnen und etwa ein Viertel davon vollendet hatte. Ich arbeitete daran täglich von früh 1/2 6 Uhr und abends bis zehn Uhr, da der Tag meinen Anwaltsgeschäften gehörte; arbeitete so auch den ganzen Winter 1892/1893 hindurch und im Frühjahr 1893 weiter, bis das große Werk fertig war.

Diese Verzögerung kam ferner auch zu statten einem seither, — schon vor 1900 verstorbenen, — wackeren Leipziger Amtsrichter, Dr. Kind, einem Nachkommen des Dichters des „Freischütz"-Textes. Denn als Dr. Kind bei dem Festmahl neben mir saß, das wir am 25. September 1892 unserem ehrwürdigen achtzigjährigen Führer Biedermann gaben, da beschwor mich Dr. Kind, auch ihm Zutritt beim Fürsten Bismarck zu verschaffen, ihn „mitzunehmen", wenn ich mit Herrn Roediger zum Altreichskanzler reise. Ich trug diese Bitte Herrn Dr. Chrysander brieflich vor und erhielt zustimmende Antwort. Hauptsächlich aus Rücksicht auf Dr. Kinds große und schwere Amtspflichten wurden nun für unsere gemeinsame Reise nach Varzin die Tage zu Ende Oktober 1892 bestimmt, von Sonnabend bis Montag oder Dienstag, und ich fragte bei Herrn Dr. Chrysander an, ob wir zu dieser Zeit dem Fürsten willkommen sein würden. Darauf erhielt ich am 21. Oktober nachmittags folgende Antwort:

„Varzin, 20. Okt. 92.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Auf Ihr freundliches Schreiben, das ich mit verbindlichstem Danke erhalten habe, beehre ich mich mitzuteilen, daß der Fürst Sie und die beiden genannten Herren am 30. oder 31. d. M. hier sehr gern empfangen wird. Die besten Zugsverbindungen sind:

a) über Stettin: morgens 8 Uhr 30 aus Berlin, 5 Uhr 26 nachmittags in Hammermühle.

b) über Schneidemühl: nachts 11 1/2 ab Berlin, Hammermühle an 12 Uhr 25 mittags.

In Hammermühle würde Sie ein Wagen erwarten, und bitte ich um gefällige kurze Benachrichtigung zuvor.

Kleidung: Überrock; jedenfalls kein Frack, sondern ganz zwanglos.

In ausgezeichnetster Hochachtung

Ihr ergebenster

Chrysander."

Dem freundlichen Briefschreiber zeigte ich umgehend unsere Ankunft für den 30. Oktober nachmittags in Hammermühle an und fragte ihn: in welchem Gasthof in Varzin oder Hammermühle wir Quartier bestellen könnten? Darauf antwortete er:

„Varzin, 24. Okt. 92.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich auf die freundliche Anfrage vom 22. mitzuteilen, daß in Hammermühle und in Varzin kein irgendwie empfehlenswerter Gasthof existiert und es vorausgesetzt worden war, daß Sie Seiner Durchlaucht Gäste auch für die Nacht sein würden." Die Worte sind von Dr. Chrysander unterstrichen. „Falls nicht anderweite Bestimmung von Ihnen getroffen wird, werden Sie am 30., Sonntag nachmittag 4 Uhr 26 in Hammermühle erwartet werden. Die Entfernung von dort hierher beträgt 4 Kilometer. Das Diner beginnt jetzt bereits um 6 Uhr. (Das Frühstück um 12 Uhr.)

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Chrysander."

Unsere Fahrt und unser Besuch beim Fürsten Bismarck gestaltete sich durch diese Botschaft für mich und meine Reisegefährten natürlich viel großartiger, als wir uns hatten träumen lassen. Wir sollten danach unter seinem Dache schlafen und einen ganzen Tag lang seine Gäste sein. Man kann sich denken, mit welchem Jubel diese Botschaft von uns begrüßt wurde!

In fröhlich-feierlicher Stimmung reisten wir also am Sonnabend den 29. Oktober 1892 mit dem Berliner Schnellzug nach 6 Uhr abends in Leipzig ab, trafen um 9 Uhr in Berlin ein und verbrachten hier einen vergnügten Abend mit meinem Freunde, dem Reichstagsabgeordneten Dr. Böttcher (Waldeck) u. a. Abgeordneten, schliefen dafür aber um so schlechter wegen des Umbauzustandes, in dem sich unser kleines Hotel in der Nähe des Stettiner Bahnhofs befand und wegen unsrer erwartungsvollen Erregung. Dr. Kind war zudem damals schon recht magenleidend und klagte, wie die Magenkranken immer tun, vielleicht noch mehr als er litt.

In glücklichst gehobener Stimmung traten wir am Sonntag den 30. Oktober früh morgens die Fahrt von Berlin über Stettin an, die uns, noch ehe der Tag sich

neigte, mit dem größten, uns teuersten Mann Deutschlands vereinigen sollte. Dieser Gedanke erfüllte und stärkte uns in solchem Maße, daß keiner von uns beklagte, an diesem Tage, bei den kurzen Aufenthalten unseres Schnellzuges unterwegs zur Essenszeit, nirgends warm speisen zu können. In Schlawe trafen wir pünktlich ein und benützten hier den längeren Aufenthalt, unsere äußere Erscheinung für das Diner in Varzin so schön als möglich zu gestalten. Das Toilettenzimmer des Bahnhofes huldigte aber, — wie ich, mit Seifenschaum bedeckt, dem Amtsrichter Dr. Kind, unter dessen unbehaglicher Zustimmung, heiter bemerkte, — noch rücksichtsloser dem Grundsatze der Öffentlichkeit des Verfahrens, als die deutsche Zivilprozeßordnung, so daß allen auf dem Bahnsteig versammelten Personen für ihren Bahnsteiggroschen auch noch der Hochgenuß zuteil ward, bei unserem Reinigungs- und Ankleidungswerk durch die Bahnsteigfenster lachend uns zuschauen zu können. Dabei erregte unter den uns anglotzenden Polaken offenbar hauptsächlich unsere ihnen ganz ungewöhnliche Seifenverschwendung die mitleidige Heiterkeit, mit der sie unsere Bestrebungen verfolgten.

Bei Abgang des Zuges in Schlawe stieg eine feine Dame in unsern Abteil, die mit sichtlichem Erstaunen zuhörte, daß wir dem Schaffner, unter Vorzeigung unserer Rückfahrkarten, Hammermühle als unser Reiseziel nannten. Als Herr Roediger ihr Erstaunen bemerkte, sah er sehr heiter aus, als denke er: „Aha, die merkt, wohin wir wollen, und beneidet uns am Ende gar. Wer sollte uns aber auch nicht beneiden!" Und dann flüsterte er mir leise zum hundertsten Male zu: „Das ist der schönste Tag meines Lebens!"

In Hammermühle hielten vor dem Stationsgebäude zwei Wagen des Fürsten Bismarck, ein vier- und ein zweisitziger, und ich wollte meinen Leipziger Reisegefährten schon den Vorschlag machen, die sechs Plätze unter uns Dreien zu verlosen, als der Lakai des Fürsten mich fragte: „Herr Dr. Blum?" — „Gewiß, der bin ich." — „Dann, bitte, wollen die drei Herren hier", — in den viersitzigen Wagen, — „einsteigen". — Nach der Bestimmung des anderen Wagens brauchten wir nicht zu fragen. Denn unsere Reisegenossin rauschte darauf zu, und der Lakai riß ihr den Schlag auf und verbeugte sich tief vor ihr. Dann fuhr ihr Wagen davon und der unsrige folgte dicht hinter ihm. Die Rosse griffen prachtvoll aus. In sausendem Trabe

flogen sie dahin. Der Mond jagte durch zerrissene Wolken und ließ erkennen, daß wir durch eine leicht gewellte, fast häuserlose Acker- und Wiesenlandschaft dahinjagten, waldigen Höhen entgegen, die man hier in der norddeutschen Tiefebene schon fast Berge nennen konnte.

Wir sprachen wenig. Denn Jedem von uns klopfte das Herz in freudig erregter Spannung. Jetzt zur Rechten und Linken Lichterschein aus Obstbaummatten, öfters auch dicht am Wege. Ein rauhes Pflaster unter den rollenden Rädern unseres Wagens und unter den Hufen der Pferde; blitzende Kieselsteinfunken beim Aufschlagen der Hufeisen. Dann heller Lichtschimmer links vor uns zur ebenen Erde und aus einem höheren Stockwerk. Plötzlich eine scharfe Kurve bei der Auffahrt, so daß wir die Lichtreihen jetzt zur Rechten hatten. Dann ebenso plötzlicher Halt, und die Stimme des Lakaien am geöffneten Wagenschlage: „Varzin!“

Viertes Kapitel.

Beim Fürsten Bismarck in Varzin. Am 30. Oktober 1892 abends.

Vor dem schlichten, einstöckigen, zweihundertjährigen Landhause in Varzin, das nur der Volksmund Bismarcks „Schloß“ nannte, entstiegen wir dem Wagen und betraten die Aufgangstreppe des Hauses. Hier begrüßte uns sehr liebenswürdig der damals etwa dreißigjährige Dr. Chrysander, der außer der unablässigen Arbeit als Geheimsekretär des Fürsten, — in Professor Schweningers Abwesenheit, wie jetzt eben, — auch die Mühewaltung des Arztes dem teuren Pflegebefohlenen zu leisten hatte, und alles das in stets gleichbleibender Freundlichkeit, schönstem Pflichteifer und taktvollster Bescheidenheit vollbrachte.

Nach unserer Bewillkommnung ließ uns Dr. Chrysander zunächst unsere reizenden geräumigen Zimmer am linken Ende des ersten Stockwerkes anweisen, wiederholte aber, wir möchten nicht vergessen, daß das Diner um sechs Uhr beginne. Ich benetzte mir daher nur die heißen Schläfen und Pulse ein wenig

mit kaltem Wasser und betrat dann gleichzeitig mit meinen Reisegefährten das Vorzimmer des Speisesaales, wo wir zu unserer angenehmen Überraschung den Rektor des Leipziger Nikolaigymnasiums, Herrn Professor Dr. Kaemmel trafen, der unter meiner Redaktion der „Grenzboten" deren Mitarbeiter gewesen war. Ohne unser Wissen voneinander, war er abends zuvor mit demselben überfüllten Schnellzug von Leipzig abgefahren, in dem wir gesessen hatten. Doch war er über Schneidemühl gereist und daher schon zu Mittag hier angekommen. Er hatte soeben an der Seite des Fürsten eine Ausfahrt gemacht und konnte dessen köstliche Frische rühmen.

Bismarck hatte an dem alten Herrensitze von Varzin nur eine hauptsächliche Änderung vornehmen lassen, einen mit dem alten Hause durch einen ebenerdigen Gang verbundenen, im norditalienischen Villenstil aufgeführten, sehr gefälligen und bequemen Neubau, — von der Hofseite aus gesehen, zur Linken der Front des Herrensitzes. Diesen Neubau bewohnte Bismarck selbst, namentlich hatte er dort sein Arbeits- und Schlafzimmer.

Von diesem Arbeitszimmer her, durch den Verbindungsgang schreitend, nahte nun der Fürst unserem Kreise, in einfachem, kurzem, dunkelm Rock, begleitet von seinen beiden großen Hunden Tyras und Rebekka. Den Stock, auf den er sich bis dahin gestützt, stellte er im Verbindungsgang ab und trat festen Schrittes, mit herzgewinnender Freundlichkeit auf mich zu und begrüßte mich, mir die Hand reichend. Ich stellte meine Reisebegleiter vor, die er gleichfalls herzlich willkommen hieß, und darauf stellte er uns den Damen des Hauses vor: seiner Gemahlin, der Fürstin, und seiner Tochter, der Gräfin Rantzau, die mit ihren prächtigen drei Söhnen jetzt in Varzin weilte, da ihr Gemahl kurz zuvor als Gesandter Preußens von München nach dem Haag versetzt worden war. Beide Damen erklärten, sich meiner noch recht wohl zu erinnern, — von den „Bismarck-Abenden" her, die Bismarck uns Abgeordneten von 1869 an freundlich veranstaltet hatte (s. o. Bd. I, S. 290). Dann wurden wir auch den übrigen, dem fürstlichen Hause verwandten, oder befreundeten Damen vorgestellt, die, gleich uns, hier zu Gast waren. Darunter befand sich auch unsere Reisegenossin von Schlawe her, eine verwitwete Gräfin oder Baronin von großer Liebenswürdigkeit.

Gleich nachher wurde zur Tafel gerufen, und ich angewiesen, der Frau Gräfin Rantzau den Arm zu bieten, die zu meiner Rechten bei Tafel Platz nahm. Ihr fürstlicher Vater führte den Vorsitz. Wir saßen nahe bei ihm. Wie alle Hunde, merkte auch Tyras bald, daß ich ein großer Hundefreund sei, und legte, zwischen die Gräfin und mich sich eindrängend, seinen Kopf auf meinen Schoß. — „Geniert Sie denn das garstige Tier nicht?" fragte die Gräfin besorgt, „es will eben immer zu mir bei Tische." — „Ohne unbescheiden zu sein, wage ich doch die Vermutung, daß der Hund zu mir will, gnädigste Gräfin", entgegnete ich, „weil alle Hunde das wollen. Übrigens ist es ein recht schönes Tier." — „Ein schönes Tier!" rief Bismarck geringschätzig zu uns herüber. „Wir reden darüber vielleicht noch, Herr Doktor." Das geschah denn in der Tat, — wie man sehen wird, — am nächsten Morgen, und zwar in einer — politisch höchst interessanten Weise!

Mit der Frau Gräfin Rantzau tauschte ich nun manche alte Erinnerungen aus von den ersten parlamentarischen Abenden ihres Herrn Vaters. Dabei kam unser Gespräch auch auf mein seitheriges novellistisches Schaffen, und ich sagte ihr, ich hätte mein neuestes Werk „Juvalta, sozialer Roman aus der Gegenwart", mitgebracht, um es der fürstlichen Familie zu überreichen. Es sei, wie der alt-graubündnerisch-lateinische Name „Juvalta", d. h. „Freue dich des Hohen, Erhabenen", andeute, eine poetische Rechtfertigung der christlichen Sittlichkeitslehre und Weltordnung gegenüber dem wüsten Materialismus und Pessimismus der Gegenwart, und der großartigen Sozialpolitik Ihres Herrn Vaters gegenüber dem sozialdemokratischen Lügenwerke. Sie bat mich darauf, ihr das Werk zu geben, was ich tat. Zugleich teilte ich ihr mit, daß ich die einzige, sehr schön ausgestattete und von W. Claudius trefflich illustrierte Jugendschrift, die ich verfaßt, und die in der Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges unter George Washington spiele, — mit dessen Heldengestalt im Mittelpunkte der Handlung, — „Der Überläufer", in Gebhardts Verlag in Leipzig 1884 erschienen, für ihre Söhne mitgebracht hätte. Darüber war sie, und waren dann auch die jungen Grafen hocherfreut. Andern Tags hatten die Knaben schon einen guten Teil der sie sehr fesselnden und vielfach auch humoristischen Erzählung verschlungen und sahen mich an wie einen „Wohltäter der heranwachsenden Menschheit."

Natürlich waren diese Gespräche mit meiner Tischnachbarin nur flüchtige, da Fürst Bismarck während der Tafel viel sprach und erzählte, und wir Alle dann seinen Worten aufmerksam lauschten, wenn er auch meist nur von seiner Landwirtschaft, seinen Forsten, Jagden, Hunden und seiner auf bisher nutzlosem Moorgrund in Varzin neu angelegten Fischzucht redete, und zwar meist in heiteren Wendungen. Daneben bot die Tafel selbst reiche Genüsse an Speise und Trank, die sehr rasch aufgetragen wurden. Gleichwohl begrüßten wir Männer die Aufhebung der Tafel als die Ankündigung und den Beginn des erlesensten Genusses dieses Abends. Denn nun sollte für uns die Weihestunde beginnen, die Stunde, die Fürst Bismarck, nach Beendigung des Diners, im Kreise seiner männlichen Gäste, im Billardzimmer bei politischen Gesprächen zuzubringen pflegte. Diese Stunde hatte Dr. Chrysander bei unserer Begrüßung auch uns verheißen. Doch um des Fürsten Wohlbefinden eifrigst besorgt als Arzt und Mensch, hatte er daran die dringende Mahnung geknüpft: ich möge darauf achten, daß unsere Unterhaltung mit dem Fürsten sich nicht über eine Stunde ausdehne, sondern alsdann meinen Begleitern das Zeichen zu dem Verlassen des Fürsten geben — unter dem Vorwande, daß wir selbst der Ruhe bedürften. Der Fürst lese dann allein für sich noch bis zehn oder halb elf Uhr nachts Zeitungen und begebe sich dann selbst zur Ruhe.

Nachdem wir also, unter Führung Bismarcks, die Damen aus dem Speisesaal in den Salon geleitet hatten, folgten wir Bismarck in das Billardzimmer, wo dieser sich seine lange Pfeife ansteckte. Die Reste der langen und breiten, schindelartigen Streichhölzchen, deren er sich dabei bediente, und die auch nach dem Gebrauche noch 6 bis 10 Zentimeter lang waren, sammelte ich, mit Bismarcks lächelnder Zustimmung, versah sie am nächsten Morgen mit der Aufschrift „Varzin, den 30. Oktober 1892" und verteilte sie, da Bismarcks Hand diese Hölzchen berührt hatte, in Leipzig an Verehrer desselben. Herr Dr. Chrysander reichte uns Zigarren. Der Fürst streckte sich jetzt mit den Worten: „Entschuldigen Sie aber Schweninger!" auf eine breite, lange Ottomane aus, und wir nahmen zu seiner Rechten um einen runden Tisch Platz.

Der Anregung Dr. Chrysanders entsprechend, hatte ich mich, dem Fürsten zunächst, neben das Fußende der Otto-

mane gesetzt, da ich die ersten Fragen aus unserm kleinen Kreise an ihn richten wollte. Und als der Fürst mich nun anblickte und mir dadurch gleichsam das Wort gab, begann ich mit der Frage: „Durchlaucht, bei meinen Ihnen bekannten geschichtlichen Studien habe ich in den Quellen keine Lösung finden können über die Frage: warum im Frühjahr 1871 die Brüsseler Verhandlungen über die Vereinbarung der Endfriedensbedingungen mit Frankreich nicht von der Stelle rückten, obwohl doch diese Bedingungen schon im Vorfrieden von Versailles klar vorgezeichnet waren, namentlich bezüglich der Zahlungstermine der Milliarden der französischen Kriegsentschädigung. Und noch unerklärlicher erscheint nach den bisherigen Quellen, daß später auch die von der französischen Regierung selbst gewünschten Verhandlungen über eine raschere Tilgung der Milliardenzahlung, als diese in dem Vorfrieden von Versailles, im Frankfurter Frieden und in dem Vertrage vom 29. Juni 1872 vorgesehen war, — gegen die raschere Räumung der von uns damals noch besetzten französischen Gebiete, — durchaus nicht von der Stelle rücken wollten."

„Ja, daran war Graf Arnim schuld, der meine Weisungen und Befehle nicht befolgte!" erklärte Fürst Bismarck. „Ich kannte den Mann schon seit seiner Kindheit und schätzte ihn nie besonders hoch." Und nun schilderte mir Bismarck den ganzen Lebensgang und das unerhört pflichtwidrige Treiben des Grafen Arnim als Deutscher Botschafter in Paris mindestens so eingehend und etwa in denselben Worten, wie Bismarck später in den nach seinem Tode erschienenen „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 162/168) das getan hat. Namentlich enthüllte mir Bismarck an jenem Abend des 30. Oktober 1892 die bis dahin ganz unbekannte, durch glaubhafte amtliche Pariser Berichte an das deutsche Auswärtige Amt bewiesene Tatsache, daß Arnim in Gemeinschaft mit dem bekannten Baron Hirsch in Paris ein geheimes Spekulationsgeschäft unternommen habe, dessen Gelingen darauf beruhte, daß die letzte französische Milliarde nicht früher, als vorher abgemacht (d. h. nicht vor dem 1. März 1875), an Deutschland getilgt würde. Deshalb habe Arnim alle Weisungen Bismarcks unbeachtet gelassen, Bismarck aber die Verhandlungen über die dem französi-

sischen Präsidenten Thiers sehr erwünschte raschere Milliarden-tilgung am 12. März 1873 nach Berlin verlegt und hier mit dem französischen Botschafter Gontaud-Biron schon am 15. März glücklich abgeschlossen. „Graf Arnim erhielt von mir, — natürlich nicht zu seiner Freude oder zur Stärkung seines Selbstgefühls, — erst von der vollendeten Tatsache telegraphische Mitteilung."

„Eine erhebliche Verstärkung", — fuhr Bismarck fort, — „erhielt die Glaubhaftigkeit der Berichte über geheime Spekulationsverbindungen des Grafen Arnim mit dem Baron Hirsch — solche Leute können von ihren „hohen Verbindungen" zudem meist nicht gut schweigen — durch folgende Tatsache. Als der Kaiser Wilhelm am 22. Februar 1874 Arnims Abberufung von Paris in Allerhöchster Ordre verfügt hatte, da war ich höchst erstaunt, zu hören, daß der Graf nun seine Versetzung als Botschafter nach Konstantinopel erbitte, — obwohl ihm nicht weniger als alle Eigenschaften für diesen Posten abgingen und alle dazu nicht gehörigen Mängel anhafteten. Dennoch aber gewährte ich auch diese Bitte des Herrn. Das Rätsel der Sehnsucht Arnims nach Konstantinopel erfuhr freilich gleich darauf eine seltsame Aufhellung durch die Nachricht, daß auch der Baron Hirsch dorthin übersiedeln wolle, um dort seine großen türkischen Eisenbahnunternehmungen ins Reine zu bringen. Am 19. März 1874 war Graf Arnim, seinem eben erwähnten Wunsche gemäß, zum deutschen Botschafter in Konstantinopel ernannt worden, — und nun stellte er plötzlich das verblüffende Verlangen, wieder von dort zurückversetzt zu werden. Dieses Verlangen wurde freilich dadurch sehr durchsichtig, daß — der Baron Hirsch seine Übersiedelung nach dem Goldenen Horn vorläufig wieder aufgegeben hatte."

Fürst Bismarck schloß dann: „Diesen schweren Verdacht habe ich in dem späteren Prozesse gegen den Grafen Arnim gar nicht vorgebracht und unter Beweis gestellt, so wenig wie andere schwere Anklagen, für die ich die vollen Beweise hatte." Bismarck meint namentlich die erst in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 164) veröffentlichte „Tatsache, daß Graf Arnim Gelder, die er zur Vertretung unserer Politik in der französischen Presse erhielt, 6000 bis 7000 Taler, dazu verwandte, in der deutschen Presse unsere Politik und meine Stellung anzu-

greifen." Seine hochherzige Milde und Versöhnlichkeit auch solchen ausgesuchten Gemeinheiten und Verleumdungen gegenüber bekundete Fürst Bismarck am Abend des 30. Oktober 1892 namentlich durch die Schlußworte über die Arnim-Prozesse: „Ich wollte durch mein gerichtliches Vorgehen gegen Arnim ihn nur dazu zwingen, die von ihm unbefugt mitgenommenen Bestandteile der Pariser Botschafts-Akten, deren Rückgabe er beharrlich verweigerte, herauszugeben, und dadurch für alle Zukunft die nötige Ordnung im Dienst erhalten, was ich außerdem durch den bekannten sogenannten „Arnim-Paragraphen" in der Strafgesetzbuchnovelle verfolgte. Schon die erste Strafe, die das Gericht gegen Arnim im ersten Prozesse aussprach, neun Monate Gefängnis, hielt ich für viel zu hoch und streng. Seine Verurteilung zu fünf Jahren Zuchthaus vollends im zweiten Prozesse war mir unfaßbar. Eine Begnadigung aber, die ich gerne beantragt und sicher erreicht hätte, war unmöglich, weil Arnim flüchtig war und die Urteile in contumaciam gegen sich hatte ergehen lassen."

Darauf wollte ich dem Fürsten bemerken, daß die beiden erkennenden Gerichtshöfe bei dem von ihnen gegen Arnim festgestellten objektiven und subjektiven Tatbestand nur die Strafarten und das Strafmaß des Gesetzes angewendet hätten. Ich schwieg aber, ließ diesen Gegenstand ganz fallen und stellte an diesem Abend auch weiter keine von den Fragen, die ich mir zur Fortführung meines Werkes zuvor aufgeschrieben hatte. Denn schon diese intimen Enthüllungen des Fürsten auf meine erste Frage sollten zuerst in meinem Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" erscheinen und sind dort auch S. 184/194 und S. 243/246, — neben dem damals bereits zugänglichen amtlichen Quellenstoff, — zu lesen. Welche kolossale Wirkung sie übten, wird später geschildert werden. Ebenso sollten die Antworten, die Bismarck auf meine weiteren zeitgeschichtlichen Fragen mir geben würde, zuerst in meinem Werke veröffentlicht werden. Leicht aber konnte irgendwer aus unserem Kreise diese Antworten für publici juris halten und vorher bekannt machen. Zu vertraulicher Zwiesprache mit Bismarck hoffte ich am nächsten Tage noch Gelegenheit zu finden und sollte mich darin nicht täuschen.

Nachdem ich dem Fürsten herzlich für die erhaltenen, höchst wertvollen Aufschlüsse bezüglich meiner ersten Frage gedankt, richtete ich an ihn an jenem Abend nur noch die Frage:

wie sich die nationalliberale Partei betreffs der den Reichstag damals beschäftigenden neuen Militärvorlage entscheiden und verhalten solle, welche die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres sehr bedeutend erhöhte und die zweijährige Dienstzeit, statt der bisher dreijährigen, einführte. Die Antwort des Fürsten Bismarck auf diese Frage war sehr eingehend und ungemein interessant. Er bezweifelte damals „die Notwendigkeit dieser ungeheuren Friedenspräsenzstärke". Ich lasse aber diese Ausführungen hier weg, weil der Fürst später den vermehrten Forderungen für die deutsche Wehrkraft zu Wasser und zu Lande immer zustimmte. Er sagte dann weiter:

„Sodann wird die Militärvorlage begründet mit der angeblich gesteigerten Kriegsgefahr. Ich vermag durchaus nichts zu erkennen, was diese Gefahr jetzt dringlicher erscheinen läßt, als im Jahre 1888. Im Gegenteil . . . denn Frankreich ist heute ungleich friedlicher gesinnt und weniger schlagbereit, als 1888. Damals trieb „Die Boulange" ihr Unwesen in Frankreich. Boulanger war unmittelbar daran, eine Dynastie Boulanger zu gründen. Dieser General brauchte nur an den Knopf zu drücken, so war er Herrscher Frankreichs, und dann gab es Krieg. Die Franzosen lassen sich von solchen Abenteurern sofort mitreißen. Ich erinnere mich eines Falles aus dem Anfang des Jahres 1871, als Gambetta den Abschluß der Friedenspräliminarien verzögern wollte. Da kam eines Tages ein bekannter Bonapartist zu mir und sagte: er sei entschlossen, nach Bordeaux zu reisen und dort Gambetta mit dem Revolver niederzuschießen, dann werde er an den Knopf drücken und den Dienern befehlen: „Ramassez le cochon!" schafft das Schwein hinaus -- „und den Besitz der Regierung ergreifen für den Kaiser Napoleon. Er brauche nur sechs Leute, die so dächten wie er, um unter dem ersten Schrecken die Macht zu ergreifen. Ich glaube, daß der Mann recht hatte. Wir ließen uns aber auf das Abenteuer doch nicht ein. Denn jede Monarchie in Frankreich ist für den Frieden mit Deutschland gefährlicher als die Republik. Die Monarchie findet leichter Bündnisse mit den monarchischen Staaten, namentlich mit Rußland, und besitzt an sich mehr kriegerischen Explosionsstoff."

„Nun zu Rußland." Fürst Bismarck führte nun eingehend aus, daß auch in Rußland weder der Zar noch das Volk

Bismarck schloß seine Betrachtung über die neue damalige Militärvorlage mit den Worten: „Die Mängel unserer jetzigen militärischen Einrichtungen erkenne ich vollständig an. Sie bestehen aber nicht in einer zu kleinen Zahl der Mannschaft, im Vergleich der Zahl der Mannschaften in Frankreich und Rußland" — später urteilte Bismarck hierüber, wie schon bemerkt, anders — „sondern in einer zu geringen Zahl von Unteroffizieren, Offizieren und Friedenspferden, namentlich bei der Artillerie" — auch das sah der „neue Kurs" später ein. „Es wäre meines Erachtens die richtige Lösung der ganzen Frage, daß der Reichstag nicht etwa die Vorlage unbedingt ablehnt, sondern sich bereit erklärt, diesen wirklich vorhandenen Mängeln unserer Heeresverhältnisse abzuhelfen, sobald man ihm die richtigen Quellen nachweist, aus welchen die Mehrbedürfnisse für diese Verbesserungen entnommen werden können, ohne die Einzelstaaten oder das Reich unerträglich zu belasten. Diese Notwendigkeit: erst die Quellen für die neuen Steuern zur Deckung der Militärlasten nachzuweisen, ehe die erhöhten Militärbedürfnisse bewilligt werden können, hat namentlich Miquel genauer erörtert und dargetan."

Diese sehr interessante Erörterung Bismarcks gehörte naturgemäß nicht in mein Werk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", das nur die Jahre 1871—1890 umfaßte. Aber ich veröffentlichte sofort nach meiner Rückkehr nach Leipzig unter dem Titel „Ein Besuch in Varzin" drei große Leitartikel in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" und dann im Verlage dieses Blattes Edg. Herfurth & Co. in Leipzig unter demselben Titel auch eine Broschüre, welche das Zwiegespräch in Varzin vom Abend des 30. Oktober 1892 über die neue Militärvorlage vollständig mitteilen und — aus den oben dargelegten Gründen — so darstellen, als hätte ich über diese Gesetzesvorlage an jenem Abend die erste Frage an Bismarck gerichtet und darauf die erste Antwort von ihm erhalten.

Als Fürst Bismarck diese bedeutsame Aussprache geschlossen hatte, richtete Amtsrichter Dr. Kind die Frage an ihn: „Wollen Euer Durchlaucht nicht als Mitglied des Reichstags" (für den 19. hannoverschen Wahlkreis) „in diesem Sinne Ihre gewichtige Stimme im Reichstag vernehmen lassen und

gegen, dessen Bahnhof damals noch nicht fertig war. Als ich ankam, war alles dunkel. Niemand wußte Bescheid, nicht einmal, ob der König komme. Ich setzte mich auf eine umgestülpte Karre und wartete auf den Zug, mit dem der König kommen wollte. Dieser Zug lief nun ein. Immer noch kein Licht. Ich lief dem Zug entlang, niemand wollte vom König wissen. Es war ein gewöhnlicher Zug, — damals fuhr man noch nicht im ‚Sonderzug', wie man's jetzt nennt, — endlich fand ich den König in einem Coupé erster Klasse und stieg auf seinen Wink zu ihm ein.

„Er war fast noch gebeugter, nach den zwei Wochen Baden-Baden und Augusta, als zuvor. Seine Gemahlin hatte ihn beim Rüffel der Weltgeschichte gefaßt. Ich faßte ihn beim preußischen Portepee. — „Ja, was soll denn werden?" fragte er mich. „Ich sehe weit genug von meinem Schlosse, um auf dem Platz davor Ihr Haupt fallen zu sehen, und dann fällt das Meinige." — „Nun, was mich betrifft, Majestät, — kann ich mir denn einen schöneren Tod denken, als diesen oder den auf dem Schlachtfelde? Ich würde dann fallen wie Lord Strafford, und Euere Majestät nicht wie ein Ludwig XVI., sondern wie ein Karl I. Das ist doch eine ganz anständige historische Figur." — „Et après?" fragte er. — „Würden Euere Majestät als Kompagnieführer denn Ihre Kompagnie im Gefecht im Stiche lassen wollen?" fragte ich zurück. — „Nein!" rief er, gerade und fest aufspringend.

„Damit hatte ich ihn wiedergewonnen. Das preußische Portepee hatte gesiegt. — So ernst waren jene Tage, und so viel hat mein hoher Herr für die Grundlage der deutschen Wehrverfassung getan, die jetzt in Frage gestellt wird."

Bismarck erörterte dann noch die Frage: „Wie soll die ungeheure Mehrausgabe von wahrscheinlich 90 Millionen jährlich, welche die neue Militärvorlage erheischen würde, aufgebracht werden. Diese Frage findet keine Antwort in dem Entwurfe und dessen Begründung. Eines nur ist gewiß: durch Matrikularbeiträge ist das nicht zu machen. Die Einzelstaaten sind dazu nicht imstande, und der bloße Versuch schon, ihnen eine so große Mehrbelastung aufzubürden, würde eine Mißstimmung im ganzen Reiche hervorrufen, die der nationalen Sache äußerst gefährlich wäre." Das sahen auch die Leiter des „neuen Kurses" ein.

Bismarck schloß seine Betrachtung über die neue damalige Militärvorlage mit den Worten: „Die Mängel unserer jetzigen militärischen Einrichtungen erkenne ich vollständig an. Sie bestehen aber nicht in einer zu kleinen Zahl der Mannschaft, im Vergleich der Zahl der Mannschaften in Frankreich und Rußland" — später urteilte Bismarck hierüber, wie schon bemerkt, anders — „sondern in einer zu geringen Zahl von Unteroffizieren, Offizieren und Friedenspferden, namentlich bei der Artillerie" — auch das sah der „neue Kurs" später ein. „Es wäre meines Erachtens die richtige Lösung der ganzen Frage, daß der Reichstag nicht etwa die Vorlage unbedingt ablehnt, sondern sich bereit erklärt, diesen wirklich vorhandenen Mängeln unserer Heeresverhältnisse abzuhelfen, sobald man ihm die richtigen Quellen nachweist, aus welchen die Mehrbedürfnisse für diese Verbesserungen entnommen werden können, ohne die Einzelstaaten oder das Reich unerträglich zu belasten. Diese Notwendigkeit: erst die Quellen für die neuen Steuern zur Deckung der Militärlasten nachzuweisen, ehe die erhöhten Militärbedürfnisse bewilligt werden können, hat namentlich Miquel genauer erörtert und dargetan."

Diese sehr interessante Erörterung Bismarcks gehörte naturgemäß nicht in mein Werk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", das nur die Jahre 1871—1890 umfaßte. Aber ich veröffentlichte sofort nach meiner Rückkehr nach Leipzig unter dem Titel „Ein Besuch in Varzin" drei große Leitartikel in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" und dann im Verlage dieses Blattes Edg. Herfurth & Co. in Leipzig unter demselben Titel auch eine Broschüre, welche das Zwiegespräch in Varzin vom Abend des 30. Oktober 1892 über die neue Militärvorlage vollständig mitteilen und — aus den oben dargelegten Gründen — so darstellen, als hätte ich über diese Gesetzesvorlage an jenem Abend die erste Frage an Bismarck gerichtet und darauf die erste Antwort von ihm erhalten.

Als Fürst Bismarck diese bedeutsame Aussprache geschlossen hatte, richtete Amtsrichter Dr. Kind die Frage an ihn: „Wollen Euer Durchlaucht nicht als Mitglied des Reichstags" (für den 19. hannoverschen Wahlkreis) „in diesem Sinne Ihre gewichtige Stimme im Reichstag vernehmen lassen und

abgeben? Da könnten Euer Durchlaucht den Krystallisationspunkt für die große Mehrheit bilden." —

Da rief aber der Fürst lebhaft: „Nein! Da kennen Sie die Mehrheit des jetzigen Reichstags nicht! Die Mehrheit würde mich meiden wie einen Pestkranken. Ein Hamburger Cholerakranker wäre im Vergleich zu mir eine begehrte Persönlichkeit! Die allermeisten würden die Befürchtung hegen, daß der Umgang mit mir sie der Einladung zu Hofe beraube, der Beförderung ihrer Söhne nachteilig sei, — und was sich die Leute sonst einbilden würden. Außerdem würde ich im Reichstag einige Stunden warten können, bis ich zum Wort käme, und dann nochmals einige Stunden, ehe ich meinen Gegnern antworten könnte." Auch das Hotelleben und das Aufsehen seiner Erscheinung auf der Straße würde ihm in Berlin unerträglich sein, fuhr er fort. Vor allem aber, daß er „als Offizier" im Reichstag in Uniform erscheinen und „dem Ministerium Seiner Majestät Opposition machen" müsse. „Das möchte ich nicht ohne äußerste Not. Wenn die aber vorläge, würde ich im Reichstag erscheinen."

Darauf wurden von mehreren Andern Fragen an den Fürsten gestellt, die diesen veranlaßten, in einem geschichtlichen Rückblick auch über die Friedensverhandlungen des Jahres 1866 und die Gründung des Norddeutschen Bundes zu sprechen, namentlich aber in sehr interessanten und damals zum Teil ganz neuen Ausführungen und Enthüllungen die Gründe zu entwickeln, welche Preußen 1866 veranlaßten, das Königreich Sachsen in vollem Umfang und in voller Selbständigkeit innerhalb des Norddeutschen Bundes fortbestehen zu lassen. Ich veröffentlichte auch diese Ausführungen Bismarcks, die sich genau so in seinen späteren „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 41 und S. 77) wiederfinden, hier aber übergangen werden können, in meinen Leitartikeln und meiner Broschüre „Ein Tag in Varzin" (hier S. 8/9), und später in meinem siebenbändigen Werke „Fürst Bismarck und seine Zeit" (Bd. IV, S. 380 fg. S. 426 fg.), von dem unten eingehend noch die Rede sein wird.

Nun war aber seit unserm Niedersitzen im Billardzimmer eine sehr reichliche Stunde verflossen. Ich erhob mich daher mit dem mir von Dr. Chrysander eingeprägten Stichworte: Daß wir nun dem Fürsten doch wohl Ruhe gönnen möchten und auch selbst der Ruhe bedürften. Auch Fürst Bismarck erhob sich, reichte

uns mit freundlichem Gutenachtwunsch die Hand, erklärte dabei aber ausdrücklich, daß er uns morgen, Montags, noch beim Frühstück — das in Varzin um zwölf Uhr mittags genommen werde, — in seiner Gesellschaft zu sehen hoffe.

Wir empfahlen uns von ihm und — im Salon — von den Damen, — vor denen unterdessen die jungen Grafen Rantzau in reizenden altfranzösischen und altspanischen Kostümen eine Gavotte getanzt hatten, trugen unsere Namen in das fürstliche Fremdenbuch ein, — und genossen dann von der Gartenterasse des „Schlosses" aus den zauberhaft schönen, aber auch geheimnisvoll=düsteren Anblick des im Mondlicht hoch aufragenden stillen Parkes hinter dem Schlosse.

Ach, wer hätte damals ahnen können, daß die Fürstin, die heute noch so wohl und lebensvoll war, wenig mehr als zwei Jahre später in der nun vom Mondlicht geheimnisvoll bestrahlten weißen Rotunde am Parkeingang zum Todesschlummer beigesetzt würde!

Die Gedanken aber, die mich nach jenem unvergeßlichen Abend bewegten, faßte ich in meinem Bericht „Ein Tag in Varzin" (Broschüre S. 9/10) in die Worte:

„In wehmütigem Schweigen, wie es waltete in der uns umgebenden lautlosen nächtlichen Herbstlandschaft, schieden wir voneinander. Für die Nerven von Großstädtern, welche durch alle Geräusche des lauten großstädtischen Lebens jahraus jahrein, bei Tag und Nacht gemartert werden, kann es ja kaum etwas Köstlicheres geben, als die tiefe Stille dieses idyllisch=friedlichen Landsitzes, als seine frische, klare Luft, die von dem dicht anschließenden Gürtel der Wälder her mit Sauerstoff gesättigt ist.

„Aber lange, lange", - nachdem ich die eben erlebten Gespräche noch fast bis zur Hälfte stenographiert hatte, — „lag ich schlaflos, in trauervollen Gedanken, trotz der erhebend-bedeutsamen Stunden die wir durchlebt hatten. Denn der große Mann, welcher uns soeben erneute Beweise seiner hohen politischen Weisheit und Vaterlandsliebe gegeben, Er, der Gründer und Baumeister unserer deutschen Einheit, Macht und Größe, Er, dem noch heute Millionen deutscher Herzen mit dem jubelnden Rufe zufliegen: „In Deinem Lager ist Deutschland!" — Er sitzt in Varzin, bei voller ungeschwächter Geistes= und Leibeskraft, unverbraucht von dem vierzigjährigen Dienst für Vaterland und

Reich, — unfreiwillig hinweggeschoben von dem deutschen Steuer, das seine Hand mit unvergleichlicher Kraft und Geschicklichkeit führte! Dem neuen Kurs folgt unser Staatsschiff — wohin führt er? Wohin? — —

„Ein Wort gab mir Trost in diesen schweren Gedanken, ein Wort, das Bismarck an diesem Abend gesprochen hatte: „In der äußersten Not des Vaterlandes werde ich in Berlin erscheinen!" Aber nicht bloß dieses Wort. Denn schon das muß allen guten Deutschen ein großer Trost sein, daß Bismarck lebt, denkt, redet, daß er die Sorge um unser Bestes auf seinem großen Herzen trägt in guten und in bösen Tagen!"

Seit dem 30. Juli 1898 haben wir freilich auch diesen Trost nicht mehr!

Fünftes Kapitel.

Beim Fürsten Bismarck in Varzin. Am 31. Oktober 1892 morgens.

Am nächsten Morgen, dem 31. Oktober 1892, war ich in Varzin früh wieder auf, kleidete mich leise an, um unsere gestrige Fahrtgenossin nicht zu stören, die in dem nächsten Zimmer schlief, und vollendete zunächst die stenographische Niederschrift aller am Vorabend vernommenen Gespräche. Sie hafteten mir so treu im Gedächtnis, — was ja bei meiner damals dreiundzwanzigjährigen Anwalts- und namentlich Verteidigerpraxis nicht zu verwundern war, — daß meine Reisebegleiter, denen ich am nächsten Morgen (den 1. November) meine stenographischen Aufzeichnungen im Eisenbahnwagen vorlas, über die Genauigkeit derselben erstaunt waren und kein Wort zu ändern wußten. Aber auch Fürst Bismarck hatte, wie man sehen wird, nichts dagegen zu erinnern.

Erst nachdem ich diese Arbeit befriedigend erledigt hatte, wusch ich mich leise, und bestellte dann mein erstes Frühstück in der mir abends zuvor von Dr. Chrysander beschriebenen Weise, auch geräuschlos. Es erschien sofort auf meinem Zimmer. Ich

labte mich sehr an dem trefflichen Kaffee, der frischen Butter und den köstlich frischen Eiern. Falls Bismarck im Laufe des Tages etwa fragen sollte, ob ich denn jetzt etwas von Landwirtschaft verstehe, war ich entschlossen zu antworten: „Wenigstens etwas von der Hochschätzung der Genußmittel Ihrer Landwirtschaft, Durchlaucht."

Von der Dienerschaft mochte Dr. Chrysander gehört haben, daß ich vollständig angekleidet sei. Denn bald nachher kam er auf mein Zimmer und machte mir die vielversprechende Mitteilung: der Fürst pflege nach elf Uhr einen Waldspaziergang zu machen, ich möge mich bereit halten, Seine Durchlaucht zu begleiten, falls dieser mich rufen lasse. Diese Worte ließen vermuten, daß auch Fürst Bismarck vorzog, die Beantwortung meiner geschichtlichen Fragen mir nur unter unsern vier Augen zu geben. Ich schrieb nun rasch eine Anzahl kurzer Briefe auf „Bismarck-Papier" und mit „Bismarck-Federn" an die Meinen und liebe Freunde, die ich durch diese Sendung und den Poststempel Varzin besonders zu erfreuen sicher war, und besichtigte dann mit meinen Reisebegleitern die Wirtschaftsgebäude, Pferdeställe und nächste Umgebung des Herrensitzes. Dabei wurden wir auch der liebenswürdigen jungen Grafen Rantzau wieder ansichtig und freuten uns ihrer munteren Spiele. Herrn Roediger raunte ich dabei gelegentlich zu, welches Glück mir nach elf Uhr in Aussicht stehe. Herrn Dr. Kind aber, der dem Fürsten am Vorabend durch seine Fragen etwas lästig geworden war, empfahl ich dringend, seinen kranken Magen bis zum „Frühstück" um 12 Uhr mit Hilfe des gütigen Herrn Roediger spazieren zu führen, während ich inzwischen leider schreiben müsse — und begab mich dann gegen elf Uhr wieder auf mein Zimmer.

Wenige Minuten nach elf Uhr erschien hier wieder Dr. Chrysander mit der Meldung, daß der Fürst meine Begleitung wünsche. Ich eilte sofort die Treppe hinab und fand den Fürsten schon marschfertig meiner warten. Da der Morgen kalt und klar war, hatte ich meinen warmen neuen Wintermantel offen übergeworfen, der außen dichten, dunklen krausen Wollstoff, innen graublaues Militärmantelfutter zeigte. Nach freundlicher Begrüßung, strich Bismarck mit der Rechten väterlich sorgsam über die dichte Wolle meiner Umhüllung, meiner rechten Schulter entlang, und sagte dabei: „Das ist recht, daß Sie sich gegen unsere rauhe Luft so gut vorgesehen haben. So können Sie's aushalten."

Bismarck schlug dann den Weg nach dem Park hinter dem Hause ein, begleitet von seinen freudig bellenden Hunden. Sowie Tyras aber sich etwas durch Sprünge ausgetobt hatte, suchte er wieder, wie am Vorabend, engste Fühlung mit mir, indem er seine Schnauze in meine Hand schob. „Ei, du bist ein lieber, schöner Hund!" sagte ich freundlich zu ihm, indem ich ihm den Kopf streichelte und beklopfte.

„Richtig, das war's, was ich beiläufig mit Ihnen besprechen wollte, Herr Doktor", rief da Bismarck mit etwas saurem Lächeln. „Sie nennen das Tier hartnäckig „schön", — das ist es aber gar nicht. Freilich ist es ein Geschenk des Kaisers zu meinem vorjährigen Geburtstage. Und Seine Majestät meinte es sehr gut mit mir, denn er gab dem Minister von Böttícher sechshundert Mark zu dem Zwecke, mir einen Hund zu kaufen, und Bötticher, — der so viel von Hunden versteht, wie von vielem andern, das er auch für den Kaiser besorgt, — ließ sich diesen Hund aufhängen und zahlte dafür wahrhaftig sechshundert Mark! — er ist nicht sechshundert Pfennige wert! Ja, dieser Hund ist ein trauriges Beispiel für einen von seinem Minister schlecht bedienten Monarchen!"

In kurzer Entfernung vom Varziner Herrenhause steigt der Park rasch an, — die ganze Gegend ist, wie früher bereits bemerkt wurde, fast bergig zu nennen. Sowie Bismarck bei ruhigem Steigen die Höhe gewonnen hatte, schritt er auf dem nun fast ebenen Wege in raschem und elastischem Gange in den Wald hinein, wobei er seinen wuchtigen Stock meist hinter dem Rücken durch beide Ellbogen geschoben hatte, sich also gar nicht auf ihn stützte.

Alsbald begann er hier ein neues hochinteressantes politisches Gespräch, dessen Fäden er während unserer gut einstündigen Wanderung immer wieder anknüpfte und zu Ende spann. Er unterbrach es nur, um dazwischen liebenswürdige Hinweise auf die Reize der Landschaft einzuflechten, namentlich wenn er auf einer aussichtsreichen Bank sich niederließ, was häufig geschah. Einmal setzte er sich auf eine schaukelförmig gestaltete, über die Wegböschung weit hervorragende, an ihren beiden Enden aber im übrigen Wurzelwerk des Baumes gut verankerte Buchenwurzel, die sein Gewicht fest und sicher trug, und erklärte, daß ihn die Wurzel zwar beim Reiten hindere, aber als Sitz ihm lieb sei, so daß er sie nicht entfernen lasse. Über

haupt trat auf dieser Wanderung Bismarcks innige Freude an Naturschönheiten und zugleich der berechtigte Stolz des Land- und Forstwirtes Bismarck über den schönen Stand und die weite Ausdehnung seines Besitzes besonders deutlich und anmutig hervor. Denn so sehr auch den Fürsten offenbar der politische Gegenstand fesselte, von dem alsbald die Rede sein soll, ja so lebhaft ihn diese Erörterung oft innerlich erregte, so freudig zeigte er mir doch auf dem ganzen Wege die mächtigsten Baumriesen in den seinen Landsitz umringenden Waldungen und deren herrliche Laubkronen, die noch jetzt, im Spätherbst, kaum bereits einem Stückchen Himmelsblau den Durchblick gestatteten. Ich hatte auch als Maler hohen Genuß an dieser Wanderung und fragte den Fürsten einmal, ob die duftig-bläuliche Waldhöhe über der Talsenkung drüben auch noch ihm gehöre. Da lächelte er und sagte:

„Rings am Horizont schweifen unsere Augen noch nicht bis zu meinen Grenzen. Oben auf den höchsten Hügeln kann man allerdings Schlawe und bei ganz klarem Wetter sogar die Ostsee erblicken. Aber mein Gut Varzin umfaßt 36000 Morgen. Freilich meist Wald und kargen Boden." — „Na, die Masse muß es bringen, Durchlaucht", sagte ich scherzend. — „Auch die nicht mal", entgegnete er.

Doch gleich zu Beginn unserer Waldwanderung hatte Bismarck in seiner Rede einen viel höheren Aussichtspunkt bestiegen, als er in der ganzen Gegend zu finden gewesen wäre. Denn von diesem Punkte aus konnte man viel weiter blicken, als bis nach Schlawe und selbst bis zur Ostsee: in das gelobte Land „das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", das er mir nun zeigte. Leider lag diese Zeit hinter uns, für immer, nicht vor uns!

Die Veranlassung zu seinen hochinteressanten politischen Erörterungen (z. vgl. meine Broschüre „Ein Tag in Varzin" S. 11 bis 16, hier ergänzt durch meine, — in der ersten freien Stunde nach diesem Gespräch bewirkte, — stenographische Niederschrift des Gesprächs) bot ihm ein Artikel im neuesten (1892er November-) Hefte der „Deutschen Revue" unter dem Titel: „Die russisch-französische Allianz und der Dreibund in geschichtlicher (?) Beleuchtung", den Bismarck wahrscheinlich erst am Abend des gestrigen Tages gelesen hatte, nachdem wir uns aus seinem Lese- und Billardzimmer zurückgezogen. Ich selbst kannte den Artikel

damals noch nicht, verschaffte ihn mir aber sofort nach meiner Rückkehr nach Leipzig und ersah daraus mit zornigem Erstaunen, daß diese angeblich „geschichtliche Beleuchtung“ nichts weniger enthielt als den Vorwurf gegen Bismarck: er habe im Frühjahr 1875 den Krieg mit Frankreich geplant und sei nur durch das entschiedene Machtwort Kaiser Wilhelms davon abgehalten worden. Diese Vereitelung der kriegerischen Gelüste Bismarcks sei aber für Deutschland verhängnisvoll geworden, weil die damalige Einmischung Rußlands zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Friedens von eben jenem Jahre 1875 an schon Rußland und Frankreich einander genähert habe. — Es sei daher auch unwahr, wenn Bismarck in seiner Wiener Aussprache an den Berichterstatter der „Neuen Freien Presse“ im Sommer 1892, — als der Fürst zur Hochzeit seines Sohnes Herbert in Wien weilte, — gesagt habe: Die Beziehungen Deutschlands zu Rußland seien erst mit Bismarcks Ausscheiden aus dem Amte schlechter und den Franzosen günstiger geworden. Deshalb schrieb ich 1892, unmittelbar unter dem frischen Eindruck meiner bedeutsamen Varziner Erlebnisse (in meiner Broschüre „Ein Tag in Varzin“ S. 11/12): „Wenn man diese „geschichtliche Beleuchtung“ mit der nüchternen, mir von Bismarck enthüllten Wirklichkeit vergleicht, so kommt man freilich zu dem Ergebnis, daß die verehrliche Redaktion der „Deutschen Revue“ gerade so gut die Überschrift des folgenden Artikels dieses ihres Novemberheftes über den hier besprochenen Aufsatz hätte setzen können, nämlich: „Die Geheimnisse des Planeten Mars. Eine Hypothese“.

Der überaus interessante geschichtlich-politische Vortrag, den Bismarck mir damals (am 31. Oktober 1892 vormittags) im Waldesschatten von Varzin unter vier Augen hielt, hatte also zum Gegenstand: seine Friedenspolitik im Jahre 1875 und die damaligen Intrigen seiner Gegner. Ich zeichnete den Vortrag, — wie soeben schon bemerkt, — in der ersten freien Stunde, die ich nach jenem denkwürdigen Morgen fand, am Spätabend desselben Tages und am nächsten Frühmorgen im Eisenbahnwagen stenographisch auf und veröffentlichte den Inhalt meiner Niederschrift in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“, im zweiten der drei Leitartikel „Ein Tag in Varzin“. Bismarck selbst hatte nichts daran zu berichtigen, als ich Dr. Chrysander die Artikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vor ihrem Wiederabdruck in Broschürenform zur Durchsicht

und Mitteilung an den Fürsten einsandte. Meine Niederschrift deckt sich auch vollkommen mit der auf diese Vorgänge bezüglichen Stelle in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 172/179). Ich teile daher hier nur den Hauptgedankengang der Worte Bismarcks an mich und nur wenige im Wortlaut selbst mit. Er begann damals mit den Worten:

„Die „Deutsche Revue" scheint auch an einer hochgradigen Offiziosität zu leiden. Sie beschuldigt mich, 1875 den Krieg mit Frankreich gewollt zu haben. Der Anonymus, der das zu drucken wagt, hat, nach vielen seiner Mitteilungen, scheinbar Beziehungen zum Auswärtigen Amte. Aber alles, was er vorbringt, sind nur unrichtige Schlüsse aus falschen Behauptungen. Das Auswärtige Amt verwahrt die vollständigen urkundlichen Nachweise, um diese Lügen als solche festzunageln."

Diese Worte Bismarcks teilte ich in meinen Artikeln in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vollständig mit. Und wohl hauptsächlich infolge dieser Veröffentlichung ließ sich Caprivi dazu herbei, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gegen die ungeheuerlichen Behauptungen des Anonymus der „Deutschen Revue" energisch Front zu machen, indem das Kanzlerblatt diesem Anonymus die Pflicht zuwies, jene Behauptungen „mit tatsächlichen Ausführungen zu begründen". In der Broschürenausgabe meiner Varziner Berichte meldete ich diese Tatsache mit „Freude", erklärte jedoch (S. 12, Note): „Das genügt aber in unseren Augen keineswegs. Das Organ des jetzigen Reichskanzlers hätte vielmehr seine volle Pflicht erst getan, wenn es den Verleumder des Fürsten Bismarck auf Grund des Archivs selbst Lügen gestraft hätte!"

Bismarck sprach damals (am 31. Oktober 1892 vormittags) weiter zu mir:

„Ich besitze diese Urkunden natürlich nicht einmal in Abschrift. Aber ich kann eine Fülle anderer Zeugnisse und Beweismittel gegen diese Verleumdung anrufen. Frankreich war im Frühjahr 1875 so schwach, daß, als das Kriegsgeschrei sich erhob, die französischen Generäle, nach amtlichen Versicherungen, offen erklärten: sie würden sich im Felde gar nicht stellen, gar nicht schlagen, um die Frivolität des deutschen Angriffs vor aller Welt zu beweisen. Ich habe nun immer den Beginn eines Krieges, den wir anders als gezwungen und gedrungen, aufnähmen für eine Ruchlosigkeit gehalten und dieser Auffassung ent-

sprechend auch gehandelt. Ich habe das bewiesen 1867 bei der Luxemburger Frage" (s. o. Bd. I, S. 266), „wo ich — gegen starke Strömungen — den Krieg vermied, in der Meinung, daß beim Tode des Kaisers Napoleon, — der damals früher erwartet wurde, als er wirklich eintrat, — der Widerstreit aller französischen Parteien an seinem Sarge sich ein mehr oder minder freundliches Rendezvous geben würde und uns dadurch vielleicht den Entscheidungskrieg gegen Frankreich ersparen könne. — Im Gegensatze zu dieser meiner Auffassung ging der deutsche Generalstab, an dessen Spitze der vortreffliche Moltke, 1875 von der Ansicht aus, Frankreich wolle ja doch einmal den Krieg, also müsse man ihm zuvorkommen, so lange es unvorbereitet sei. . . . Ich dachte gar nicht an Krieg, — ich war damals von dem Kulturkampf vollständig in Anspruch genommen, der auf seiner Höhe stand, — und verlangte sehr entschieden vom König, daß er dem Generalstab erkläre, er habe sich nicht in die Geschäfte des Auswärtigen Amtes, nicht in die auswärtige Politik zu mischen, und ich erreichte das, wenn auch auf Umwegen und nach einigem Widerstreben des Königs. . . . . Die Urkunden für diesen Verlauf der Sache liegen, — wie gleichfalls schon bemerkt, — im Auswärtigen Amt. Es läßt sich daran gar nicht deuteln und rütteln."

Fürst Bismarck nannte mir dann auch die mutmaßlichen Urheber der Legende, daß Bismarck 1875 zum Krieg gegen Frankreich gedrängt habe. In erster Linie dieser Legendenmänner stand, seiner Ansicht und eingehenden Begründung nach, der damalige leitende Minister Rußlands Fürst Gortschakoff, dem Bismarck durch seine Stellung und Erfolge allmählich unbequem geworden war, und der jetzt (1875) „sich selbst, wenn irgend möglich als Friedensstifter hinstellte und preisen lassen wollte. Es war für ihn nicht schwer, diese Absichten auch in Berlin, mit den entsprechenden Verdächtigungen meiner Friedensliebe, an den richtigen Mann zu bringen". Fürst Bismarck meinte offenbar und wollte sagen: „an die richtige Frau", die Kaiserin Augusta, durch den sogleich von Bismarck selbst erwähnten französischen Botschafter in Berlin v. Gontaud-Biron (z. vgl. „Gedanken und Erinnerungen" Bd. II, S. 172 fg.). Deshalb machte Bismarck nach diesen Worten auch eine kurze Pause, um mich den eigentlichen Sinn derselben

erraten zu lassen, dann fuhr er fort: „Bei seinem Kaiser fiel Gortschakoff die Verdächtigung meiner Friedensliebe weit schwerer, denn der hatte bis an sein tragisches Ende ein unbegrenztes Zutrauen zu mir.

„Aber der französische Botschafter in Berlin, Herr von Gontaud-Biron, war sehr bereit, mich und Gortschakoff die von diesem gewünschte Rolle spielen zu lassen. Denn er hatte gute Beziehungen zu den mir wenig geneigten Kreisen der Kaiserin Augusta und des Zentrums. Außerdem war er ein guter französischer Legitimist und als solcher hatte er ein lebhaftes Interesse, dem legitimen Rußland gefällig zu sein und bei seinen Landsleuten den Schein zu erwecken, nur ein Legitimist habe die bisherige abgeneigte Zurückhaltung des Zaren gegen das republikanische Frankreich überwinden und Rußland zum Vermittler des von den Franzosen damals so hochgeschätzten Friedens machen können. Herr von Gontaud-Biron reiste also im tunlichsten Inkognito nach Petersburg, um Gortschakoff zu einer mise-en-scène für den Frieden Gelegenheit zu geben, die dann auch recht fadenscheinig aufgeführt wurde.

„Ich beschwerte mich bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Zaren, — die nach meinen Aufzeichnungen in meinen Erinnerungen am 10. Mai" (1875) „stattfand, — über die Unredlichkeit von Gortschakoff, der genau wisse, daß ich gar nicht an Krieg denke, und sich trotzdem so aufspiele, als danke Europa ihm allein die Aufrechterhaltung des Friedens. — „Mais vous savez bien, qu'il est fou de vanité," antwortete mir der Zar, (Aber Sie wissen ja wohl, daß er närrisch vor Eitelkeit ist.) — Nach dieser Unterredung erließ dann Gortschakoff ein Rundschreiben an sämtliche diplomatischen Vertreter Rußlands, in welchem es hieß: „Maintenant la paix est assurée" jetzt ist der Friede gesichert — „man kann sich von der Notwendigkeit seiner Aufrechterhaltung überzeugen lassen" mit dem man war natürlich ich gemeint."

Nachdem Bismarck dann noch andere Unrichtigkeiten in dem Artikel der „Deutschen Revue" eingehend widerlegt hatte, fuhr er fort: „Ich sagte schon, daß ich das Vertrauen des Zaren Alexander II. bis an sein Lebensende in unbeschränktem Maße genoß, und das vornehmlich führte auch Rußland jahrelang unerschütterlich mit den zwei anderen Reichen, Deutschland und Österreich-Ungarn, zu dem „Dreikaiserbündnis", oder Dreikaiserverhältnis, denn ein Bündnis

bestand eigentlich nicht, — zusammen. Ich stellte den drei hohen Herren bei ihren Zusammenkünften jedesmal mit Erfolg vor, daß sie im monarchischen Interesse gegen die Revolution unendlich viel mehr Gemeinsames zu verteidigen hätten, als sie getrennt durch Einzeleroberungen gewinnen könnten. Ich hielt diese Verbindung für eine von Natur und aus Naturnotwendigkeit eigentlich noch festere, als den jetzigen Dreibund, der freilich auch nur gegen den Willen und gegen die Einsicht der politisch Urteilsfähigen in den drei verbundenen Ländern gelöst werden könnte. Aber immerhin ist ja leider die Befürchtung nicht ausgeschlossen, daß, wenn Frankreich einmal mit der roten Fahne gegen Deutschland heranrückte, es noch mehr Freunde dieser roten Fahne bei uns finden könnte, als vor hundert Jahren" (1792/93) „bei uns Freunde der über unsere Grenzen hereinschwebenden dreifarbigen französischen Fahnen sich meldeten. Und was Italien anlangt, so ist eigentlich nur Savoyen streng monarchisch gesinnt; im Norden liebäugelt man vielfach mit dem „blutsverwandten republikanischen Frankreich", und im Süden ist man vielfach päpstlichem Einfluß zugänglich. — Bis zum Berliner Kongresse überwog also des Kaisers Alexander Vertrauen und Wohlwollen für mich alle Abneigung Gortschakoffs, — und zwar auch beim russischen Volke. Hauptsächlich von da an stellt sich der Deutschenhaß und die Kriegshetzerei in einem Teile der russischen Presse ein. Die Feinde des Friedens mit Deutschland sind aber in Rußland in Wahrheit ... namentlich die Polen." Das führte mir Bismarck eingehend aus, namentlich auch, daß reichliche Gelder aus Frankreich und England den gegen Deutschland zum Krieg hetzenden Polen in Rußland zuflössen.

Damit schloß Bismarck die vernichtende Widerlegung des ungenannten Dunkelmannes der „Deutschen Revue", — den er übrigens, wie er mir damals ganz vertraulich mitteilte, — in der Person des Professors Dr. Heinrich Geffcken vermutete. Dabei war nun die Varziner Frühstücksstunde schon fast herangekommen, und wir konnten höchstens noch anderthalb Kilometer vom „Schlosse" entfernt sein. Ich benutzte daher die Gesprächspause, um den Fürsten zu fragen, aus welchen Gründen wohl der hochverdiente preußische Gesandte beim Römischen Stuhl, Herr von Schlözer, seinen Rücktritt genommen habe.

„Herr von Schlözer hat durchaus nicht seinen Rücktritt genommen," erklärte Bismarck darauf sehr bestimmt und fuhr dann fort: „Es gibt Leute, welche behaupten, man habe ihn beseitigt, weil er das Unrecht begangen habe, Sachkenntnis und Erfahrung in seinem Beruf, auf seinem Posten zu zeigen. Sicherlich aber hat man dem Beteiligten davon nichts gesagt. Denn man hat Herrn von Schlözer überhaupt keine Gründe für seine unfreiwillige Entfernung von Rom, für die Maßregelung eines der verdientesten und tüchtigsten Diplomaten Preußens, angegeben. Vielmehr hat die Münchener „Allgemeine Zeitung" den Wortlaut der höchst einfachen geschäftlichen Anzeige des Grafen von Caprivi an Herrn von Schlözer schon mitgeteilt, aus welcher dieser Gesandte, — unvorbereitet wie er sich hatte, — die Neuigkeit erfuhr, daß er in Rom überflüssig sei. Es ist das bekannte Schreiben, in welchem Herr von Schlözer einfach unterrichtet wird: „daß bei dem allgemeinen diplomatischen „Revirement", welches Graf Caprivi vorhabe, auch der preußische Gesandtschaftsposten beim Vatikan eine andere Besetzung zu gewärtigen habe"." Fürst Bismarck legte mir dann dar, in wie rücksichtsvollen Formen für den Nächstbeteiligten solche Dinge früher, — zu seiner Amtszeit, — behandelt worden seien, und gab darauf der Herrn von Schlözer widerfahrenen Behandlung das zutreffende Eigenschaftswort.

„Es muß tiefen Ekel erregen," — schrieb ich 1892 bei Wiedergabe dieses Gespräches in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" (in der Broschüre S. 17), — und zwar im Anschluß an Bismarcks eigene Worte in Varzin, — „wenn die „Kreuzzeitung" und andere Blätter diesen wahren traurigen Hergang der Sache zu vertuschen suchen durch lügenhafte Erzählungen. Denn entweder werden diese Blätter von böswilligen Erfindern bedient, deren Unglaubwürdigkeit sie erkennen sollten, oder sie helfen selbst mit an dem Gewebe der Lüge. Die Quellen des Besserwissens des Fürsten Bismarck sind hier aber durch keine Kunst zu trüben oder trocken zu legen," — denn der Fürst hatte mir anvertraut, daß Kurt von Schlözer selbst, — mit dem der Fürst immer freundschaftlich verbunden blieb, — erst kürzlich ihm den Vorgang so, wie vorstehend wiedergegeben, erzählt habe.

Diesen Augenblick hielt ich für günstig, dem Fürsten den sehr verwandten Vorgang der Entlassung des italienischen Mi-

nisters Baron Ricasoli mitzuteilen, den mir Konrad Ferdinand Meyer am 19. August 1889 in Kilchberg erzählt hatte (s. o. Bd. II, S. 114 flg.). Als Fürst Bismarck auf meine Frage etwas verwundert erklärte, daß ihm das Gespräch zwischen dem König Viktor Emanuel von Italien und Ricasoli bei Ricasolis Abschiedsaudienz unbekannt sei, und ich ihm meinen auch von ihm hochverehrten Gewährsmann nannte und nun fragte: „Darf ich das Gespräch berichten, Durchlaucht? Es ist ganz kurz," — da erwiderte Bismarck: „Ich bitte sehr darum!" mit der Freude, die er immer zu erkennen gab, wenn ihm in Aussicht stand, aus der ihm besser als irgend einem andern bekannten Geschichte der Völker in den Jahren seiner Amtszeit noch etwas Neues zu lernen.

Nun erzählte ich dem Fürsten den Vorgang genau so, wie ich ihn aus dem Munde des mit Ricasoli eng befreundeten großen Schweizer Dichters vernommen hatte bis zu den französischen Schlußworten des Königs bei Ricasolis Abschiedsaudienz: „Nun, jedenfalls hoffe ich, daß wir Freunde bleiben?" und Ricasolis schneidiger französischer Antwort: „Nun, das wird von Eurer Majestät Benehmen abhängen." Da lächelte mir der Fürst bedeutsam zu, als wolle er sagen: solche Äußerungen können auch anderwärts und heute noch vorkommen.

Nun erblickten wir wieder von hoch oben her, — von den goldbraunen Kulissen des herbstlichen Buchenlaubes eingerahmt und von dem glänzenden Sonnenlichte bestrahlt, das uns an allen Tagen unserer Fahrt begleitete, — das friedliche Herrenhaus von Varzin zu unseren Füßen. Dieser Anblick, die hochaufgerichtete Gestalt des großen teuren Mannes zu meiner Rechten, und die ernste, von scheidendem Leben flüsternde Stimmung der ganzen Spätherbstlandschaft, riefen mir plötzlich die Erinnerung wach an den erst wenige Wochen zuvor, — am 12. Oktober 1892, — in Glion am Genfer See verstorbenen edeln und bescheidenen Freund des Fürsten, an Lothar Bucher, den ich oft mit dem herbstlich-stillen Abglanz seiner tiefen blauen Augen in Berlin gesehen hatte. Wie oft mochte er hier an der Seite seines fürstlichen Freundes und Lebensideals dahingeschritten sein! Ich nannte seinen Namen mit Wehmut und herzlichem Gedenken.

Da rief Bismarck, schwer aufatmend: „Ja, ich habe viel an ihm verloren! Lothar Bucher war eine stille, bescheidene, tiefe Natur, mein treuer Freund, manchmal mein

Zensor, mein Mitarbeiter an allem, was Herzblut, gesunden Menschenverstand, klares, scharfes Denken erforderte. Viel zu gut war er für gewöhnliche Depeschenarbeit. Dafür hatten wir die diplomatische Häckselmaschine Abeken. Der war imstande, in ein paar Viertelstunden über alles zu schreiben, was man von ihm verlangte. Sagte man ihm dann: „Schön, Herr Geheimer Rat — aber in der Hauptsache haben Sie mich mißverstanden, ich habe gerade das Gegenteil sagen wollen" — so entschuldigte er sich und brachte unverdrossen nach einer Viertelstunde die Depesche wieder, die nun mit derselben Überzeugung das Gegenteil verfocht. — Für alles, was Phrasen erfordert, wie z. B. Thronreden u. dergl., war Bucher absolut nicht zu haben. Ja, er verstand sich nicht bloß nicht auf Phrasen, er haßte sie geradezu. Für diesen Bedarf hatten wir außer Abeken auch Wagener, den „Kreuzzeitungs-Wagener", dessen Sie sich ja aus dem Reichstag erinnern werden?" (Er hieß nach seinem Wohnsitz im Reichstag Wagener-Neustettin.)

Ich bejahte des Fürsten Frage und bemerkte, wie sehr mich die von Heinrich von Poschinger herausgegebene Biographie Lothar Buchers erfreut habe. Der Fürst aber sagte: „Bucher war ganz unglücklich darüber, daß das Buch erschienen war. Denn er wollte gar nicht, daß das Publikum sich mit ihm beschäftigte. — Ich fühle mich sehr vereinsamt durch Lothar Buchers Tod," fuhr Bismarck tief aufatmend fort. „Meine Freunde, die es wirklich waren, gehen, einer nach dem andern, mir voraus in den Tod, und diejenigen, die meine Freunde zu sein behaupteten, wenden sich ab von mir!" — —

Doch sogleich nach dieser schwermütigen Betrachtung, die aus diesem Munde, der einst der Welt gebot, doppelt erschütternd wirkte, ein freudiger Strahl aus des Fürsten Auge! — „Sehen Sie die Quelle da unten?" fragte er, mit der Rechten hinabdeutend, „Sie ist auch bei der größten Hitze nicht wärmer als fünf Grad Reaumur. Und wenn alle Brunnen der Gegend vor Trockenheit versiecht waren, gab diese Quelle immer noch reichlich Wasser, und die Leute kamen von weither und füllten ihre Krüge hier. Da ließ ich denn über diesem Wasserlauf im Dorfe und weiterhin auf meine Kosten Brunnen bauen" – die Kosten, die der Fürst mir bezifferte, waren recht beträchtlich, — doch diese Erinnerung, der Wohltäter der Gegend zu sein, hatte ihm selbst wohlgetan und seine düstere Stimmung verscheucht.

Ich aber sann diesen Worten tiefergriffen nach. Denn sie erschienen mir wie ein Symbol seines ganzen gewaltigen Lebenswirkens: „Was Fürst Bismarck so durch seine hingebende Menschenliebe diesem hinterpommerschen Völkchen hochherzig darbot," — sann ich schweigend, — „das bot er auch dem ganzen deutschen Volke! Auch diesem machte er sein Eigen zum Gemeingut, so daß jeder Deutsche sich daran erlaben konnte, die lebenden und die kommenden Geschlechter, so lange deutsches Volkstum bestehen wird!"

Nach dieser Abschweifung kehrte der Fürst wieder zu Buchers Andenken zurück, und zwar indem er, — „zur Widerlegung der dummen Legende," als ob sein Sohn, Graf Herbert, den treuen Freund des Vaters von diesem getrieben habe, fortfuhr: „Die Meinigen behandelten Bucher natürlich immer mit größter Freundlichkeit und Rücksicht. Er hatte aber seine unversöhnlichen Gegner in der zopfigen Bureaukratie unserer Ministerien. Da war vor allem im Ministerium des Innern ein Geheimer Rat von X." — Bismarck nannte mir den durch seine Vornehmheit durchaus nicht erschütternden Namen — „ein stöckerbeiniger Gesell, der Bucher grimmig haßte und ihm alles mögliche Herzeleid antat. Der Mann war so konservativ, daß er sich im Wandel aller Ministerien selbst zu konservieren verstanden hatte. Und er war so reaktionär, daß er mir sagte: „Nein, Herr Ministerpräsident, so eine Ministerplenarsitzung ist nichts für mich — da dürfen sich ja die Bürgerlichen in meiner Gegenwart setzen!" —

Auch die Frau Fürstin erzählte uns einige Stunden später eine hübsche Geschichte betreffs Lothar Buchers, die ich gleich hier einschalte. Ein Gast fragte sie einst, auf Bucher deutend, der mit an der fürstlichen Tafel saß: „Was macht denn eigentlich dieser Herr hier?" — „Dasselbe wie mein Mann," erwiderte die Fürstin. — „Wieso?" — „Im Augenblicke gar nichts." — „Aber sonst? — Durchlaucht arbeiten doch sonst — aber dieser Herr?" — „Der arbeitet auch," versicherte die Fürstin ernsthaft. — „Ja, was denn?" — „Er schreibt Novellen." — „Novellen?! — Davon habe ich ja aber noch gar nichts gehört! Wo erscheinen denn die?" — „Wohl in den Zeitungen" — erläuterte die Fürstin, immer kühner selbst Novellen dichtend, — „aber auch jeder Buchhändler kennt sie. Fragen Sie nur nach den Novellen von Lothar Bucher." — „Das werde ich gleich tun!" — Die Fürstin lachte noch an jenem sonnigen Nachmittag des letzten Oktober 1892, da sie uns diesen Scherz erzählte, herzhaft über die

von ihr geschilderte Verblüffung des dreisten Fragers, als dieser von seiner vergeblichen Forschungsreise nach den „Novellen von Lothar Bucher" zu ihr zurückkehrte.

Der Fürst und ich waren nun am Herrenhause Varzin angelangt.

Sechstes Kapitel.

Beim Fürsten Bimarck in Varzin. Am 31. Oktober 1892 mittags, nachmittags bis zum Abschied.

Sofort begaben wir uns nun zu der bereits vollständig versammelten Frühstücksgesellschaft, — die heute durch zwei geistliche Herren, davon einer aus der Nachbarschaft, vermehrt war, — und dann sogleich zur Tafel. Gegen das Ende des — abermals sehr reichlichen und erlesenen — „Frühstücks" erhob Fürst Bismarck Stimme und Glas und sprach: „Wir sind heute hier beieinander aus vielen deutschen Stämmen: Sachsen, Thüringer, Hessen, Franken. Vor fünfzig Jahren wäre es wohl unmöglich gewesen, hier in diesem stillen hinterpommerschen Winkel Vertreter fast aller deutschen Stämme zu versammeln, — eines Sinnes, in friedlicher Eintracht. Ich bringe mein Glas auf die einzigen Stämme, die hier fehlen: auf die wackeren Bayern und Schwaben!"

Sofort erhob sich Professor Dr. Kaemmel zu einem schwungvollen Toast auf den „Einsiedler von Varzin" und „das ganze Bismarck'sche Haus", die anwesenden und die abwesenden, die lebenden und künftigen Glieder desselben.

Fürst Bismarck nickte dem Redner freundlich zu, rief dann aber launig über den Tisch: „Ich bin gar kein Einsiedler, ich bin ein Zweisiedler!" Dabei trank er mit unendlich liebevollem Ausdruck der Gattin zu und blickte lange nach ihr hin. Dann rann ihm eine Träne über die Wange.

Sofort nach Beendigung der Tafel wurde aufgebrochen, um in gut einstündiger Entfernung von dem Herrenhause die Fischbeute aus einem der Waldteiche zu besehen,

der heute abgelassen wurde. Die Damen, unter Führung Dr. Chrysanders und der jungen Grafen Rantzau, gingen zu Fuß. Der Fürst und wir vier Gäste aus Sachsen fuhren in zwei Zweispännern nach jener Stelle, wo wir dann fast zur gleichen Zeit mit den Damen und ihren Begleitern eintrafen. Die Fürstin war im Herrenhause zurückgeblieben.

Überaus ergötzlich war nun das Schauspiel, das sich an den Ufern dieses abgelassenen Teiches entfaltete. Der Fürst befand sich in fröhlichster Stimmung über die guten Erfolge, welche die Anlage einer Fisch- und Krebszucht seit drei Jahren hier ergeben hatte. Die besonders großen Hechte, Karauschen, Karpfen und Krebse, die einzeln oder mit anderen aus dem seichten Schlammwasser gezogen, oder aus den bereits gefüllten Fischkübeln ihm herausgehoben wurden, betrachtete er mit sichtlichem Wohlgefallen. Alle Krebse und alles halbwüchsige Fischvolk ließ er jedoch wieder frei. Um ihn drängten sich seine Enkel, die Damen, der Oberförster, die Fischleute. Laute Heiterkeit erscholl, so oft ein besonders kräftiger Fisch dem Fangnetz entschlüpfte und durch das Zuleitungswasser einem höher gelegenen, noch gefüllten Teiche zustrebte. Der Flüchtling hatte sich ja auch sein Weiterleben wohl verdient. Im Hintergrunde schnaubten und stampften die Rosse.

Der Fürst reichte dem Oberförster ein großes Silbergeldstück für die Leute und sagte dabei: „Lassen Sie's die Leute aber lieber in den Stiefel schütten" — er meinte, als Spargeld aufbewahren, — „als hinter die Binde, es hält wärmer!" — Der Oberförster bedankte sich und entgegnete: „Zum Hinter-die-Binde Gießen bekommen die Leute beim Fischfang auch ohnehin schon genug." — Als Herr Roediger einige fast erstickende kleine Hechte aus seichten Wasserstreifen herauslangte und in tieferes Wasser setzte, sagte der Fürst zu ihm: „Sie haben ein gutes Herz, Sie müssen wiederkommen, ehe diese Hechte ausgewachsen sind."

Die Sonne neigte sich zum Sinken als wir die Heimkehr nach Varzin antraten. Beim Einsteigen am Fischteich winkte der Fürst mich an seine Seite in den Wagen. Unterwegs sagte er mir u. a., daß „sein alter Herr", Kaiser Wilhelm I., den Schmerz über die unheilbare Krankheit seines Sohnes, des Kaisers Friedrich, nicht in dem Maß empfunden habe, wie man allgemein annehme, und der Kaiser in früheren Jahren auch getan hätte. „Aber in so hohem Alter erlischt auch die Lebhaftigkeit der Empfindung." Von dieser Rückfahrt an des Fürsten Seite

ist mir ferner besonders erinnerlich ein ergötzlich-zurechtweisendes Wort von ihm an mich. Ich grüßte nämlich in meiner angeborenen sächsischen Höflichkeit die Leute, denen wir auf unserer Fahrt begegneten und die den Fürsten ehrerbietig grüßten, jedesmal durch Abziehen meines Hutes auch wieder, wie der Fürst seinerseits durch eine militärische Grußerhebung der Hand nach der rechten Schläfe. Als ich nun zum dritten oder vierten Male bei solchem Anlaß den Hut zog, sagte Bismarck gelassen und ernsthaft: „Der Gruß der Leute gilt mir allein. Man würde Sie ja gewiß auch grüßen, wenn man Sie hier kennte. Aber den Dank des Gegengrußes müssen Sie mir einstweilen allein überlassen."

Im Herrenhause zu Varzin begrüßten wir zunächst die zurückgebliebene Fürstin, ihr die Reize unseres Ausfluges schildernd.

Nun war aber die letzte Stunde unseres Varziner Aufenthaltes angebrochen, denn schon nach sechs Uhr ging unser Zug von Hammermühle ab. Doch gerade diese letzte Stunde sollte für uns noch sehr genußreich werden. Wir saßen um den großen runden Tisch des Damenzimmers; der Fürst neben einer Verwandten seiner Gemahlin, Frau von Puttkamer, auf dem Sofa; die Frau Fürstin unter uns Gästen. Der Fürst schenkte uns eigenhändig echtes Spatenbräu ein, — das auch bei den Mahlzeiten immer zuerst gereicht wird, unmittelbar nachher Champagner, dann erst Rot- und Weißwein und Sherry. Er erhob sein Glas auf unser Wohl, — und dann entspann sich eine Fülle von launigen und ernsten Gesprächen.

Am 1. Juni 1890 hatte Herr v. Caprivi die erste Großtat des neuen Kurses verrichtet, indem er den deutsch-englischen Vertrag über Ostafrika und Helgoland abschloß, d. h. Sansibar und Wituland gegen das winzige Inselchen Helgoland an England preisgab. Bismarck urteilte über diese Großtat: „Ich würde diesen Vertrag nie geschlossen haben. Sansibar war bereits halb oder dreiviertel deutsch, als es den Engländern von uns überlassen wurde. Der deutsche Handel hatte dort den englischen schon völlig verdrängt, in 5—10 Jahren wäre die wichtige Stadt, der wichtigste Hafen Ostafrikas, vollkommen deutsch gewesen. Und was Helgoland anlangt, so ist es in meinen Augen eher eine Last und Schwächung, als eine Stütze und Stärkung für Deutschland in einem etwaigen Kriege mit Frankreich. Denn bisher konnte die uns an Zahl und Stärke überlegene Flotte Frankreichs aus dem ein-

fachen Grunde in der Nord- und Ostsee sich nicht halten, weil es ihr an einem Hafen fehlte, wo sie sich mit Kohlen hätte versorgen können. Sie mußte immer wieder nach Cherbourg zurückdampfen, um dieses Bedürfnis zu befriedigen. Solange Helgoland in englischem Besitz war, in der Hand einer neutralen Macht, war dieses Kohlendepot der französischen Flotte vollständig verschlossen. In Zukunft aber braucht die französische Flotte nur ein paar Befestigungen von Helgoland, — die keine Kunst gegen die zerstörende Kraft der modernen Geschütze stark genug machen kann, — zum Schweigen zu bringen, dann ist das Kohlendepot der Nordsee, — für weitere Streifzüge der französischen Flotte gegen unsere Küsten, — in französischer Hand."

Wir hörten oben aus Bismarcks Mund, daß unser überaus tüchtiger Botschafter in Rom „Herr von Schlözer, dem „großen Revirement" des neuen Kurses zum Opfer gefallen war. Dieses „große Revirement", das Graf Caprivi auf Betreiben höherer Einflüsse, — wie wir wissen, — für nötig hielt, um die von Bismarcks Kurzsichtigkeit nicht genügend durchschauten deutschen Diplomaten und sonstigen Beamten ihrer Posten zu entheben und durch Männer des neuen Kurses zu ersetzen, hatte bekanntlich auch Herrn von Wissmann seine Stellung in Ostafrika gekostet und dafür Herrn von Soden dorthin versetzt, der binnen kurzem dort alles in Verwirrung brachte. Wir fragten nun den Fürsten Bismarck, ob er nicht meine, daß Wissmann in Ostafrika besser am Platze sei. Das bejahte der Altreichskanzler unbedingt und erklärte: daß Herr von Soden ein ganz guter Gouverneur von Kamerun gewesen, mit den ostafrikanischen Verhältnissen aber offenbar nahezu ganz unbekannt und daher den schwierigen ihm dort gestellten Aufgaben in keiner Weise gewachsen sei. — „Das erinnert mich an eine andere Versetzung, die aber glücklicherweise nicht ausgeführt wurde", fuhr Bismarck dann fort. „Es handelte sich darum, einen deutschen Vertreter nach Apia auf die Somoainseln zu senden. Und dazu wurde ausersehen ein Mann, der sich, — sagen wir in Japan oder in der Havanna, — als außerordentlich tüchtig bewährt hatte. Ich konnte zwischen den beiden Posten keine andere Ähnlichkeit, und demgemäß für die Befähigung des Herrn zu dem Posten in Apia keine andere Begründung entdecken, als die: daß beide Orte außerordentlich weit von Berlin entfernt seien."

„Was nun aber Herrn Major von Wissmann anbelangt", fuhr der Fürst fort, „so besitzt dieser unter allen unseren Afrikamännern die genaueste Kenntnis und die reichste Erfahrung betreffs der Verhältnisse Ostafrikas, wenn nicht Afrikas überhaupt, denn er hat Afrika zweimal durchquert, und außerdem außerordentlich viel Tapferkeit und Takt bewiesen. Bevor er von Berlin abreiste, um Buschiri zu bekriegen" (1889), „trat er bei mir ein und ersuchte mich um Instruktionen. — „Instruktionen?" sagte ich, „ich bin doch nicht der selige österreichische Hofkriegsrat. Ein Brief geht schon sechs Wochen bis Sansibar, wie soll ich Ihnen da Instruktionen zukommen lassen? Ich kann Ihnen nur eine Instruktion geben: die zu siegen!" Und diese Instruktion hat Wissmann glänzend durchgeführt. Er ist mit einer vollständig tadellosen weißen Weste aus Afrika zurückgekommen."

Um aller Welt die vielseitige Leistungsfähigkeit des neuen Kurses im glänzendsten Lichte zu zeigen, wurden damals auch Sports zu Wasser und zu Lande an hoher Stelle für notwendig erachtet. Und zu diesen Sports gehörte zeitweilig auch ein „Distanzritt" von Offizieren auf sehr weite Entfernungen. Kurz vor unserem Besuche in Varzin hatte demgemäß ein von oben befohlener „Distanzritt" von Berlin nach Wien stattgefunden. Über diesen von der offiziösen Presse als eine Großtat deutscher Geschichte gepriesenen Ritt hatte sich Bismarck schon bei der Rückfahrt von dem Fischteich mir allein gegenüber abfällig geäußert. Jetzt sagte er darüber noch weiter:

„Eine derartige Leistung kommt im Felde gar nicht ernsthaft in Frage, und daher ist es schade um die vielen edeln Tiere, die dieser Spielerei geopfert worden sind. Ich erinnere daran, daß im deutsch-französischen Kriege ein Gardereiterregiment von der Grenze der Normandie allerdings plötzlich nach der Linie vor Paris zurückbeordert wurde. Aber da die Entfernung viel kleiner ist, als die zwischen Berlin und Wien, so blieben von 600 Pferden nur 18 zurück; die übrigen, wie die Mannschaften, kamen alle in gefechtstüchtigem Zustande vor Paris an. Das ist bei solchen Leistungen aber immer die Hauptsache. Eine übergroße Entfernung macht das unmöglich, da sie eben die menschliche und tierische Kraft völlig erschöpft."

Diese Äußerung Bismarcks hatte ich nicht ganz richtig verstanden und daher bei dem ersten Abdruck meiner Varziner Berichte in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" unrichtig wiedergegeben. Ich sandte diese Berichte stets sofort nach dem Abdruck nach Varzin, da mein Anerbieten, das Manuskript vorher zur Durchsicht einzusenden, als „den Gepflogenheiten Seiner Durchlaucht nicht entsprechend" von Dr. Chrysander im Auftrag Bismarcks abgelehnt worden war. Unmittelbar aber, nachdem mein letzter Varziner Bericht (der dritte Artikel) unter Wiedergabe der Äußerung des Fürsten über den Berlin-Wiener Distanzritt erschienen war, erhielt ich mit dem Poststempel „Varzin, 6. 11. 92. 10—11 V." folgenden Eilbotenbrief:

„Sehr geehrter Herr Doktor.

„Varzin, 6. November 92.

In dem dritten (Schluß-)Artikel über den Varziner Besuch findet sich eine Stelle, die Sie vielleicht inzwischen schon richtig gestellt haben. Es betrifft die Erzählung Sr. Durchlaucht von dem weiten Ritt des deutschen Regiments im französischen Kriege. Der Fürst hat davon gesprochen, daß trotz der außergewöhnlichen Leistung nur 18 Pferde zurückgeblieben seien, d. h., daß das Kavallerieregiment in fast vollkommener Stärke, und, was besonders zu rühmen war, noch gefechtsfähig am Ziele angelangt sei. Ich darf Ihnen anheimgeben, dies, vielleicht mit Wiederholung der Daten, weil es sich dann dem Leser besser einprägen würde, zu berichtigen, doch ohne Erwähnung dieser Mitteilung und verharre in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Chrysander."

Natürlich ließ ich die gewünschte Berichtigung, „ohne Erwähnung dieser Mitteilung", sofort den „Leipziger Neuesten Nachrichten" zugehen und berücksichtigte sie natürlich auch im Broschürenabdruck (S. 21). Heute noch mit hoher Befriedigung darf ich aber feststellen: daß nur dieser einzige Satz in meinen sämtlichen Varziner Berichten auf Veranlassung Bismarcks von Varzin aus als der „Richtigstellung" bedürftig bezeichnet wurde. Im Vergleich zu den bedeutsamen, hochpolitischen Gesprächen und Enthüllungen des Fürsten, die ich in jenen Berichten wiedergab, war der einzige beanstandete

Satz meiner Berichte auch entschieden von untergeordneter Bedeutung. Fürst Bismarck würde daher gewiß auch andere Stellen meiner Wiedergabe seiner Äußerungen durch Herrn Dr. Chrysander haben berichtigen lassen, wenn er daran etwas auszusetzen gehabt hätte. — Nach dieser sicherlich nicht unwichtigen Abschweifung kehre ich zu meinem Bericht über die letzte Stunde unseres Varziner Aufenthaltes zurück (Broschüre „Ein Tag in Varzin" S. 21/23).

Außer den bereits vorgetragenen ernsten Äußerungen des Fürsten in dieser letzten Stunde, die seiner steten treuen Sorge für Deutschlands Wohl entstammten, dankten wir aber auch seiner guten Laune einige reizende Blüten. So äußerte er u. a.: „Die Zeitungen behaupten, wenn ich inkognito reisen wollte, so würde ich mich „Herzog von Lauenburg" nennen" — d. h. mit dem Titel, den ihm der Kaiser bei seiner Entlassung verliehen hatte. — Zufälligerweise erhielt die Frau Fürstin wenige Minuten später eine Geschäftsanzeige unter der Adresse: „An Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Lauenburg in Varzin." — Sie reichte den Umschlag ihrem Gatten über den Tisch hinüber und rief dabei in ihrer köstlichen ungeschminkten Natürlichkeit, die uns während unseres ganzen Varziner Aufenthaltes entzückte: „Otto, da lies mal, was der dumme Kerl schreibt!" — Der Fürst las, hielt dann die Rechte feierlich militärisch grüßend an die Stirn und rief der Gemahlin mit Würde in Berliner Sprechweise zu: „Freut mir, Madame, Sie kennen zu lernen!"

Aus seinem Leben erzählte er vieles. So unter anderem: „Als ich noch keine andere Auszeichnung besaß, als die Lebensrettungsmedaille, deren Band genau so aussieht wie der Adlerorden vierter Klasse, und ich in Berlin rasch in der Richtung eines Bahnhofes dahinschritt, da rief mir ein Junge zu: „Kann ick Ihnen nich eene Droschke besorjen, Herr Baurat?" — Als ich dann Majorsrang hatte und einmal in Uniform ausging, hielt mich ein Schutzmann für einen ernsthaften Major und ersuchte mich, gegen eine Menschenansammlung einzuschreiten, die den Verkehr sperrte und mit der er allein nicht fertig wurde. Ich tat das bereitwillig, erklärte ihm aber dann, als er noch andere derartige Wünsche zu haben schien, doch, daß es mir leid tue, nebenbei noch preußischer Ministerpräsident zu sein, und als solcher augenblicklich nicht weiter zur Verfügung des Herrn Schutzmanns stehen zu können.

„Später habe ich es dann allerdings auch zum General gebracht und kam da eines Tages in Berlin an einem Schutzmann vorbei, der mich nicht grüßte. „Grüßen Sie denn nicht Offiziere?“ fragte ich ihn. — „O ja, Herr, aber nur die höheren“, versetzte er treuherzig. — „Na, rechnen Sie einen General nicht zu den höheren Offizieren, guter Mann?“ — „Das wohl, aber Sie sind doch —“. — „Sie wissen wohl nicht, daß ich der Reichskanzler bin?“ — „Nein, woher sollte ich denn das wissen?“ rief er betroffen. „Ich bin ja eben erst vom äußersten Osten nach Berlin versetzt worden.“ — Ich war so erfreut, daß mich einmal jemand in Berlin nicht kannte“, — schloß Bismarck diese lustige Erzählung, — „daß ich gegen den Mann keine Anzeige erstattete.“

„In Ferrières, im Rothschild'schen Schlosse“, fuhr der Fürst fort, „kam während des Krieges einmal der Großherzog von Oldenburg in mein Vorzimmer, um mich zu besuchen. Da fuhr aber mein schneidigster Diener auf und rief dem andern, auf den Eindringling deutend, zu: „Was will denn der hier? Ist denn der gemeldet?“ —“

„Besinnst Du Dich auf unseren tüchtigen Mecklenburgischen Diener, Johanna?“ fragte er nun die Fürstin. Und als sie bejaht hatte, erzählte er uns weiter: „Nun der diente bei mir eine Zeitlang mit einem Westpreußen. Eines Tages höre ich, daß die beiden im Vorzimmer in lebhaften Wortwechsel geraten und scharf ausfällig gegeneinander werden. Schließlich spielt der Westpreuße aber doch den höchsten Trumpf aus, indem er dem Mecklenburger verächtlich zuruft: „Was will denn der da — der hat ja nicht mal einen König!“

Am Abend zuvor schon hatte der Fürst uns von seinen „Reichshunden“ Sultan und Tyras gesprochen. Jetzt erzählte er uns noch mehr von ihnen. Sultan war, — nach einem dazwischengeworfenen Worte der Fürstin, — „der rührendste Hund, den ihr Gemahl besessen.“ — „Wenn ich verreiste“, bestätigte Bismarck, „so suchte er mich überall mit großer Traurigkeit. Endlich ergriff er dann zu seinem Troste meine weiße Militärmütze und ein Paar meiner hirschledernen Handschuhe, trug diese in den Zähnen nach meinem Arbeitszimmer und blieb dort, mit der Nase an meinen Sachen, liegen, bis ich wiederkam.“

„Auch der alte Tyras war sehr intelligent und treu", fuhr er fort. „Wenn ich nach dem Reichstag ging, so nahm ich den Weg durch den Garten hinter dem Reichskanzlerpalais, öffnete hier die Pforte nach der Königgrätzer Straße, drehte mich gegen Tyras um, der mich bis dahin vergnügt begleitet hatte, und sagte blos: „Reichstag!" Sofort ließ der Hund Kopf und Schwanz hängen und verzog sich niedergeschlagen. Einst hatte ich meinen Stock, den ich auf die Straße nicht mitnehmen konnte, da ich in Uniform ging, an die Innenmauer des Gartens gestellt, ehe ich durch die Pforte schritt. Nach vier Stunden kam ich aus dem Reichstag zurück. Tyras begrüßte mich nicht beim Eintritt ins Haus, wie sonst stets, und ich fragte daher den Schutzmann, wo der Hund sei? —, „der steht seit vier Stunden hinten an der Gartenmauer und läßt niemand zu Euer Durchlaucht Stock", erwiderte der Wachtposten. – Ein andermal ging ich hier in Varzin in Begleitung von Tyras spazieren und sah auf einer Karre eine Fuhre Holz liegen, das ich für gestohlen hielt, weil sie aus grünem Holze gehauen war. Ich gebot dem Hund, bei der Fuhre zu bleiben, und entfernte mich, um einen Mann zu holen, der die Sache aufklären könne. Als ich zurückblickte, gewahrte ich aber, daß Tyras mir leise und geduckt nachschlich. Ich kehrte nun zurück und legte einen Handschuh auf die Karre. Sofort blieb mein Tyras dort stehen wie angewurzelt."

Über das Ende des tüchtigen, treuen Tieres erzählte der Fürst auf mein Befragen: „Tyras war nicht krank, er ist an Altersschwäche eingegangen. Einen Tag vor seinem Tode war er schon so steif, daß ich ihn wie einen Hammel von oben in mein Arbeitszimmer tragen lassen mußte. Dann, als ich nach Hause kam, wedelte er noch. Das nächste Mal, an seinem Todestage, konnte er auch nicht mehr wedeln und gab nur durch seinen Ausdruck zu verstehen, daß er mich erkannt habe. Während ich dann am Tische schrieb, sah ich ihn plötzlich lautlos in mein Schlafzimmer sich schleppen, und gleich darauf sagte mir der Diener, der in das Schlafzimmer getreten war: „Der Tyras liegt ausgestreckt im Schlafzimmer." Von meinen jetzigen Hunden kann ich nur rühmen, daß sie wie wild aus ihren verschiedenen Winkeln auffahren und gegen die Türe stürmen, sobald der Diener meldet: „Das Essen ist aufgetragen."

Auch die Frau Fürstin erzählte uns mancherlei, namentlich aus der Zeit kurz vor und nach der Entlas-

fung ihres Gatten. Der Fürst hatte mir unter vier Augen im Waldesschatten am Morgen gesagt: „Meine Frau teilt mit allen Frauen die Eigenschaft, für politische Gespräche zuviel Herz oder Leidenschaftlichkeit zu besitzen." Mir aber war die Lebhaftigkeit der rückhaltlosen Aussprache dessen, was sie auf dem Herzen hatte, durchaus nicht unsympathisch, sondern erhöhte nur meine Verehrung für diese seltene Frau, zumal da jedes ihrer Worte durchglüht war von ihrer herzlichen Liebe zu ihrem Gatten und ihrem ewig neuen Schmerz um sein tragisches Geschick.

Unter anderem schilderte sie genau die Szene zwischen dem Kaiser und Bismarck am Frühmorgen des 15. März 1890, deren unfreiwillige Ohrenzeugin sie war, da der Kaiser den Kanzler schon zu sprechen verlangte, als dieser noch im Bett lag, und die Fürstin im Nebenzimmer verweilte und es nicht verlassen konnte, ohne das Gemach zu berühren, in welchem der Kaiser auf Bismarcks Erscheinen wartete, und in welchem dann das verhängnisvolle Gespräch stattfand, das die Fürstin uns schilderte und als sehr erregt bezeichnete, — wenigstens von der einen Seite. Nähere Mitteilungen verbieten sich leider zur Zeit noch, obwohl die Fürstin damals laut zu uns vier männlichen Gästen ihres Hauses sprach. Bismarck war während ihrer Worte nicht anwesend und wiederholte mir daher, — da ich von diesen Worten der Fürstin auch in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" und meiner Broschüre „Ein Tag in Varzin" nichts erwähnte, — später am 29. April 1893 in Friedrichsruh sehr eingehend die Schilderung dieser Szene, unter Mitteilung der Hauptstellen des Gesprächs zwischen dem Kaiser und ihm an jenem Frühmorgen des 15. März 1890, — und zwar zur Veröffentlichung dieser Schilderung und Worte in meinem Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", wo sie auch S. 669 veröffentlicht sind. Beim Erscheinen dieses Werkes, gegen Ende 1893, ist die Wahrheit dieses Vorganges und die Richtigkeit seiner Schilderung durch die fürstlichen Ehegatten und meiner Wiedergabe der Worte, die mir Bismarck darüber in Friedrichsruh mitteilte, durchaus nicht bestritten worden. Wie und von welcher Seite das dann erst im Jahre 1900 geschehen ist, werde ich später ausführen. Damals (1900) lebten freilich Fürst und Fürstin Bismarck und auch der Varziner Zeuge Dr. Kind nicht mehr.

Wie ich schon bemerkt habe, war Fürst Bismarck am Ende seines letzten Gespräches mit uns über seine „Reichshunde" und

ehe seine Gattin zu uns sprach, von Dr. Chrysander „auf einen Augenblick" an den Schreibtisch gebeten worden, der in einem Nebenraum stand. Seine Abwesenheit benutzten nun meine beiden Leipziger Begleiter, der Fürstin die Photographie ihres Gatten zu zeigen, die jeder von ihnen nach einer der neuesten und besten Aufnahmen in Kabinettformat mit nach Varzin gebracht hatte. Und an diese harmlose Vorzeigung knüpften sie dann, — wie der Sachse in den Eingaben an seine Behörden zu sagen pflegt, „die ebenso ergebene als dringende Bitte": „Die Frau Fürstin möge Sich bei Ihrem hohen Gemahl dafür verwenden, daß Er geruhen möge, Seinen Namen nebst Datum auf jedes der beiden Bilder einzuschreiben."

Anfangs meinte die Fürstin zwar: „Mein Mann tut das gar nicht gern — aber nach einem so schönen Tag und für so liebe Gäste wird er wohl eine Ausnahme machen." Sie trat denn auch alsbald mit den beiden Photographien zu ihrem Gatten an den Schreibtisch, und trug ihm, für uns vernehmbar, das Anliegen vor, das sie warm befürwortete. Er sträubte sich einige Augenblicke und stieß halblaut heraus: „Du weißt doch, Johanna" — aber „der schöne Tag und die lieben Gäste" taten's auch ihm an, — wir Drei standen nicht weit hinter den fürstlichen Gatten, — und kaum eine Minute später prangten auf jeder der beiden Photographien in des Fürsten großen kraftvollen Zügen die Worte: „Varzin, den 31. Oktober 1892, v. Bismarck." Meine beiden Begleiter waren selig, als die Fürstin ihnen die mit dem heißersehnten Autogramm geschmückten Bilder freundlich wieder einhändigte.

Erst in diesem Augenblicke gewahrte oder bedachte die Fürstin aber, daß ich bei diesem glänzenden Geschäfte meiner Begleiter ganz leer ausgehe, da ich keine Photographie ihres Gemahls mitgebracht hatte, und sofort rief sie gütig: „Aber Herr Doktor Blum hat ja keine Photographie! Herr Doktor Chrysander holen Sie doch gleich einmal eine Photographie meines Mannes für Herrn Doktor Blum. Er muß doch auch eine mit Unterschrift mitnehmen."

Dienstfertig, wie immer, eilte Herr Dr. Chrysander davon. Doch ehe er sein Ziel erreicht hatte, kehrte er mit der Meldung zurück: „Die Wagen sind vorgefahren. Es ist die höchste Zeit, wenn die Herren den Zug in Hammermühle noch erreichen wollen."

Auf das von der gütigen Fürstin mir zugedachte wertvolle Geschenk mußte ich also verzichten, — wenigstens vorläufig. Doch erlaubte ich mir, in einem meiner nächsten Briefe an Dr. Chrysander an jene freundliche Verwendung der Fürstin für mich zu erinnern. Auf diese Anregung erhielt ich aber keine Antwort von ihm. Der Fürst selbst gab sie mir später in Friedrichsruh, wie man sehen wird, in köstlich humoristischer Weise.

Jetzt aber war unser Herz schwer, da wir scheiden mußten und diese unvergeßlichen Stunden für uns zu Ende waren!

Der Fürst reichte jedem von uns die Hand und begleitete uns barhäuptig bis an die Hoftreppe, hier die letzten Scheidegrüße uns nachwinkend. — Die Rosse zogen an, — zum letztenmal erblickten wir die hohe, edle Gestalt, vom Lichtschein des gastlichen Hauses umflossen.

Ich schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, breitete sich nächtliches Dunkel um mich, und die Pferdehufen flogen über die letzte Dorfstraße von Varzin. Wie ein Traum lag der große Tag beim Fürsten Bismarck hinter mir, — aber wie ein schöner, unvergeßlicher Traum!

Siebentes Kapitel.

1892. Die Wirkung meiner Varziner Berichte. Mein Vortrag über die „Emser Depesche" und dessen Folgen.

Am Abend des 1. November 1892 kehrten wir nach Leipzig zurück.

In den nächsten Tagen schon erschienen, — wie bereits bemerkt, — die Berichte über meinen Besuch und Bismarcks Gespräche in Varzin in drei langen Leitartikeln in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" und entfesselten wochenlang einen wahren Zeitungssturm. Kaum eine einzige Zeitung auf der ganzen Erde hat sie unbeachtet gelassen. Die Worte des großen Mannes, die dieser in Varzin an mein Ohr gesprochen, tönten in allen Sprachen der Völker vom ganzen Erdboden zu mir zurück. Die von mir noch jetzt verwahrte Samm-

lung ganz knapper Ausschnitte meiner Berichte in der ausländischen und außereuropäischen Presse wiegt über ein Kilo. Selbst die kleinsten englischen, französischen, russischen, italienischen, niederländischen, schweizerischen, skandinavischen Provinzblätter füllten ihre Spalten damit, manche natürlich mit entsprechenden Verwünschungen gegen den „Zweisiedler von Varzin" wie Bismarck selbst sich launig genannt hatte. Das ultramontane französische Blatt in Limoges z. B. begann seinen Abdruck meiner ihm äußerst widerwärtigen, dennoch aber nicht zu umgehenden Berichte mit den bezeichnenden Worten: „Seitdem Fürst Bismarck nicht mehr im Amte ist, schwatzt er beständig."

Auch die bismarckfeindliche deutsche Presse lebte von meinen Berichten längere Zeit wie der Vogel im Hanfsamen, — überging dabei auch so wenig wie die ausländische Presse, — auch nur die kleinste von mir wiedergegebene Anekdote aus Bismarcks Munde. Natürlich aber ließ sie dann und wann, — um ihre Abonnenten dem Altreichskanzler ja nicht gewogener werden zu lassen, — wieder die unerschütterte höhere politische Weisheit der eigenen „Schriftleitung" aufleuchten, die mit gebührender Geringschätzung auf den müßigen „Schwätzer" von Varzin, auf „die alte Raketenkiste" dort hinten hinabblickte.

Das Alles erzähle ich durchaus nicht aus schriftstellerischer Eitelkeit, sondern nur, um an diesem Erfahrungsbeispiel zu zeigen, mit welch atemloser Spannung die ganze Kulturwelt, Freund und Feind, auf jedes Wort unseres Bismarck lauschte, und wie die Einsicht und Erkenntnis, daß die Leser jedes Blattes unbedingt jede zuverlässige Äußerung Bismarcks zu erfahren verlangten, jedes Parteibedenken, jede nationale und konfessionelle Abneigung gegen den Altreichskanzler unwiderstehlich durchbrach.

Schon wenige Wochen später machte ich dieselbe Erfahrung noch einmal.

Auf Wunsch des nationalliberalen Vereins in Leipzig hatte ich nämlich für den 13. November 1892 abends einen öffentlichen Vortrag über „Die Emser Depesche" zugesagt und diese Absicht durch Herrn Dr. Chrysander dem inzwischen nach Friedrichsruh übergesiedelten Fürsten Bismarck mitteilen lassen. Ich schrieb dabei: ich würde in meinem Vortrag in der Hauptsache meiner Sachdarstellung folgen, die dem Fürsten bereits aus meinen 1891er Artikeln in der „Magdeburgischen Zei-

tung" und aus meinem Buche „Die Lügen unserer Sozialdemokratie" bekannt und von ihm gebilligt war (s. o. Bd. II, S. 138 flg.) Ich würde nur eingehender, als in jenen früheren Schriften möglich war, die Stimmungen in Paris vom 4. bis 13. Juli 1870, die Depeschen zwischen Berlin-Paris, Berlin-London, Madrid-Paris, Paris-Ems und die Vorgänge in Ems vom 9. bis 13. Juli behandeln.

Darauf erhielt ich am Frühmorgen des 13. November, an dessen Abend ich meinen Vortrag zu halten hatte, folgenden Eilbotenbrief aus Hamburg, der dort am 12. November abends zwischen 4 bis 6 Uhr aufgegeben worden war:

„Hamburg, 12. 11. 92.

Sehr geehrter Herr,

indem ich mich Ihnen als den leitenden politischen Redakteur der „Hamburger Nachrichten" vorstelle, übersende ich Ihnen im Auftrage Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck" (der Name ist in dem Briefe mit Anfangsbuchstaben geschrieben: „im Auftrage S. D. d. F. B.") „den anliegenden Fahnenabzug eines Artikels, der in unserm heutigen Abendblatt zur Veröffentlichung gelangt. Wie mir Herr Dr. Chrysander schreibt, wird gewünscht, daß Ihnen die Darstellung für Ihren beabsichtigten Vortrag rechtzeitig zur Verfügung gestellt werde, was hiermit geschieht.

Mit hochachtungsvollster Begrüßung

Ihr

ergebenster

Dr. Hoffmann."

Der in diesem Briefe erwähnte, so bedeutsame Zeitungsartikel lautete:

„Die Emser Depesche."

„Die Vorgänge bei der Publikation der Emser Depesche sind aus bekanntem Anlasse neuerdings in der Presse diskutiert worden; dabei hat man das Verhalten des Grafen Bismarck häufig als eine bedenkliche und tadelnswerte Sache dargestellt. Logisch wäre daraus zu schließen, daß alle diejenigen, die so sprechen, es lieber sehen würden, wenn der Krieg" (gegen Frankreich 1870/71) „überhaupt nicht geführt worden wäre. Wenn Graf Bismarck damals durch die Veröffentlichung der Depesche darauf hingewirkt

hat, die Franzosen bis zur vollen Übernahme der **Initiative** und der Schuld am Kriege zu reizen, so glauben wir, **daß** der damalige Leiter der Politik sich damit um Deutschland wohlverdient gemacht hat.

Wäre die französische Kriegserklärung damals nicht erfolgt, wäre der ganze Krieg unterblieben, so blieb die Tatsache bestehen, daß Deutschland in einer spanischen Angelegenheit von Frankreich grundlos bedroht, in öffentlichen französischen Verhandlungen beschimpft und herausgefordert war und sich vor diesen Drohungen und Beschimpfungen von seiner eingenommenen Stellung zurückgezogen hatte. Es wäre in eine ähnliche Lage gekommen, wie sie 1850 den nationalen und liberalen Politikern als das Ergebnis von Olmütz erschien. Tatsächlich aber wäre die Lage 1870 demütigender gewesen, als die der Olmützer Zeit, weil in Olmütz Österreich im Bunde mit Rußland auftrat und der österreichischen Politik wirkliche österreichische Interessen zugrunde lagen, während die französischen Herausforderungen 1870 rein mutwillig und händelsüchtig waren. Nur durch den gemeinsamen Krieg war die deutsche Einheit zu vollenden. Erfolgte der Kampf nicht, so hatte Norddeutschland eine schwere Schädigung seiner nationalen Ehre und seiner nationalen Aufgaben weg und konnte sich aus der ehrverletzten Lage, in die es geraten war, nur durch Neuschaffung vielleicht ungeschickter Kriegsfragen retten, die nicht bloß im Auslande unverstanden geblieben und unliebsam aufgenommen worden wären.

„Nicht, um den Krieg noch heißer zu entflammen," wie sich ein nationalliberales Blatt ausdrückt, sondern um demütigende Friedenssituationen und die Lahmlegung der nationalen Entwicklung zu hindern, und um diese nationale Entwicklung in den günstigen Weg gemeinsamer Kämpfe aller Deutschen gegen erneute französische Übergriffe zu leiten, war der Krieg notwendig. Wäre er unterblieben, und an seine Stelle ein fauler Friede mit Beibehaltung der Maingrenze getreten, so wäre damit auch die junge Blüte des Norddeutschen Bundes wahrscheinlich geknickt gewesen, ohne die Frucht der Reichseinigung zu bringen."

Schon die Stelle in dem eben mitgeteilten Briefe Dr. Hofmanns an mich: in welcher ausdrücklich von einem „Auftrag" des Fürsten Bismarck bei Übersendung dieses Artikels an mich die Rede ist und von seinem „Wunsche", daß ich „diese Darstellung" bei meinem Vortrag benutzen möge, ließ mich deutlich erkennen, daß dieser Artikel des treuen Hamburger Bismarck-Blattes

sich ganz genau an Friedrichsruher „Informationen" hielt. Ich fand das später auch bestätigt durch die enge Übereinstimmung der Ausführungen dieses Artikels mit dem Kapitel „Die Emser Depesche" in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 78/93, namentlich S. 87/91). Aber schon an jenem 13. November 1892 ließ mir der Satzbau, der sprachliche Ausdruck, der ganze Inhalt und Gedankengang des Artikels, — in Verbindung mit Dr. Hofmanns Brief, — keinen Zweifel über den Verfasser, und ich folgte den wertvollen Fingerzeigen sofort, indem ich nach unumstößlich-geschichtlicher Feststellung der Tatsache, daß Bismarck bei der Verkürzung der echten (viel längeren) Emser Depesche, in Gegenwart Moltkes und Roons am Spätnachmittage des 13. Juli 1870, kein einziges Wort abgeändert oder ihr hinzugesetzt habe, diesen Abschnitt meines Vortrages am Abend des 13. November 1892 in den Folgerungen ausklingen ließ:

„Und dennoch hat Bismarck recht, wenn er sagt," — zu M. Harden, dem Redakteur der „Zukunft", im Oktober 1892, — „er habe „auch ohne Zusatz zu den Worten der Depesche des Königs" (eben der „Emser Depesche") „und ohne die Änderung eines einzigen Wortes etwas völlig anderes daraus gemacht." Und dennoch hatte der ehrwürdige Moltke recht, wenn er sagte: durch die Weglassung allein schon, die Bismarck vornahm, sei aus der „Chamade" eine „Fanfare", d. h. aus der, unter gedämpftem Trommelklang (in Ems) geführten Parlamentär-Verhandlung" (zwischen König Wilhelm und dem französischen Abgesandten Benedetti) „ein hellschmetternder, alle deutschen und französischen Herzen durchzitternder, freudiger Trompeten- und Hörnertusch geworden." (S. 1 meiner unten erwähnten Broschüre über „Die Emser Depesche".)

Wie sehr ich mit dieser Ausführung Bismarcks innerste, — selbst in dem oben abgedruckten, nur in seinem Auftrag zur Benutzung für meinen Vortrag übersandten Artikel der „Hamburger Nachrichten" nicht ausgesprochene Absicht bei Kürzung der „Emser Depesche" traf, das beweist die Stelle in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (a. a. O. S. 91): „Der Unterschied in der Wirkung des gekürzten Textes der Emser Depesche im Vergleich mit der, welche das Original hervorgerufen hätte, war kein Ergebnis stärkerer Worte, sondern der Form, welche

diese Kundgebung als eine abschließende erscheinen läßt während die Redaktion Abekens" (der die Depesche in Ems verfaßt hatte) „nur als ein Bruchstück einer schwebenden und in Berlin fortzusetzenden Verhandlung erschienen sein würde." Ebenso vollständig traf ich in dem nächsten Abschnitte meines Vortrags Bismarcks weitere, — gleichfalls erst in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (a. a. O. S. 84/89) öffentlich zugestandene, — in dem mir zugesandten Hamburger Artikel wenigstens nur angedeutete, — Absicht: durch Abkürzung der „Emser Depesche" in Deutschland den peinlichen Eindruck der unleugbaren Tatsache zu vermeiden, daß König Wilhelm in Ems, trotz gröblicher französischer Beleidigungen, mit den Franzosen gelassen persönlich weiter verhandelt habe (Bismarck a. a. O. S. 84/89). Denn ich fuhr in meinem Vortrage fort:

„Und weit entfernt davon, Bismarck deshalb zu schmähen, danken wir ihm für diese Tat! Denn Bismarck entkleidete die Urdepesche aus Ems aller Nebendinge, aller Worte, welche die französischen Forderungen in Ems als unverschämte Beleidigungen unseres teuren königlichen Bundesfeldherrn bezeichnen, seine Antworten als in dem Gefühl tiefer Kränkung abgegeben erscheinen lassen konnten. Bismarck beschränkte sich auf die Zusammenstellung der einfachen Tatsachen: Nachdem der Prinz von Hohenzollern, dem Wunsche Frankreichs gemäß, auf den spanischen Thron verzichtet hatte, stellte der französische Botschafter in Ems plötzlich die neuen Forderungen an den König, diesen Verzicht zu billigen und niemals wieder seine Genehmigung zu der hohenzollernschen Thronkandidatur zu geben. Der König lehnte es ab und weigerte sich, den Botschafter Frankreichs nochmals zu empfangen.

„Bismarck wußte, daß ganz Deutschland diese einfache Aneinanderreihung der ganz außerordentlichen Vorgänge in Ems ganz so aufnehmen werde, wie sie von französischer Seite ausgesonnen und ins Werk gesetzt worden waren: als den ruchlosen Versuch einer Beschimpfung und Demütigung Deutschlands in der ganz Deutschland teuersten höchsten Person des greisen preußischen Königs und deutschen Bundesfeldherrn. Je einfacher, kürzer und schlichter diese Vorgänge erzählt wurden, um so tiefer mußte die deutsche Volksseele davon ergriffen werden! . . . Das war die von Bismarck erhoffte Wirkung seiner „Fanfare"!

„Wie ein ungeheurer Gewittersturm brauste es nun durch ganz Deutschland. Da gab es keine Mainlinie mehr, — da wurden die ultramontanen Freunde Frankreichs in Bayern, welche Bayern neutral erklären und Bayerns Wehrkraft am Kriege nicht teilnehmen lassen wollten, hinweggefegt wie Spreu vom Winde! Da war mit einem Male der Gedanke unwiderstehlich geworden, der aus der Saat auf den blutigen Schlachtfeldern Frankreichs später zur Wiedererneuerung von Kaiser und Reich heranreifte:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!

„Das dankt Deutschland seinem Bismarck. Und jeder, dem ein wirklich deutsches Herz im Busen schlägt, wird diese Tat Bismarck nie vergessen!“

Der Schlußabschnitt meines Vortrags lenkt nun genau in die mir von Friedrichsruh über Hamburg gegebenen „Informationen“ ein, die Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (a. a. O., namentlich S. 91) übrigens gleichfalls vollständig entsprechen. Denn ich fuhr fort:

„Bismarck wußte ferner ganz genau, daß die Wirkung der von ihm veröffentlichten Emser Depesche auch im Auslande dieselbe sein werde, wie in Deutschland.... Bismarck ließ die Emser Depesche daher, — der Ermächtigung seines Königs durchaus entsprechend, — auch allen Vertretern Preußens im Ausland zugehen, um Frankreich vor aller Welt und im Urteil aller zivilisierten Staaten und Völker ins Unrecht zu versetzen. Und auch das ist ihm vollständig gelungen. Auch dafür hat er Anspruch auf unsern unauslöschlichen Dank.

„Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich sage: Bismarck wußte auch, daß die von seinem König zugelassene und von Bismarck beschlossene Veröffentlichung der Emser Depesche die Franzosen in ihrer Verblendung dazu reizen werde, die ungeheure Schuld des Kriegsbeginnes auf sich zu nehmen*). Und ich stehe nicht an zu erklären, daß nach meiner Überzeugung Bismarck auch durch diese vorausberechnete Folge seiner Tat um Deutschland sich hochverdient gemacht hat!

*) Bismarck sagt „Gedanken und Erinnerungen“ a. a. O. S. 91: „Ich erläuterte: »Wenn ich diesen Text sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandtschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen.“

„Denn so schwere Blutopfer uns dieser Krieg auch gebracht hat, unausbleiblich war er doch früher oder später*). Und unschwer läßt sich erkennen, welche Folgen damals eine feige Nachgiebigkeit an Frankreich für die Entwicklung unserer nationalen Bestrebungen und Bedürfnisse gehabt hätte. Aus den Verhandlungen der französischen Kammern vom 6. und 15. Juli," — die ich zuvor mitgeteilt hatte, — „aus der französischen Presse und den Reden und Erklärungen der Minister war völlig klar geworden, daß der Lärm über die spanische Thronkandidatur des Prinzen Hohenzollern nur leerer Vorwand war, daß Frankreich die „Revanche für Sadowa" nehmen, den jungen Norddeutschen Bund lähmen, womöglich auflösen und zertrümmern, Preußen schwächen und demütigen, allen sonderbündlerischen und reichsfeindlichen Bestrebungen in Deutschland in Zukunft eine feste Stütze bieten wollte.

„Diese Politik bezeichnete selbst der beredteste und klügste Oppositionsredner gegen den Krieg, der alte Thiers, als „die unverbrüchliche französische Politik seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten" und bekannte sich selbst aus vollem Herzen zu dieser Politik.

„Wenn Deutschland sich also 1870 vor den französischen Drohungen und Beschimpfungen zurückgezogen hätte, so konnte es keineswegs unter den alten Verhältnissen zu seiner nationalen Politik zurückkehren. Der Norddeutsche Bund und Preußen hätten dann in der Überzeugung aller Freunde der deutschen Einheit und Macht eine unheilbare Niederlage, einen verhängnisvollen Stoß erlitten. Mit unverhohlener Schadenfreude und im Vertrauen auf Frankreichs, — dem Norddeutschen Bunde anscheinend bei weitem überlegene — Macht und Stütze hätte die unselige deutsche Sonderbündelei, die „germanische Libertät", von neuem das Haupt erhoben und die deutsche Zwietracht und Zerrissenheit verewigt.

„Die Möglichkeit eines deutschen Bürgerkrieges, unter französischer Mitwirkung, lag dann nicht außerhalb der so gestalteten Geschicke unserer Zukunft. Die Möglichkeit eines mit aller deutschen Kraft, mit allen deutschen Stämmen, unter einer Führung, bei erneuter Herausforderung Frankreichs, geführten deutschen Nationalkrieges dagegen lag, bei solcher

*) Ebenda sagt Bismarck: Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen auf uns nehmen wollen.

Entwickelung der deutschen Dinge, nicht mehr im Bereiche wahrscheinlicher Berechnung.*)

„Vor alledem hat uns Bismarck behütet, indem er seinerseits die Franzosen zwang, die Bahn ihrer Verblendung bis zum Ende zu schreiten. Die Emser Depesche raubte ihnen vollends alle ruhige Besinnung. Sie griffen taumelnd zum Schwert. Und Deutschland wuchs einmütig zusammen in Kampf und Not und Sieg, für immer verbunden durch den unlöslichen Kitt seines Blutes, seiner Waffentaten, seiner brüderlichen Gesinnung — zu Kaiser und Reich!"**)

Dieser Vortrag erschien im Wortlaut zunächst in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" und dann im Verlage dieser Zeitung Edgar Herfurth & Co. in Leipzig (1892) auch als Broschüre unter dem Titel: „Die Wahrheit über die Emser Depesche vom 13. Juli 1870. Entstehung, Wortlaut, Folgen der Depesche. Vortrag im Nationalliberalen Verein der Stadt Leipzig von Hans Blum. (Preis 30 Pfg.) Der Vorstand des Nationalliberalen Vereins für Sachsen ließ diese Broschüre wie die erste „Ein Tag in Varzin" an alle seine Mitglieder im Lande unentgeltlich verteilen.

Wie man sieht, hatte ich in keinem Worte meines Vortrages und in dessen Ausdrücken etwas davon angedeutet, daß ich, namentlich in den Schlußabschnitten, Informationen aus Friedrichsruh gefolgt sei.

Gleichwohl aber war der Welt-Zeitungssturm, den mein Vortrag erregte, fast noch größer und ungestümer, — der Stoff brachte es ja mit sich, — als derjenige gewesen, der meinen Berichten aus Varzin folgte. Zur Erinnerung an diese Aufregung bewahre ich auch davon ganze Bündel von Zeitungsausschnitten aus allen Erdteilen und in allen Völkerzungen noch heute. Die gesamte bismarckfeindliche Presse des Inlandes und die gesamte ausländische Presse schwor darauf, daß hinter jedem meiner Worte Bismarck stecke. Die sozialdemokratische Presse heulte vor Wut und Schmerz über die Hiebe, die ich ihr und ihren verleumderischen Führern verabreicht hatte, weil sie Bismarck als „Fälscher" der Emser Depesche verunglimpften. Diese rote Schimpf-

*) Ebenda, S. 78 79.

**) Zu vgl. mit diesem Schlußsatz meines Vortrages den von mir oben Bd. II S. 190 flg. meines Werkes citierten Satz aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" Bd. II S. 91.

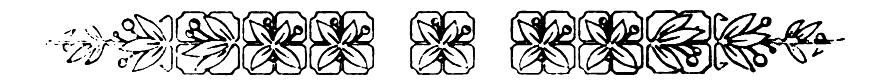
presse ließ sich dabei abermals zu wilden Schmähungen gegen mich hinreißen, die ich der gerichtlichen Bestrafung überlieferte. Die namhaften mir zugesprochenen Bußgelder verwandte ich wieder vollständig zu wohltätigen Zwecken. Und so kam meine Bismarck-verehrung auch armen Notleidenden zu statten.

Mein Vortrag hatte aber noch eine andere, viel merkwürdigere Folge. Ich hatte darin nämlich (S. 12/13 der Broschüre) ganz offen ausgesprochen: „Der Wortlaut dieser (Emser) Depesche, die im Auswärtigen Amt in Berlin sich befindet," — vgl. den Brief des Fürsten Bismarck an mich vom 1. Juni 1891, oben Bd. II, S. 138, — „ist bis heute noch nicht veröffentlicht, obwohl ihr Inhalt so gut und noch besser als hundert andere Aktenstücke der Kriegszeit" (von 1870/71) „schon längst die Veröffentlichung ertrüge, ja obwohl diese Veröffentlichung dem schändlichen Gerede aller Reichsfeinde, zu welchem diese seit Bismarcks Rücktritt den traurigen Mut finden, und aller Verleumder unseres Altreichskanzlers ein für allemal ein Ende bereiten würde! Aber freilich, ist es ja ein besonderes Kennzeichen des neuen Kurses, daß dieser sorgfältig alles zu tun vermeidet, was zur Ehre seines Vorgängers dienen kann, und dagegen nach seinen schwachen Kräften alles tut, um Bismarck bei der Mit- und Nachwelt herabzusetzen!"

Darauf wurden nun auch im Reichstag Stimmen laut, welche sich nach dem Wortlaut dieser interessanten Depesche erkundigten, — und nun verlas Graf Caprivi plötzlich diesen Wortlaut dem versammelten Reichstage, um, wie er etwa sagte, der heuchlerischen Entrüstung ein Ende zu machen, mit welcher das Ausland das Odium des Krieges von 1870 auf die Schultern des Altreichskanzlers abzuladen bestrebt sei. – Ich konnte den Wortlaut dieser vom Grafen Caprivi verlesenen Depesche noch in einem Nachtrag zu meiner Broschüre (S. 22/23) mitteilen, ließ unmittelbar darauf den Wortlaut der von Bismarck redigierten Abkürzung folgen, wies an der Vergleichung beider Texte, — genau den Vermutungen meines Vortrages entsprechend, — die Unhaltbarkeit der schamlosen Verleumdung nach, daß Bismarck die Depesche „gefälscht" habe, wiederholte kurz die Gründe für die von ihm vollzogenen Kürzungen und schloß (S. 24):

„Noch niemals ist eine Verleumdung so kläglich in sich zusammengebrochen, als die: Bismarck habe die

Emser Depesche „gefälscht“. Als Fälscher und Ehrlose stehen jetzt nur diejenigen da, welche ihrerseits die Tatsachen und öffentliche Meinung Europas gefälscht haben. Bezeichnend bleibt in unseren Augen schließlich aber doch die Tatsache, daß der Reichskanzler Graf Caprivi sich nicht durch die seit Jahren in Deutschland gegen Bismarck tobende Verleumdung, sondern erst durch „den Entrüstungssturm in der ausländischen Presse“ zur Veröffentlichung der echten Depesche bewogen gefunden hat.“



Viertes Buch.

Mein Leben und Schaffen 1893 bis Ende 1898.

Erstes Kapitel.

Winter 1892—93. Frühling 1893. In Friedrichsruh, 29. April 1893.

Bald nach dem Erscheinen meiner Berichte über meinen Besuch beim Fürsten Bismarck in Varzin und meines Vortrags über die Emser Depesche trat die für mich persönlich bedeutsamste Folge dieser Veröffentlichungen ein in einer brieflichen Anfrage des Inhabers der sehr namhaften C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München, Herrn Oscar Beck: ob ich bereit sei, eine Biographie des Fürsten Bismarck zu schreiben, die ursprünglich auf drei Bände berechnet war. Ich sagte freudig zu. Wie ich später berichten werde, mußte dieses Werk freilich, — nachdem ich den ungeheuren Stoff gesichtet und verteilt hatte, — mit bereitwilliger Genehmigung des Herrn Verlegers, — auf sechs Bände erweitert werden, da zum Verständnis des Lebensganges und Lebenswirkens Bismarcks natürlich auch die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit gehörte. Das Werk erhielt daher den Titel: „Fürst Bismarck und seine Zeit".

Im Winter 1892 auf 1893 erhielt ich auch zahlreiche Aufforderungen zu Vorträgen und Abhandlungen über Bismarck, nahm aber

von ersteren nur die Einladung an, zum Geburtstage des Altreichskanzlers 1893 einige Festreden zu halten. Die ehrenvollen Anerbieten zahlreicher Zeitschriften und Zeitungen lehnte ich dagegen sämtlich ab, da mir mein Werk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“ für das Bibliographische Institut von Meyer in Leipzig auch jetzt und noch monatelang jede Freistunde von früh halb sechs Uhr an wegnahm.

Eine dieser Aufforderungen aber erschien nicht blos mir besonders interessant. Sie konnte vielleicht auch dem Fürsten Bismarck erwünscht sein und von ihm benutzt werden, um seine Ansichten in großen englischen Zeitungen zum Ausdruck zu bringen. Diese Aufforderung kam von einem alten, lieben und zuverlässigen Berichterstatter der englischen Presse, der 1870 mit mir in Versailles gewesen, seither mit mir in Korrespondenz geblieben war und mich auch öfters in Leipzig besucht hatte. Er war seit 1871 als englischer Berichterstatter in Paris geblieben und 1891 in das Pariser Bureau der englischen Telegraphen-Compagnie von Reuter eingetreten. Am 22. November 1892 bot er mir nun, mit Bezug auf meine „Interviews mit dem Fürsten Bismarck“ an, ihm deutsche „Spezialkorrespondenzen“ zu liefern, „da es uns fehlt an erfahrenen Leuten, die der Politik nahe stehen.“ Im übrigen Teil seines Briefes äußerte mein Freund in englischer Sprache seine Entrüstung über die englische und französische Presse, die, infolge der Aussprachen Bismarcks gegen mich, den Altreichskanzler als „leibhaftigen Teufel“ hinstelle.

Da ich, wie schon bemerkt, der Meinung war, daß die Verbindung mit dem Reuterschen Bureau und dadurch mit der ganzen englischen und einem großen Teil der Weltpresse dem Fürsten Bismarck erwünscht sein könne, so sandte ich den Brief meines Freundes nach Friedrichsruh, betonte rühmend dessen vollständige Zuverlässigkeit auf Grund meiner 22jährigen Erfahrung, und gab dem Fürsten ganz anheim, wenn demselben die Anknüpfung einer Verbindung mit meinem Freunde erwünscht erscheine, diese unmittelbar oder durch meine Vermittelung zu benützen.

Darauf antwortete mir am 9. Dezember 1892 Dr. Chrysander aus Friedrichsruh, unter Rücksendung des Briefes meines Freundes, und mit herzlichem Dank vom Fürsten Bismarck: Derselbe sei „nicht in der Möglichkeit, auf den Vorschlag des Herrn einzugehen, dieser überschätzt Seiner Durchlaucht und, so muß ich hinzufügen, des hiesigen Sekretariats Arbeitskraft.“

Zu Neujahr 1893 sandte ich dem Fürsten ein herzliches Glückwunschtelegramm und erhielt darauf aus Friedrichsruh ein kurzes Dankschreiben in seiner eigenen Handschrift, ebenso auf meine brieflichen Glückwünsche zu seinem Geburtstage am 1. April 1893.

Am 15. Januar 1893 wurde uns in Rheinfelden unser erster Enkel, Hermann Costenoble, geboren, ein nettes, kräftiges Kind, wie wir uns schon im Sommer 1893 überzeugten.

Sehr bald nach dieser Glücksbotschaft aus Rheinfelden, noch im Januar 1893 ergriff mich ein drückendes, körperliches Leiden. Bei meiner täglichen unablässigen Arbeit an meinem Geschichtswerk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", von früh halb sechs Uhr bis abends nach zehn Uhr, und tagsüber in meiner Anwaltspraxis, war ich geistig immer völlig frisch geblieben, ja ich fühlte mich sogar durch meine geschichtlich-schriftstellerische Arbeit seelisch besonders gehoben und so zu sagen verjüngt. Aber meine Körperkraft und Gesundheit war unter der zu großen Arbeitslast und bei der zu kurzen Nachtruhe nun zusammengebrochen, so daß ich vom Januar 1893 an wochenlang bettlägerig war.

Mir lag nun die Vollendung meines Werkes „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" und die baldige Inangriffnahme meiner großen Bismarck-Biographie für den Beck'schen Verlag in München weit mehr am Herzen, als die Fortführung meiner Anwaltspraxis. Zudem stellte mir mein Arzt die Entscheidung zwischen beiden Tätigkeiten einfach zur Wahl, erklärte aber beide vereint für eine meine Körperkraft übersteigende und meine Gesundheit dauernd bedrohende Last. So war ich denn fest entschlossen, der Anwaltspraxis mindestens bis zur Vollendung meiner großen Bismarck-Biographie zu entsagen. In den Wochen, da dieser Entschluß in mir gereift war, — er wurde später fallen gelassen, da damals ein in der Gerichtspraxis schon geübter Referendar in mein Anwaltsbureau einzutreten wünschte, — schrieb ich an Bismarck am 21. April 1893:

„Eurer Durchlaucht

teile ich ganz gehorsamst mit, daß ich auf den 28. d. M. mittags 12½ Uhr in einem Strafprozesse gegen einen sozialistischen Redakteur in Hamburg (Stolten vom Hamburger „Echo") als Zeuge vor das dortige Landgericht geladen bin und die Ge-

legenheit, — wenn Eure Durchlaucht huldvoll gestatten würden, — gern benutzen möchte, um Eurer Durchlaucht einige Fragen vorzulegen, die sich auf die letzten Abschnitte meines Geschichtwerkes" („Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks") „auf die Zeit von 1888 bis 1890 beziehen. Falls Euer Durchlaucht mich empfangen können und wollen, dürfte ich wohl ganz ergebenst um eine Bestimmung darüber bitten, wann ich in Friedrichsruh eintreffen soll, ob am 27., 28. oder 29. dieses Monats.

Ich habe gegenüber dem wackeren Verleger C. H. Beck in München (Verleger des Europäischen Geschichtskalenders von Schultheß und der Schrift des Grafen Westarp „Fürst Bismarck und das deutsche Volk", zur Erinnerung an den Sommer 1892), einen aufrichtigen und dankbaren Bewunderer Eurer Durchlaucht, die Verpflichtung übernommen: nach der im Mai d. J. zu erwartenden Vollendung meines Werkes „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks, 1871 bis 1890", Eurer Durchlaucht Leben und Wirken in drei Bänden zu schreiben. Dafür ist vom Herbst d. J. ein Zeitraum von drei Jahren in Aussicht genommen.

Diese Aufgabe ist mir so wichtig und teuer, und erfordert ein so umfassendes Studium, daß ich mich entschlossen habe, bis zur Vollendung dieser künftigen Arbeit meiner seit fast 25 Jahren betriebenen Anwaltspraxis zu entsagen.

Ich halte jedes Opfer für gering, wenn es dargebracht wird in der Absicht, das dankbare Andenken des deutschen Volkes an Euer Durchlaucht unvergleichliches Wirken anzuregen und zu vertiefen.

In geziemendster Ehrerbietung
Euer Durchlaucht
dankbarst ergebener
Dr. Hans Blum."

Ich erhielt darauf am 26. April abends folgendes in Friedrichsruh nachmittags 5 Uhr 55 Minuten aufgegebene Telegramm:

„Wunsches Erfüllung ungewiß wegen Befinden. Erbitte Hamburger Adresse.

Chrysander."

Am 27. April (Donnerstag) vormittags telegraphierte ich darauf zurück:

„Dr. Chrysander, Friedrichsruh.

„Bin Freitag" (den 28. April) „von halb zwölf vormittags ab Hotel Waterloo" (Hamburg), „von wo Depeschen mir nach Justizpalast gebracht werden. Ihrer Ordre gewärtig, gern auch noch Sonntag verfügbar.

Blum."

Darauf antwortete mir Dr. Chrysander brieflich nach Hamburg, daß der Fürst wegen des Befindens seiner Gemahlin, die Rekonvaleszentin von einer schweren Influenza sei, – von welcher sie sich leider nie ganz wieder erholen sollte, — wahrscheinlich leider sich versagen müsse, mich in Friedrichsruh zur Dinerstunde bei sich zu sehen, mich dagegen zum Frühstück (um zwölf Uhr) empfangen und nach demselben mit mir allein sprechen werde. Die Unterredung dürfe aber nicht zu lange dauern. Doch möge ich, mit Rücksicht auf den Zustand der Fürstin und die häufig unerwartet anschwellenden Tagesgeschäfte des Fürsten, zuvor noch telegraphisch anfragen: ob ich am Sonnabend (den 29. April) oder Sonntag (den 30.) passender komme?

Darauf telegraphierte ich am 28. April, sowie ich diesen Brief im Waterloo-Hotel in Hamburg erhalten hatte:

„Dr. Chrysander, Friedrichsruh.

Brief erhalten. Vollkommen einverstanden. Darf ich Sonnabend zwölf Uhr kommen? Mit welchem Zuge?

Blum."

Dr. Chrysander telegraphierte mir darauf zurück, daß ich um diese Stunde willkommen sei. Wenige Stunden später aber folgte wieder eine telegraphische oder briefliche Absage von ihm, da die Fürstin den Wunsch ausgesprochen habe, an dem Frühstück teilzunehmen und ihres noch leidenden Zustandes halber dies in ganz häuslicher Toilette tun müsse, so daß kein Gast anwesend sein könne. Dr. Chrysander werde mir noch telegraphisch die Stunde bestimmen, zu welcher ich dem Fürsten in Friedrichsruh willkommen sei.

Am 29. April ließ er dann um 9 Uhr 57 Minuten vormittags folgende mich hochbeglückende Depesche in Friedrichsruh an mich aufgeben:

„Erwarte Sie heute mit Zug 1.30 ab Berliner Bahnhof" (Berliner Bahnhof in Hamburg aus)

Chrysander."

Natürlich versäumte ich diesen Zug nicht, der wenige Minuten nach zwei Uhr in Friedrichsruh hielt. Das bescheidene Landhaus des Fürsten, — das ebenso unzutreffend wie das Varziner, und ebenso sehr gegen Bismarcks eigene Auffassung, „Schloß" genannt wurde und wird, — war schon beim Einfahren des Zuges deutlich zu erkennen gewesen. Und die Hamburger Fahrtgenossen, oder die Bewohner von Landsitzen bei den nächsten Stationen von Friedrichsruh machten ihre ortsfremden Reisebegleiter auf die vor uns aufragenden Bauwerke aufmerksam mit den eifrigen Worten: „Hier wohnt Bismarck!" Mich hielt kein Insasse unseres Abteils eines Interesses an diesen Gebäuden und an deren Besitzer für fähig. Denn ich hatte seit Hamburg ausschließlich mit Kindern, die vom Hamburger Schulbesuch nach dem Landsitze ihrer Eltern zurückkehrten, geplaudert, gespielt, einige Zauberkunststückchen ihnen vorgemacht und auch erklärt. Die Fahrtgenossen meines Abteils, die hier Bescheid wußten, waren daher nicht wenig erstaunt, daß ich in Friedrichsruh ausstieg, und daß sogar Herr Dr. Chrysander mich schon von weitem begrüßte und mit mir sogleich dem nahen „Schlosse" zuschritt.

Vor uns Beiden waren aber schon einige in feierliches Schwarz gekleidete junge Herren, die offenbar gleichfalls demselben Zuge entstiegen waren wie ich, am Hauptportal des „Schlosses" angelangt und verrieten durch die nervöse Ungeduld ihrer Bewegungen deutlich ihre Sehnsucht, da hineinzukommen.

In diesem Augenblick faßte Dr. Chrysander bedeutsam meinen Arm, blinzelte mir mit den Augen zu und führte mich am Portal schweigend vorüber, ebenso am Herrenhause, das durch eine hohe Mauer von der Dorfstraße abgegrenzt ist, auf welcher wir nun weiter schritten, als hätten wir im Herrenhause in Friedrichsruh gar nichts zu suchen.

Sowie wir aber außerhalb der Hörweite der vor dem Hauptportal harrenden Jünglinge gelangt waren, sagte mir Dr. Chrysander: „Das waren auswärtige Zeitungskorrespondenten, die meinten und noch jetzt meinen, nach Belieben jeden Augenblick den Fürsten interviewen zu können. Sie glauben nicht, in welchem Maße er durch Zudringliche belästigt wird! Neulich wurde er sogar auf einem seiner Spaziergänge in der Nähe des Herrensitzes durch einen mehr als verdächtigen Menschen belästigt, der förmlich auf ihn gelauert hatte und sich ihm in den Weg stellte. Durch einen zufällig an den Schauplatz herzueilenden Herrn", — Dr. Chry-

sander nannte mir Namen und Stand des Herrn, — „wurde der Kerl aus dem fürstlichen Besitztum hinausbefördert" — und wohl auch der Polizei übergeben. „Der Fürst will eben Friedrichsruh nicht unter Verschluß halten." Doch seit jenem Vorfall würden, — fuhr Dr. Chrysander fort, — die Umgebungen des Herrenhauses, ehe der Fürst spazieren gehe, von zuverlässigen Leuten vorher abgeschritten und auf ihre Menschenleere geprüft. Seine Durchlaucht mache auch jetzt einen Spaziergang, — schloß mein liebenswürdiger Führer, so daß ich nicht etwa früher zu der gewünschten Unterredung mit dem Fürsten gekommen wäre, wenn wir vorhin durch das Hauptportal eingetreten wären.

Während dieses Gespräches schritten wir immer parallel den uns zur Linken liegenden Bahngleisen in der Richtung gegen Hamburg zu, entlang der uns zur Rechten liegenden Mauer der fürstlichen Besitzung, auf der Dorfstraße weiter. Unterwegs begegneten wir einem fürstlichen Beamten und einem Gendarmen, die meinem Begleiter meldeten: daß die Wege und Anlagen um den Herrensitz ganz menschenleer befunden worden seien. Dann traten wir durch eine vom „Schlosse" etwa zehn Minuten entfernt liegende Türe in diese befriedeten Anlagen ein.

Da bot sich mir ein landschaftlich reizender Anblick dar. Hochauf ragte zur Linken der berühmte „Sachsenwald", prangend im strotzenden Frühlingsgrün. Zwischen diesem herrlichen Hochwald und unserm Standpunkt, auch bei unserm Weiterschreiten dem Herrensitz zu, dehnten sich leichtgewellte Rasenflächen, die von Zierbaumgruppen und Blumenbeeten unterbrochen und von Spazierwegen durchzogen waren. In der Tiefe des hügeligen Geländes aber schimmerten reizende Teiche, von wildem und künstlich angesiedeltem Pflanzenwuchs umsäumt und von Wassergeflügel belebt.

Besonders fesselte dabei meine Aufmerksamkeit eine schöne schwertlilienartige, offenbar wilde Pflanze, die aus den Teichen selbst emporblühte, aber nicht die Blüte der Schwertlilie, sondern eine gelbe Glocke zeigte, etwa wie gefüllter „Hahnenfuß" auf saftstrotzendem Stengel. Ich fragte daher Herrn Dr. Chrysander, ob ich einige dieser Blumen brechen und mitnehmen dürfe. Er bejahte freundlich, etwa mit dem Bemerken: „Das Zeug wächst ja doch nur wild", und gab mir nach unserer Ankunft im Herrenhause einen Bogen ungemein festen weißen Kanzleipapiers, da-

mit ich die Pflanzen dazwischen legen und dann in meinem, — einstweilen auf dem Bahnhof zurückgelassenen — Köfferchen kunstgerecht pressen könne.

Bei näherem Betracht bot mir dieser Papierbogen ein noch interessanteres Andenken an Friedrichsruh, als die dort gepflückten Pflanzen. Denn Dr. Chrysander entnahm diesen Bogen jenem großen Papiervorrat, den die deutschen Papierfabriken dem Fürsten Bismarck zu seinem 70. Geburtstage, am 1. April 1885, geschenkt hatten. Dieses Papier war der Gattung nach natürlich das Beste, was dieses deutsche Gewerbe überhaupt zu leisten vermochte, von pergamentartiger Festigkeit, und doch biegsam und glatt. Das Schönste aber an diesem Bogen waren die in Wasserzeichen bewirkten Einprägungen: in der vorderen Bogenhälfte das wohlgetroffene Bildnis Kaiser Wilhelms I., in der unteren das Wappen des Hauses Bismarck.

So vollsaftig waren übrigens die von mir in Friedrichsruh gepflückten Pflanzen und Blumen, daß sie, trotz der harten und vielstündigen Pressung in meinem Reiseköfferchen bis zum andern Morgen, in Leipzig in einem Blumenglase doch wieder voll aufblühten und noch reichlich acht Tage lang den Besuchern unseres Hauses Grüße aus Friedrichsruh brachten, dann aber durch erneute Pressung dauernd erhalten wurden.

Dr. Chrysander und ich standen nun vor dem Herrenhause von Friedrichsruh. Die Anordnung und Einteilung dieses Hauses und der Nebengebäude ist so oft beschrieben und bildlich dargestellt worden, daß ich sie als bekannt voraussetzen darf. Das ursprünglich zu einem einfachen ländlichen Gasthofe bestimmte Herrenhaus ist noch erheblich schlichter in den Formen und in der Einrichtung, als der Herrensitz in Varzin. Dagegen bietet das größere und weniger steile Gelände um den Herrensitz in Friedrichsruh viel mehr Raum und Abwechslung für gärtnerische Anlagen, als in Varzin, und diese Gunst der Lage und Bodenbeschaffenheit ist auch mit ebensoviel Kunst als Geschmack ausgenutzt worden.

Bei unserer Ankunft im Herrenhause führte mich Herr Dr. Chrysander auf „mein Zimmer" im ersten Stock, falls ich mich zu waschen wünsche, — was ich tat, — und verhieß mir dann, mich hier sofort abzurufen, sowie der Fürst mich zu sprechen wünsche. Schon nach wenigen Minuten erschien er wieder mit der Meldung: Seine Durchlaucht erwarte mich in seinem Arbeitszimmer. Dr. Chrysander werde mich dahin führen.

Zweites Kapitel.

Gespräche mit Bismarck in Friedrichsruh am 29. April 1893. Eigentümlichkeiten des neuen Kurses; das deutsch-österreichische Bündnis (1879); Aus der Regierungszeit Kaiser Friedrichs (1888).

Vor Bismarcks Arbeitszimmer im Erdgeschosse des Herrenhauses zu Friedrichsruh stand der Kammerdiener, der mich seinem Herrn meldete. Gleich darauf erschien Bismarck in der Tür, reichte mir die Hand und hieß mich herzlich willkommen.

Als ich auf seine Einladung in das Zimmer schon eingetreten war, blickte er, in der noch geöffneten Türe stehend, unmutig auf den Vorplatz vor dem Herrenhause hinaus und rief dem Diener zu: „Lassen Sie doch gleich die Apfelsinenschalen wegschaffen, die da draußen vor der Türe liegen. Die Hühner sind so dumm und fressen davon und bekommen nachher den Pips.“

Als ob es mir gegenüber irgend einer Entschuldigung dafür bedürfe, daß der große Mann in so rührender Weise für das Wohlergehen des Geflügels auf seinem Hofe sorgte, statt sich mir sofort zu widmen, erklärte er mir, als wir allein waren, daß diese Hühner nicht sein Eigentum seien, sondern das des Posthalters, — dem er offenbar, auch nach früheren Äußerungen Dr. Chrysanders an mich, sehr wohlwollte, — und daß diese Hühner täglich als Gäste in seinem Hofe sich einfänden.

Darauf wies er mir an seinem großen Tische, dem eignen Sitz gegenüber einen Stuhl an und fragte freundlich: „Was trinken Sie um diese Tageszeit?“

„Gar nichts, Durchlaucht.“

„Also Champagner“, erwiderte er lächelnd, befahl dem Diener, Champagner zu bringen, reichte mir, als das erste Glas eingeschenkt war und der Diener sich wieder entfernt hatte, sein Glas mit weit über den Tisch ausgestrecktem Arm zum Anstoßen hin und sprach dazu mit inniger Betonung die bedeutsamen drei Worte:

„Auf alte Zeit!“

Alles, was diese Worte ausdrücken sollten und ausdrückten, empfand ich mit ganzem Herzen, nickte ihm tief-wehmütig beim An-

stoßen zu und erinnerte dann an die Scharen norddeutscher Landsleute, die vor kurzem huldigend nach Friedrichsruh gepilgert waren, und damit auch der großen „alten Zeit" gehuldigt hätten. Ich fuhr dann fort: nach den neuesten Zeitungen schicke sich auch einer der alten Mitarbeiter des Fürsten, der Geheime Oberregierungsrat von R. an, zu dem Altreichskanzler nach Friedrichsruh zu pilgern, obwohl dieser hohe Beamte bisher dem „neuen Kurs" gefolgt sei.

Bismarck aber schüttelte sarkastisch lächelnd das Haupt und sagte: „Ich glaube noch nicht eher an den Besuch dieses Herrn, als bis ich ihn hier vor mir sehe." Denn ein „strebsamer Mann", der um seine Karriere besorgt sei, riskiere durch einen Besuch in Friedrichsruh zu viel. Über jeden Besuch, der hier oder in Varzin eintreffe, werde in Berlin, — ich glaube von der politischen Polizei, — Buch geführt. Ich solle nicht denken, daß die meinigen dort etwa unbekannt blieben.

„Um so besser, Durchlaucht!" rief ich lachend und erwähnte dann die neuesten literarischen Erscheinungen zu Ehren des Fürsten, namentlich die von Heinrich v. Poschinger.

Bismarck entgegnete darauf etwa: „Ja, Poschinger hat noch viel unbenutztes Material von früher her gesammelt. Aber die Archive hat ihm der neue Kurs weggenommen und verschlossen, selbst dem (Direktor der preußischen Staatsarchive!) Professor Heinrich v. Sybel ist das widerfahren! Die Herren hätten ja nicht umhin gekonnt, mich in ihren Schriften einigermaßen zu loben. So mußte Poschinger z. B. den Plan aufgeben, sein Werk „Bismarck als Volkswirt" fortzusetzen, was er tun wollte."

Unser Gespräch wandte sich dann fast von selbst der heillosen Zersplitterung und Verwilderung des deutschen Parteiwesens infolge der „Versöhnungspolitik" und andrer grober Fehler des „neuen Kurses" zu. Fürst Bismarck kam dabei eingehender auf das Ungeschick zu sprechen, welches der „neue Kurs" namentlich auch bei seinen Verhandlungen mit den Parteien des Reichstags über die neue Militärvorlage gezeigt habe. Graf Caprivi habe diese Vorlage schon längst vom Reichstag genehmigt erhalten können, wenn er im November 1892 die sehr annehmbaren Vorschläge des nationalliberalen Führers Rudolf von Bennigsen angenommen hätte. Aber statt mit den Nationalliberalen und Konservativen wolle des Gra-

sen Caprivi „Versöhnungspolitik" diese Vorlage offenbar lieber mit dem „schwarzen Kartell" des Zentrums zu stande bringen.

Dann aber fuhr der Fürst fort, nachdem er die Gläser wieder vollgeschenkt hatte: „Sie wollten einige Fragen an mich richten. Gestatten Sie mir zuvor nur, Ihnen zu beweisen, wie genau ich Ihre Berichte aus Varzin gelesen habe." Er hatte diese Berichte vor sich liegen und sprach sie mit mir durch, ohne hineinzusehen. Sachlich hatte er daran nichts zu berichtigen, dagegen ersuchte er mich, alle seine persönlichen Kritiken über noch lebende deutsche Staatsmänner in meinem geschichtlichen Werke wegzulassen, ihm die Druckbogen, welche seine persönlichen Aussprachen gegen mich enthalten, vor der Ausgabe des Werkes „Fürst Bismarck und seine Zeit" zur Durchsicht zu senden, und über seine Antworten auf meine heutigen Fragen vorläufig nichts in Zeitungen zu veröffentlichen.

Ich versprach das sogleich und habe es, — wie man aus dem Folgenden erkennen wird, — auch treulich gehalten.

„Gut", fuhr er dann fort, „und welche Fragen haben Sie jetzt an mich zu richten?"

„Wenn Durchlaucht gestatten", erwiderte ich, „möchte ich zunächst etwas Genaueres hören über das Zustandekommen des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Oktober 1879."

Der Fürst ging bereitwilligst auf die Beantwortung dieser wichtigen Frage ein, indem er mich zunächst an das erinnerte, was er mir bereits in Varzin erzählt hatte über die schon seit 1875 von dem Fürsten Gortschakoff genährte Verstimmung Rußlands gegen Deutschland und an das, was Bismarck hierüber in seiner berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 vor aller Welt offenbart hatte. In dieser Rede hatte Bismarck dargelegt, wie namentlich seit dem Berliner Kongreß von 1878 und dem daran sich schließenden Berliner Frieden Fürst Gortschakoff die russischen Regierungsleiter gegen Deutschland aufzuhetzen bestrebt war, so daß Rußland schließlich Bismarck förmlich zwang, „zu der von mir seit Jahren vermiedenen Option zwischen unseren beiden bisherigen Freunden" (Rußland und Österreich-Ungarn) „zu schreiten". Hierüber teilte mir nun Bismarck am 29. April 1893 in Friedrichsruh noch die folgenden Tatsachen mit, — die sich auch in seinen, erst nach 1898 erschienenen, — „Gedanken und Erinnerungen" (Bd. II, S. 233—251), im ganzen

übereinstimmend mit seinen mündlichen Eröffnungen an mich, vorgetragen finden. Diese mündlichen Offenbarungen des Fürsten an mich brachte ich zuerst in meinem Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" (S. 219/220), das im November 1893 erschien. Sie erregten ungeheures Aufsehen, obwohl sie nur mit den bescheidenen Worten eingeleitet wurden: „Über die näheren Anlässe und Umstände dieser ersten russischen Verstimmung gegen Deutschland können noch folgende zuverlässige Mitteilungen gemacht werden." Fürst Bismarck erzählte mir also etwa, — nach meiner alsbald nachher bewirkten stenographischen Niederschrift:

„Im Jahre 1879 war, gemäß der Abrede im Berliner Frieden, eine von den Großmächten und beteiligten Staaten beschickte Kommission in Novibazar zusammengetreten, um die dortigen Grenzen endgültig abzustecken. Bei den widerstreitenden Interessen aller Beteiligten ließ sich an Ort und Stelle, gewissermaßen nach dem Augenschein, besser das Richtige treffen. Da verlangte Rußland plötzlich in drei persönlichen Briefen des Zaren aus Livadia an den Kaiser Wilhelm, daß der deutsche Vertreter in dieser Grenzregulierungskommission immer nur das tue, was der russische wolle und verlange. Ich gebrauchte damals die Kur von Gastein, welche bekanntlich ohnehin eine erhebliche Erregung der Nerven erzeugt, und kam infolge der außerordentlichen Aufregung und Arbeitsfülle, welche diese Zarenbriefe und die daran sich schließenden weiteren Ereignisse verursachten, fast ganz um meine Kur. Denn obwohl ich meine beiden Söhne in Gastein bei mir hatte und mit ihnen von früh bis spät arbeitete, um die Sache zu bewältigen, warteten dabei immer noch drei bis vier Feldjäger auf Abfertigung.

„Kaiser Wilhelm hatte mir die Zarenbriefe jedesmal sofort mitgeteilt und auf meinen dringenden Rat auch die Zumutungen seines Neffen" (des Zaren) „abgelehnt, obwohl diese in immer schrofferer und drohenderer Form auftraten. Denn zuletzt schrieb der Zar etwa: Die Einwilligung des Kaisers Wilhelm in die Forderungen des Zaren sei die Voraussetzung für das fernere Fortbestehen des Friedens zwischen beiden Staaten und Völkern usw. Ich erklärte darauf meinem kaiserlichen Herrn ungefähr: wenn diese Worte in einer amtlichen russischen Staatsschrift stünden, so würde für mich nichts übrig bleiben, als Sr. Majestät zu raten, die deutschen Heerkräfte gegen Rußland mobil zu machen. Ich bitte daher Seine Majestät, den Zaren

ersuchen zu wollen, diese Angelegenheit fernerhin auf amtlichem Wege behandeln zu wollen.

„Auch diesem meinem Antrage gab der Kaiser statt. Ein Zerwürfnis mit dem kaiserlichen Neffen von Rußland war aber seinem Herzen so unfaßbar, daß er plötzlich ohne mein Wissen seinen besonderen Vertrauten, den Generalfeldmarschall von Manteuffel, nach Alexandrowo, wo der Zar nunmehr weilte, entsandte, um eine Unterredung mit diesem nachzusuchen. Mein greiser Herr machte dann in der Tat auch am 3. September 1879 den weiten Weg zu dem viel jüngeren Neffen. Hier lagen sich die hohen Herren in den Armen, küßten sich und weinten. Aber die Spannung, die vorwiegend von dem Fürsten Gortschakoff, dem General Ignatieff und dem Minister Milutin erregt wurde, erfuhr trotz dieser herzlichen Begegnung der Herrscher keine Milderung.

„Ich hatte die russische Unfreundlichkeit sehr ernst aufgefaßt und schon vor der Kaiserbegegnung in Alexandrowo andere Wege eingeschlagen, um der möglichen Steigerung dieser Unfreundlichkeit und deren dann wahrscheinlichen Folgen zu begegnen. Ich hatte dem Grafen Andrassy telegraphiert, ob ich ihn sprechen könne, und darauf hatte der mir befreundete österreichisch-ungarische Minister nicht blos bejahend geantwortet, sondern sich auch sofort am 27. August selbst in Gastein eingefunden. Hier gab ich ihm Kenntnis von dem Briefwechsel der beiden Kaiser und meinem Schreiben an meinen Herrn und sprach ihm meine, — auch durch die Berichte unseres Botschafters in Paris usw. unterstützte — Besorgnis aus: daß die unfreundliche Haltung Rußlands gegen Deutschland nur erklärlich sei, wenn das Zarenreich auf ein Bündnis mit Frankreich hinarbeite oder dessen gar schon sicher sei.

„Darauf erwiderte Graf Andrassy lebhaft etwa: „Gegen das französisch-russische Bündnis gibt es nur ein Gegengewicht: das deutsch-österreichische!" — Ich stimmte ihm zu, fragte aber: „Ja, würden Sie denn das wollen?" — „Gewiß, recht gern!" erwiderte er, „und ich glaube auch dafür einstehen zu können, daß mein Kaiser einen solchen Vertrag genehmigen wird." — „Bei meinem kaiserlichen Herrn bin ich dieser Zustimmung keineswegs so sicher", entgegnete ich. „Aber wir könnten ja den Vertrag einstweilen weiter bereden und entwerfen."

„Die Verhandlungen darüber fanden denn in der Tat an diesem und dem folgenden Tage noch mehrfach zwischen uns statt, und wir schieden in vollem Einverständnisse. Natürlich unterrichtete ich den Kaiser Wilhelm sofort von diesen Vorbesprechungen, und da er diesen einleitenden Verhandlungen nicht widersprach, so reiste ich am 21. September selbst nach Wien, um hier den Vertrag zum Abschluß zu bringen. Ich wurde hier, namentlich auch vom Kaiser Franz Joseph, sehr freundlich aufgenommen und brachte nach längeren Unterredungen mit ihm, mit Andrassy, dem Baron Haymerle und dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza das deutsch-österreichische Defensivbündnis am 24. September im Entwurf zustande. Kaiser Franz Joseph erklärte sofort freudig seine Bereitwilligkeit, es zu genehmigen und zu vollziehen.

„Mein kaiserlicher Herr aber sagte rundweg nein! Gegen alle meine schriftlichen Vorstellungen und Denkschriften blieb er taub und verschlossen. Er weilte in Baden-Baden, und ich kehrte am 25. September nach Berlin zurück. Nach allen bisherigen Anstrengungen und dem Mißlingen meiner Gasteiner Kur konnte ich die weite Reise zu ihm nicht machen. Die Sache war aber so wichtig, daß ich, — so peinlich mir das auch war, — mein Verbleiben im Amt davon abhängig machte, daß Seine Majestät den in Wien von mir abgeschlossenen Vertrag genehmige. Auch die übrigen Minister stellten mit mir die Kabinettsfrage. Der mir befreundete Graf Stolberg ließ sich dazu bereit finden, mit diesen Eröffnungen und meiner nochmaligen eingehenden Begründung der Notwendigkeit, das Defensiv-Bündnis mit Österreich-Ungarn auf jede Gefahr eines äußeren Angriffskrieges abzuschließen, nach Baden-Baden zum König Wilhelm zu reisen. Aber auch er erlangte erst nach vielen Schwierigkeiten die kaiserliche Zustimmung." Und nur, weil der Kaiser seine Minister nicht wechseln wollte („Gedanken und Erinnerungen", Bd. II, S. 248). „So konnte denn der Vertrag am 7. Oktober 1879 endlich vollzogen werden."

Innigst dankte ich für diese äußerst wertvollen, damals ganz neuen Enthüllungen, und als dann der Fürst wieder die Gläser vollgeschenkt hatte und mich fragend anblickte, sagte ich: „Dürfte ich nun von Eurer Durchlaucht, — besonders um in meinem Werke deutsch-freisinnige Legenden zu widerlegen, — einige Aufschlüsse über die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrichs erbit-

ten, namentlich hinsichtlich Ihres Verhältnisses zu den Majestäten und der Königin von England bei dem Auftauchen und Verlaufe des Battenbergischen Heiratsprojektes? Interessant wäre mir dabei auch, zu erfahren, ob die damalige Notiz der den Hofkreisen nahestehenden „Berliner Politischen Korrespondenz" irgend eine tatsächliche Grundlage hatte: daß die Königin von England selbst dieses Vorhaben zu Fall gebracht habe, da sie von Eurer Durchlaucht politischen Bedenken gegen jene Vermählung durchdrungen gewesen sei?"

„Das ist auch eine Legende, wenn auch keine deutsch-freisinnige!" rief Bismarck heiter. „Ich müßte doch etwas von dieser freundlichen Unterstützung meiner Bedenken durch die Königin Viktoria erfahren haben. Mir ist aber gar nichts davon bekannt geworden. Ebenso ist aber andrerseits auch alles Legende, was über angebliche Beweise der Ungnade der Königin von England und des Kaiserpaares gegen mich behauptet worden ist. Denn die Königin Viktoria von England ist mir bei ihrem Besuch in Berlin im April 1888 überaus huldvoll begegnet. Sie hat mir sogar, — und das ist immer ein Beweis ganz besonderer Freundschaft", — fügte er lächelnd und mit lustigem Augenblitzen nach mir hinzu, in Anspielung auf meine schriftliche Bitte an Dr. Chrysander, daß der Fürst mir doch sein Bild schenken möge (s. o. S. 195), — „ihr Bild geschenkt, — es ist in Schönhausen." Diese letzten Worte sagte er gleichfalls sehr heiter, da er bei mir voraussetzen konnte, daß ich wisse: er sende diejenigen Geschenke nach Schönhausen, deren täglichen Anblick er entbehren könne.

„Auch mit dem Kaiser Friedrich und mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Viktoria, habe ich zur Zeit der Regierung dieses Kaisers immer im besten Einvernehmen gestanden. Etwa zwischen uns auftauchende Meinungsverschiedenheiten wurden seitens der Majestäten in freundlichster Weise mit mir verhandelt. Die Kaiserin Friedrich ist überhaupt sehr klug und klar. Nicht selten trat sie, wenn ich bei ihrem kaiserlichen Gemahl erschien, um einen Antrag an ihn zu richten, vor mir in dessen Krankenzimmer, um ihn auf meinen Antrag vorzubereiten und für diesen zu gewinnen.

„In der Battenberger Frage war vor allem der Kaiser Friedrich selbst von Anfang an vollständig auf meiner Seite, und zwar sowohl aus politischen wie aus persönlichen,

— ich darf wohl sagen majestätischen — Bedenken. Seit Friedrich dem Großen ist kein Hohenzoller von einem so olympischen Hoheitsgefühl beseelt gewesen wie er. Und wenn er länger regiert hätte, würden sich namentlich die Herren Deutschfreisinnigen sehr gewundert haben und sie würden sehr enttäuscht gewesen sein, durch die Energie und Entrüstung, mit welcher gerade dieser Kaiser und König ihr Ansinnen einer „wahrhaft konstitutionellen Regierung", d. h. der Schmälerung seiner Kronrechte und der Führung seiner Regierung unter der Vormundschaft des Freisinns, zurückgewiesen hätte. Sein hohes Würde- und Majestätsgefühl bäumte sich förmlich auf gegen die Vorstellung der Verbindung einer Prinzessin seines Hauses mit einem Prinzen aus der Nebenlinie eines deutschen Fürstenstammes, wie der Battenberger war. Das erschien dem Kaiser Friedrich als eine völlig unzulässige „Mesallianze". Er hat daher die rasche Verwirklichung dieses Planes, welche durch die von den Planmachern bereits angesetzte Verlobungsreise des Prinzen nach Berlin herbeigeführt werden sollte, zunächst durch Abbestellung dieser Reise durchkreuzt, dann aber mich auf einem Zettel, — da er damals schon nicht mehr sprechen konnte, — schriftlich aufgefordert, meine politischen Bedenken gegen dieses Vorhaben in einer Denkschrift vorzutragen.

„Diesem kaiserlichen Befehl gemäß habe ich in jener Denkschrift etwa ausgeführt: die Bulgaren würden, sobald der Prinz von Battenberg eine Tochter des deutschen Kaisers zur Gemahlin habe, ihren jetzigen Fürsten, Ferdinand von Koburg, sofort beseitigen und den Fürsten Alexander von Battenberg zurückrufen. Damit werde aber die bisherige Politik Deutschlands gegenüber Bulgarien vollständig verändert. Bisher habe Deutschland, solange es um Bulgarien allein sich handelte, — wie ich schon in meiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 ausführte, — völlig neutral und ohne eigenes Interesse dagestanden; und diese Interesselosigkeit allein habe Deutschland die Handhabe geboten und es befähigt, in gleichem Maße das volle Vertrauen der beiden in der bulgarischen Frage am meisten und im Gegensatze zu einander interessierten Regierungen, Rußlands und Österreich-Ungarns, zu erhalten.

„Dieses Vertrauen werde selbstverständlich mit einem Schlage für lange Jahre, wenn nicht für immer, zerstört, wenn der Bat

tenberger, d. h. der vom Zaren am meisten gehaßte Gegner, Schwiegersohn des deutschen Kaisers werde. Denn Deutschland würde hinfort in den bulgarischen Händeln selbst Partei nehmen müssen, wenn eine Prinzessin des deutschen Kaiserhauses Fürstin von Bulgarien werden sollte. Es wäre gerade so, als wenn man einen Marschallsstab über die Mauer einer feindlichen Festung würfe: er muß unter allen Umständen und um jeden Preis wieder herausgeholt werden.

„Aus diesen und seinen eigenen — olympischen Bedenken hat der Kaiser dann schließlich, trotz der beharrlichen Gegenmeinung der Kaiserin, die Beseitigung dieses Vorhabens durchgesetzt. In tiefer Bewegung umarmte er mich, als am 10. April 1888 die Entscheidung gefallen war.

„Für England und die englische Politik wäre die Verwirklichung dieser angeblichen Herzensneigung des hohen Paares", — das bekanntlich bald darauf beiderseits anderen „Herzensneigungen" folgte, — „ja unzweifelhaft ein hoher Triumpf gewesen. Wir warfen unsern Marschallsstab über die Mauern; und das hochherzige Albion verfügte fortan tatsächlich über die gesunden Knochen des pommerschen Grenadiers, indem es nach Gefallen und Belieben die deutsche Wehrmacht zum Sturm gegen Rußland antrieb, damit der Stab wieder herausgeholt werde, — und dabei wohl immer mit dem wohlwollend-neutralen Hintergedanken: schade für jeden Hieb, der auf beiden Seiten vorbeigeht."

Nach herzlichem Danke für diese neuen höchst wertvollen Eröffnungen, fragte ich den Fürsten, ob er die, — unwidersprochen dem Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha zugeschriebene, — Broschüre „Auch ein Programm aus den 99 Tagen" kenne, die noch kühnere Zumutungen Englands während der Regierungszeit Kaiser Friedrichs offenbarte. Der Fürst bedauerte, daß er die Broschüre wegen ihrer „Vergriffenheit" bisher nicht habe erhalten können, und erklärte, er würde mir dankbar sein, wenn ich sie ihm besorgen könne. Ich tat das dann sofort von Leipzig aus.

„Nun wollten Sie noch etwas wissen?" sagte er dann gütig mit besonderer Betonung. Denn ich hatte ihm ja zuvor genau angezeigt, daß ich noch „etwas", und was ich von ihm noch „wissen wolle".

„Wenn ich so frei sein darf, Durchlaucht, ja", erwiderte ich daher. „Diese letzte Frage ist mir — und Millionen von Deutschen mit mir — sogar die wichtigste, wenn auch die peinlichste. Es handelt sich um die Entlassung Eurer Durchlaucht von Ihren Aemtern."

Drittes Kapitel.

Gespräche mit Bismarck in Friedrichsruh am 29. April 1893; Ursachen und Umstände der Entlassung des Fürsten, März 1890.

Auch auf diese letzte schwerste Frage gab mir Fürst Bismarck bereitwillige Antwort, und sie gestaltete sich zu einem förmlichen Vortrag über die Ursachen und Umstände seiner Entlassung. Die eigenen Worte des Fürsten, — die ich eine Stunde später im Eisenbahnwagen stenographisch aufzeichnete, — gebe ich hier in besonders bezeichnenden Wendungen wieder, soweit sie mitteilbar sind. Alle sind es nicht.

Der Fürst begann diesen Vortrag mit einer Darlegung der Meinungsverschiedenheiten, die sich schon längere Zeit vor der Katastrophe vom 20. März zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und dem Altreichskanzler aufgetan hatten. Ich war erstaunt, zu hören, daß diese Meinungsverschiedenheiten auf dem Gebiete der auswärtigen Politik begonnen hätten, indem Bismarck die zweite „Friedensreise" des Kaisers nach Rußland, und dessen Reisen nach England, Griechenland und Konstantinopel widerriet, der Kaiser sie aber dennoch ausführte. „Seine Majestät glaubten eben," — sagte Fürst Bismarck dabei etwa, „durch ihre große persönliche Liebenswürdigkeit alle fremden Souveräne und Minister, — wie der Berliner sich ausdrückt, — „einwickeln" zu können. Aber um so peinlicher mußten den jungen Herrscher dann die Urteile berühren, welche hinter seinem Rücken am russischen Hofe laut wurden, — und die das biedere England alsbald wortgetreu nach Berlin berichtete; — nicht minder dann wieder die Urteile, welche der „befreundete" englische Hof nach dem Besuche des Kaisers in London ihm auf der Heimreise nachsandte,

und deren Mitteilung nach Berlin am Hofe von Petersburg für freundliche Pflicht gehalten wurde.

„Meine Kollegen im Ministerium, die früher in voller Übereinstimmung mit mir gearbeitet hatten, machten mir mehr oder minder offen und je länger je mehr eine Opposition, die nur in dem Glauben an höhere Deckung wurzeln konnte. Außerdem aber sah ich im innern, namentlich aber im auswärtigen Dienst überall die unrechten Männer an den unrechten Platz gestellt. Das vornehmlich war der Grund der Schlaflosigkeit meiner Nächte und meiner Sorgen in den letzten Zeiten, da ich noch im Amte war, wie auch seither nach meinem Ausscheiden."

Der Fürst entwickelte dann seine Meinungsverschiedenheiten mit dem Kaiser in inneren Fragen, die ich oben (S. 121 flg.) schon vorgetragen habe. Bei seiner ungeheuren politischen Erfahrung und Weisheit und bei seiner eindringlichen mächtigen Beredsamkeit und Vortragskunst hätte Bismarck aber wohl hoffen können, diese innerpolitischen Meinungsverschiedenheiten in persönlichen mündlichen Erörterungen vor seinem jungen kaiserlichen Herrn allmählich aus dem Wege zu räumen, — obwohl er dabei, wie er mir sagte, „von den Ministern, vom Staatsrat und von der internationalen Arbeiterschutzkonferenz im Stiche gelassen wurde", — wenn ihm nur gelang, seinen vollen verfassungsmäßigen Einfluß als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident zu behaupten, der durch die Hintertreppenpolitik unverantwortlicher Ratgeber rechtswidrig geschmälert und beiseite geschoben worden war. „Sie waren alle bewußt oder unbewußt am Werke, mich aus dem Amte zu drängen," sagte er mir. Fürst Bismarck betonte daher sowohl dem Kaiser als den Ministern und Räten gegenüber sehr nachdrücklich, daß er als Reichskanzler für die gesamte innere und äußere Reichspolitik allein verantwortlich sei, sowohl nach der Reichsverfassung als nach dem Stellvertretungsgesetz; und daß er als preußischer Ministerpräsident nach der preußischen Kabinettsordre vom 8. September 1852 das alleinige Recht habe, dem König über alle „wichtigen Verwaltungsmaßregeln" Vortrag zu halten, daß alle „Departementschefs mit dem Ministerpräsidenten hierüber vorher schriftlich oder mündlich sich zu verständigen" hätten, und daß jeder „Verwaltungschef, der sich bewogen findet, dem Könige in Angelegenheiten seines Ressorts unmittelbar Vortrag zu halten", verpflichtet sei, „den Minister-

präsidenten davon zeitig vorher in Kenntnis zu setzen, damit derselbe, wenn er es für nötig findet, solchen Vorträgen beiwohnen kann."

Der Kaiser und König vermochte gegen dieses verfassungsmäßige und gesetzliche Verlangen Bismarcks ebensowenig etwas Sachliches zu entgegnen, als die Minister und deren „streitbare Räte". Gleichwohl erblickte Bismarck gerade in diesem seinem Verlangen der Aufrechterhaltung seiner verfassungsmäßigen Stellung und Rechte als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, — wodurch allerdings die Hintertreppenpolitik der unverantwortlichen Ratgeber beseitigt worden wäre, — den Hauptgrund des Konfliktes, der zu seinem Sturze führte. „Denn der Kaiser wollte sein eigener Reichskanzler und Ministerpräsident sein," sagte mir Fürst Bismarck etwa, „den Beamten, welcher diesen Titel trug, dagegen nur als den durchsichtigen Schatten seiner eigenen Allerhöchsten Persönlichkeit und Entschlüsse betrachten. Meine Nachfolger konnten möglicherweise bei dieser Auffassung ihres Amtes bestehen, ich nicht.

„Als Seine Majestät daher mir durch einen Vertrauten seinen Entschluß der Aufhebung der Kabinettsordre vom 8. September 1852 kund tun ließ und meine Zustimmung zu dieser Aufhebung verlangte, weigerte ich mich dessen, indem ich dem Überbringer der Aufforderung etwa erklärte: „wenn Seine Majestät mir die Befugnisse des preußischen Ministerpräsidenten beschränken wolle, so müsse Seine Majestät selbst den Ministerpräsidenten machen, dessen Befugnisse sie ja jetzt schon tatsächlich ausübten." Darauf erwiderte der Kaiser seinem Vertrauten: „selbst die Stelle des Ministerpräsidenten zu übernehmen, falle ihm gar nicht ein", und forderte von mir durch denselben Vertrauten, bei Mitteilung dieser Antwort, eine Denkschrift über diese Frage."

Inzwischen hatte sich noch ein zweiter Konfliktsgrund eingefunden. Fürst Bismarck empfand natürlich nach dem traurigen Ausfall der Reichstagswahlen vom 20. Februar 1890 (s. o. S. 123) erst recht das Bedürfnis, das er seit 1867 immer betätigt hatte, sich mit den großen Fraktionen des Reichstags über eine gangbare Politik zu verständigen durch persönlichen Verkehr mit namhaften Abgeordneten. Und dasselbe Bedürfnis teilten auch diejenigen Parteiführer des neuen Reichstags, die überhaupt darauf Wert legten, mit Bismarck irgendwelche Fühlung zu unterhalten

und von seinen Ansichten und Plänen unterrichtet zu werden. Niemals war einem der früheren Kaiser dieser gegenseitige persönliche Verkehr zwischen Reichskanzler und Abgeordneten argwöhnisch oder gar anstößig erschienen. Nun aber sollte Bismarck die Erfahrung machen, daß Kaiser Wilhelm II. auch in diesem Punkte anders denke und handle als seine Vorfahren. Der Altreichskanzler berichtete mir darüber etwa folgendes:

„Am 14. März (1890) meldete mir meine Frau, Herr von Bleichröder wünsche mich gern gleich zu sprechen. Ich stellte mich ihm sofort zur Verfügung, denn wie immer der Mann auch in seinem Privatleben sich gehalten haben mag, so hat er sich doch mir persönlich immer als ein wirklich vornehm denkender, uneigennütziger, äußerst kluger, umsichtiger und tüchtiger Geschäftsmann bewiesen. Er nahm mir die große, — bei meinen amtlichen Geschäften von mir allein kaum zu bewältigende — Sorge ab, meine Gelder gut und sicher anzulegen und zu verwalten, alle meine Einkünfte von meinen Gütern einzuziehen usw., und gewährte mir dagegen das an sich ganz unbeschränkte Recht, meine laufenden Geldbedürfnisse bei ihm zu erheben. Keine seiner Abrechnungen, die ganz regelmäßig einliefen, erforderte jemals eine Berichtigung. Kurz, ich bin ihm persönlich dankbar verpflichtet.

„Sehr erstaunt war ich aber an jenem 14. März, als Herr von Bleichröder mir eröffnete, er sei gekommen, um für den Abgeordneten Dr. Windthorst eine Audienz bei mir zu erbitten, der sich deshalb an Bleichröder gewendet habe. Ich erwiderte: Herr Dr. Windthorst wisse doch, daß er als Abgeordneter jederzeit Zutritt zu mir habe und dazu keiner Vermittelung bedürfe. Bleichröder erwiderte, er habe ihn auch gleich mitgebracht."

Das unmittelbar hierauf folgende Gespräch Bismarcks mit Windthorst am 14. März 1890 drehte sich bekanntlich ausschließlich um die Frage: wie sich im neuen Reichstag das Zentrum stellen werde und welche Ansprüche es erhebe. Windthorst forderte die volle Herstellung des Zustandes der Gesetzgebung von 1870, — also die Beseitigung aller Gesetze aus der Zeit des „Kulturkampfes", was Bismarck sofort als „exorbitant", als „unannehmbar" bezeichnete. Dieses harmlose Gespräch wurde dem Kaiser noch am nämlichen Tage hinterbracht, aber mit der sehr wesentlichen Abweichung von der Wahrheit: Bismarck habe den Zentrumsführer durch die Vermittelung des Herrn von

Bleichröder zu sich bitten lassen, um mit Windthorst über eine „Kooperation" zu unterhandeln, d. h. zu dem Zwecke, in den Meinungsverschiedenheiten Bismarcks mit seinem kaiserlichen Herrn die Unterstützung des Zentrums zu gewinnen. Hätte der Kaiser nur gewartet, bis am folgenden Tage die Zentrumsblätter in vollem Unmut das Gespräch Windthorsts mit Bismarck ausplauderten, so würde er erkannt haben, daß die Zwischenträger, die dem Kaiser jene Entstellungen hinterbrachten, in gröblicher Weise ihn zu täuschen sich erfrecht hatten. Denn wäre nicht Windthorst der vergeblich Fordernde gewesen, und wäre ein Einverständnis zwischen ihm und Bismarck erzielt worden, so würde die Zentrumspresse natürlich weislich geschwiegen haben. In der begreiflichen Erregung über jene falsche Nachricht aber handelte der Kaiser, ohne ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, anders.

„Sofort nach Empfang jener Meldung" berichtete mir Bismarck, „sandte der Kaiser den Chef seines Zivilkabinetts, Herrn" (von) „Lucanus, an mich ab mit dem Gebot: Seine Majestät fordere von mir, daß ich ihm zuvor Meldung mache, wenn ich mit Abgeordneten politische Gespräche führen wolle. Ich entgegnete etwa: „Ich bitte, Seiner Majestät auszusprechen, daß ich niemanden über meine Schwelle verfügen lasse."

„Darauf erschien der Kaiser selbst am 15. März früh bei mir, als ich noch im Bette lag, und verlangte mich sofort zu sprechen. Ich kleidete mich rasch an und trat meinem Herrn gegenüber. Erregt fragte er mich, was die Unterhandlung mit Windthorst zu bedeuten habe? Ich entgegnete: daß nicht Unterhandlungen", sondern vertrauliche, persönliche Aussprachen stattgefunden hätten. Darauf betonte der Kaiser sein Recht, rechtzeitig von den Verhandlungen seines Kanzlers mit Parteiführern in Kenntnis gesetzt zu werden. Diesen Anspruch wies ich mit der Erklärung zurück: „Ich lasse meinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Aufsicht unterwerfen und über meine Schwelle niemanden gebieten." „Auch nicht, wenn ich es Ihnen als Souverän befehle?" rief der Kaiser in großer Erregung. „Auch dann nicht „Majestät", erwiderte ich. „Der Befehl meines Kaisers endet am Salon meiner Frau". Dann fügte ich noch hinzu: „nur infolge meines Versprechens an Kaiser Wilhelm I., einst dessen Enkel zu dienen, sei ich im Amte geblieben. Wenn ich indes Seiner Majestät unbequem werde, sei ich gern bereit, mich zurückzuziehen."

Die weiteren Mitteilungen der Fürstin Bismarck an mich über dieses Gespräch, das sie unfreiwillig mit anhörte (s. o. S. 193), kann ich nicht wiedergeben. Sie machte mir in Varzin, Ende Oktober 1892, wie ihr Gemahl in Friedrichsruh am 29. April 1893, kein Hehl daraus, daß sie Beide empfunden hätten, von diesem Augenblicke an sei ein vollständiger Bruch zwischen dem Kaiser und Bismarck als Kanzler eingetreten.

Ich erwähnte daher die Hauptstellen dieses wichtigen Gespräches bereits in meinem im November 1893 erschienenen Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" (S. 669), nachdem ich Bismarck die betreffende Stelle schon vor dem Druck zur Einsicht zugesandt und unbeanstandet zurückerhalten hatte. Ebenso erwähnte ich dieses Gespräch in meinem großen Werke „Fürst Bismarck und seine Zeit" in dem 1893 erschienenen 6. Bande S. 393, ohne daß Bismarck ein Wort dagegen einzuwenden hatte. Natürlich hatte ich in beiden Werken nichts davon gesagt, daß ich die Kenntnis dieses Gespräches und seines Schauplatzes in der Wohnung des Reichskanzlers am Frühmorgen des 15. März 1890 unmittelbaren Mitteilungen Bismarcks und seiner Gattin dankte. Erst nach dem Tode Beider, als 1900 mein Werk „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck" (im Verlag von Albert Langen in München) S. 248 und S. 283 kundgab, daß die Fürstin und der Fürst Bismarck mir von jenem Gespräche Mitteilung gemacht hatten, da fand Fürst Herbert Bismarck den traurigen Mut, zu behaupten, jenes Gespräch habe gar nicht in der Wohnung seines Vaters, sondern in seiner eigenen Amtswohnung, und nicht am Frühmorgen, sondern erst Mittags stattgefunden! Dabei hatte seine selige Mutter das Gegenteil in Varzin vor vier Zeugen erzählt und sein seliger Vater mir in Friedrichsruh mit Worten, die eben nur auf seine eigene Amtswohnung und den Frühmorgen des 15. März 1890 passen! Genug davon!

Am 29. April 1893 fuhr nun Bismarck fort, mir die Ursachen und Umstände seiner Entlassung zu schildern. Zunächst: wie er in den Stunden und Tagen, die nach der erregten Morgenszene vom 15. März verflossen, sein Selbstgefühl und seine Empfindung so weit bezwungen habe, daß er nun doch blos an der vom Könige befohlenen Denkschrift über die Aufrechterhaltung der Kabinettsordre von 1852 arbeitete, und das Geschehene in hingebender Vaterlandsliebe und Pflichterfüllung ertrug, ohne sein Entlassungsgesuch einzurei-

chen, das ihm die Verantwortlichkeit für die dadurch geschädigten deutschen Interessen aufgebürdet haben würde.

Ganz in diesem Sinne beschied er auch den General von Hahnke, der am Frühmorgen des 17. März bei Bismarck erschien mit dem Auftrag: der Kaiser erwarte das Entlassungsgesuch des Fürsten und sei bereit, denselben zu diesem Besuche nachmittags 2 Uhr zu empfangen. Bismarck berichtete mir darüber etwa: „Da der General den Auftrag nicht als einen direkten, sondern nur unter Bezugnahme auf eine Besprechung vom Tage zuvor ausgerichtet hatte, so erwiderte ich, daß ich nach meinem augenblicklichen Gesundheitszustande nicht ausgehen könne und bezüglich der schriftlichen Eingabe um Frist bitten müsse. Dann fuhr ich etwa fort: „Ich halte es für eine Gewissenlosigkeit gegen Seine Majestät und das Vaterland, wenn ich unter den jetzigen Umständen fahnenflüchtig würde. Ein von mir jetzt eingereichtes Entlassungsgesuch würde aber auch ein ganz falsches geschichtliches Bild der Sachlage darbieten. Seine Majestät hat ja die Macht, mich jederzeit zu entlassen. Der Kaiser von Österreich sagt auch, wenn er sich von einem Minister trennen will: „Wir haben befunden", den oder jenen seiner Ämter zu entheben. Ich aber kann meine politische Laufbahn nicht mit einem Akt abschließen, dessen Folgen ich für Volk und Reich als höchst verderblich erachte."

General Hahnke ging mit diesem Bescheid von dannen, und Bismarck deutete mir die weiteren, seither bekannt gewordenen Ereignisse dieses Tages an: wie er den Ministern in einer letzten Beratung mit ihnen am Nachmittag des 17. März Kenntnis von den Ereignissen der jüngsten Tage mit dem Bemerken gegeben habe, daß er seiner Meinung nach nicht mit der Rücksicht behandelt werde, auf die sein Alter wohl Anspruch hätte; wie sich die Minister sämtlich damit ebenso einverstanden erklärten, als mit Bismarcks Denkschrift über die Notwendigkeit des Fortbestehens der Kabinettsordre von 1852; wie die Minister dann noch am nämlichen Abend bei Herrn von Bötticher, ohne den Fürsten, zu einer Beratung über einen etwa beim Kaiser und König zu unternehmenden Schritt zusammengetreten seien; wie der Kaiser aber, schon infolge der ihm merkwürdig schnell hinterbrachten Beschlüsse des Ministerrates vom Nachmittag, in diese vertrauliche Abendversammlung einen Adjutanten entsendet habe mit der Aufforderung:

„jede weitere Bemühung zu unterlassen; er bedürfe ihres Rates nicht mehr; seine Entschlüsse bezüglich des Fürsten Bismarck stünden fest."

Mit den Worten:

„Der Eunuch von Singapur
Sprach: ‚Ich bring' die seid'ne Schnur'" . . .

nahm Bismarck die eingehende Erzählung an diesem Wendepunkte vor mir wieder auf. „Ja", sagte er, „noch am Abend des 17. März erschien der Kabinettschef Seiner Majestät, Lucanus, wieder im Reichskanzlerpalais mit einem amtlichen Exzitatorium wegen meines Abschiedsgesuches und mit dem Ausdrucke der Verwunderung, daß dasselbe noch nicht eingegangen sei. Der Kaiser erwarte es zu einer bestimmten Stunde.

„Diesem bestimmten Befehl Seiner Majestät gegenüber hatte ich das Gefühl wesentlicher Erleichterung und „schön heraus" zu sein. Ich sträubte mich nur dagegen, die schriftliche Erklärung, die Seine Majestät von mir forderte, innerhalb weniger Stunden fertig zu stellen und bemerkte Herrn Lucanus etwa Folgendes: „Ich sei bereit, meine schlichte **Absetzung** sofort zu unterzeichnen; zu einem **Abschiedsgesuch** aber, welches das letzte amtliche Schriftstück eines um die Geschichte Preußens und Deutschlands einigermaßen verdienten Ministers darstelle, bedürfe ich längerer Zeit. Das sei ich mir und der Geschichte schuldig, die einst wissen solle, warum ich meine Entlassung erhalten habe. Dieses eingehende Schriftstück setzte ich am 18. März auf, arbeitete aber daran noch mehrere Tage. Denn es war umfänglich geworden und sollte meine letzte amtliche Handlung würdig vertreten.

„Übrigens entledigte sich Herr Lucanus noch eines anderen kaiserlichen Auftrags. Er teilte mir nämlich auch mit: Seine Majestät biete mir Allergnädigst an, mich zum Herzog von Lauenburg zu machen. Ich erwiderte darauf etwa: „Das hätte ich schon lange werden können, wenn mein Streben danach gestanden hätte." Darauf glaubte mir der Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts auch noch die weitere Versicherung geben zu können: „Seine Majestät mache sich verbindlich dafür, daß mir zur Ermöglichung der standesgemäßen Führung des Herzogtitels und Rangs eine Dotation bewilligt werde." Ich wies auch das bestimmt zurück, indem ich etwa äußerte: „ich hätte doch

eine solche Laufbahn hinter mir, daß man mir nicht zumuten könne, dieselbe damit zu beschließen, daß ich einer Gratifikation, wie sie eifrigen Postbeamten zu Neujahr zu Teil wird, nachlaufe."

Als der Fürst hier eine Pause machte, bemerkte ich: „Durchlaucht, wäre es nicht möglich, daß ich in meinem Werke den Wortlaut jener Denkschrift, Ihres „Entlassungsgesuches", mitteilte?"

„Nein, das geht nicht", erwiderte er ernst und bestimmt, aber freundlich gegen mich, wie immer. „Denn es ist eine Staatsschrift. Sie muß von Berlin aus veröffentlicht werden. Durch mich darf es niemand tun. Sie wissen, wie oft ich schon bei den Angriffen des „neuen Kurses" auf meine Politik und Person, und namentlich bei Widerlegung der Legende, daß ich freiwillig gegangen sei, da ich ja ein „Abschiedsgesuch" eingereicht hätte, die Leiter dieses neuen Kurses stets vergeblich um Veröffentlichung jener Denkschrift ersucht habe. Wenn ich ihre Veröffentlichung von mir aus für erlaubt hielte, so hätte ich sie also schon längst abdrucken lassen.

„Sie dürfen also nur als „ziemlich bestimmte Vermutung" aussprechen, daß ich in diesem meinem letzten amtlichen Schreiben die gesamte damalige politische Lage erörtert haben werde, und die Gründe, die mir, — wenn nicht der bestimmte entgegengesetzte Befehl Seiner Majestät vorgelegen hätte, — meinen Rücktritt, trotz meiner Jahre und Gesundheitsverhältnisse, **nicht** erlaubt erschienen ließen, weil dieser Rücktritt nach meiner Überzeugung dem Staatsinteresse widerspreche. Denn namentlich in der auswärtigen Politik konnte mich niemand ersetzen; niemand besaß meine Erfahrung, niemand das Vertrauen der auswärtigen Mächte, — das ich mir in langen Jahren mühsam erworben hatte, — in solchem Maße wie ich. Es gab auch damals schon auf dem Gebiete der auswärtigen Politik — sagen wir **autokratische** Mißgriffe — die, namentlich in unserm Verhältnis zu Rußland, geradezu alle Erfolge in Frage stellten, die unsere Politik seit Jahrzehnten erlangt hatte." Der Fürst gab mir hierüber, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, nähere Einzelheiten. „Sie können also", fuhr er fort, „der „Vermutung" Ausdruck geben, daß mein sogenanntes „Entlassungsgesuch" im Gegenteil eine sehr nachdrückliche Begründung der Notwendigkeit meines ferneren Verbleibens im Amte ent-

halten habe, und daß ich, — angesichts einer verhängnisvollen Wendung der deutschen Geschichte, falls anders entschieden wurde, — wohl auch mit aller der Kraft an Erfahrung und Beredsamkeit, die ich etwa besitze, meine Überzeugung begründet haben werde.

„Am 20. März war diese Denkschrift in der Reinschrift vollendet. Ich sandte sie an den Kaiser. Er konnte das sehr umfangreiche Aktenstück kaum ganz gelesen haben, — es ist gar nicht seine Art, — als die Chefs des kaiserlichen Zivil- und Militärkabinetts, Lucanus und Hahnke, mir bereits meine Entlassung brachten, in einem offenbar schon vor Eingang meines „Entlassungsgesuches", — meiner kontradiktorischen Denkschrift, — fertig gemachten und bereit gehaltenen kaiserlichen Handschreiben, das meine umfängliche Denkschrift gar nicht berührte, da es mir die Entlassung „mit Rücksicht auf meine Gesundheit" erteilte, die ich in meiner Denkschrift doch nur in dem Sinne berührt und erwähnt hatte, daß sie mich nicht zu meinem Rücktritte nötige!"

Bismarcks weitere Aussprachen gegen mich über diesen erschütternden weltgeschichtlichen Vorgang waren mehr persönlicher Natur und sind nicht mitteilbar. Dann hielt er inne und reichte mir die Hand zum Abschied, geleitete mich auch freundlich zur Schwelle seines Hauses. Ich war tief ergriffen von der Größe der Stunde, die der gewaltige Mann mir vergönnt hatte, dankte ihm aufs innigste für seine Güte und nahm dann Abschied von ihm.

„Auf Wiedersehen!" sagte er herzlich beim Scheiden.

Dieses liebe Wort sollte mir leider nicht in Erfüllung gehen!

Viertes Kapitel.

1893. Heimreise von Friedrichsruh. Letzte Reichstagskandidatur. Schweizersommer. Bis zum Erscheinen meines Werkes „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", (23. November).

Herr Dr. Chrysander hatte die Güte, mich auch zum Bahnhof Friedrichsruh zurückzugeleiten. Hier machte er zu meinen Gun-

sten durch ein Telegramm nach Hamburg von Bismarcks Vorrecht Gebrauch, die Schnellzüge in Friedrichsruh halten zu lassen, um hier etwaige Besucher des Fürsten aufzunehmen. Denn der um 4 Uhr 50 Minuten nachmittags in Hamburg abgehende Schnellzug, den ich benutzen wollte, um abends 8 Uhr 40 Minuten in Berlin und nachts 1¼ Uhr in Leipzig zu sein, hielt an sich nicht in Friedrichsruh.

Nachdem dieses Geschäft besorgt war, und meine Wasserpflanzen in meinem Köfferchen ruhten, führte mich Dr. Chrysander nahe beim Bahnhof in ein Restaurant. Dabei sahen wir in einem anderen Raum oder an einem entlegenen Tische jene Preßjünglinge sitzen, die wir bei meiner Ankunft in Friedrichsruh vor dem verschlossenen Straßentor beim Herrenhause hatten stehen sehen. Und wir hörten sehr belustigt ihre mißliebigen Urteile über die verfehlte Zurückhaltung des alten Herrn von Friedrichsruh, der sich nicht jeden Augenblick von Jüngern der Presse interviewen lasse! Offenbar hielten die jungen Herren uns Zwei, Dr. Chrysander und mich, für Leute, die hier viel unedleren Geschäften nachgingen als sie selbst. So machten sie denn aus ihren edeln Herzen keine Mördergruben und lachten namentlich laut und anhaltend über unsere Unkenntnis der vornehmen Eigentümlichkeit des Schnellzuges, in Friedrichsruh nicht zu halten, als sie Herrn Dr. Chrysander zu mir sagen hörten: „Jetzt müssen wir nach dem Bahnhof, denn der Schnellzug wird gleich einlaufen."

Sowie wir Zwei nun aufgebrochen waren, verließen auch diese Herren ihre Zimmersitze und suchten sich im Garten jenes Restaurants einen Posten aus, von dem her sie den Bahnsteig überschauen und des Genusses teilhaftig werden konnten, unsere gewiß sehr verdutzten Gesichter beim Vorübersausen des Schnellzuges an Friedrichsruh zu beobachten. Wahrscheinlich wollten sie dann die Schilderung dieser lustigen Szene ihren Zeitungen als einen kleinen Ersatz für ihr mißlungenes Interview mit dem Fürsten Bismarck einsenden. Durch diese weithin sichtbare Kundschafterstellung der Herren war dann aber umgekehrt Herrn Dr. Chrysander und mir das Vergnügen geboten, die unmeßbare Länge ihrer Gesichter zu beobachten, als der Schnellzug in Friedrichsruh doch plötzlich hielt, und zwar um mich vermeintlichen Handlungsreisenden aufzunehmen.

Auch aus den Fenstern des Zuges blickten jetzt viele Passagiere erstaunt oder neugierig, um zu beobachten, wie der Besucher Bis-

marcks wohl aussehe, dem zuliebe der Schnellzug in Friedrichsruh hielt; ob sie diesen Mann wohl kennten, und in welchen Abteil er wohl steigen werde; denn möglicherweise erzählte der Mann dann dort von dem, was er in Friedrichsruh gesehen und gehört hatte.

Dieser seltsame Mann tat das jedoch durchaus nicht. Denn schon auf dem kurzen Wege aus dem Restaurant an den Bahnhof hatte er neben herzlichen Dankesworten an Herrn Dr. Chrysander auch die Bitte an diesen gerichtet: beim Bahnhofsvorstand sich womöglich dafür zu verwenden, daß eben jener Mann in einen tunlichst leeren Abteil zweiter Klasse eingelassen werde, damit er, — wie er natürlich nur Herrn Dr. Chrysander anvertraute, — sogleich die stenographische Niederschrift seiner Gespräche mit dem Fürsten Bismarck beginnen und diese ebenso dringende als erquickende Arbeit ohne Unterbrechung fortsetzen könne bis Sonnenuntergang.

So stieg denn dieser Mann, nach herzlichem Abschied von Dr. Chrysander zur allgemeinsten Enttäuschung seiner Fahrtgenossen, und ohne jede Gegenleistung an sie, für ihren fahrplanwidrigen und fast einminutigen Aufenthalt in Friedrichsruh, in der Tat in einen leeren Abteil zweiter Klasse und stenographierte hier, ohne aufzusehen und vollends ohne ein Wort zu sprechen, so viele seiner Fahrtgenossen auch immer den Kopf in diesen Raum stecken oder darin zeitweilig sich aufhalten mochten! Der Mann war offenbar verstockter Unhöflichkeit im höchsten Maße verdächtig! Dafür brachte er aber auch seine stenographische Niederschrift vollständig zu Ende, noch ehe nach der Weiterfahrt von Station Wittenberge die Sonne um ein viertel nach sieben Uhr unterging.

Ich erreichte Leipzig zur bestimmten Nachtstunde und fand die lieben Meinigen alle wohl.

Nur wenige Wochen nach diesem denkwürdigen Besuche fand der Festkommers der „Leipziger Burschenschaften" statt, an dem ich, unter Bezugnahme auf meine kürzliche Anwesenheit in Friedrichsruh und das hocherfreuliche Wohlbefinden des Fürsten das Bismarck-Hoch ausbrachte und auf Wunsch der Festteilnehmer auch das Telegramm, das an den Fürsten abgesendet wurde, verfaßte. Es lautete:

„Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck
Friedrichsruh.

An Leipzigs Festfeier des 25jährigen Bestehens der Burschenschaft entbieten die Festteilnehmer Eurer Durchlaucht, dem



erfolgreichen, ruhmreichen Vollender der burschenschaftlichen Hoffnungen und Bestrebungen, in unerschütterlicher Verehrung und Dankbarkeit treuen deutschen Gruß und das Gelöbnis, das Lebenswerk Eurer Durchlaucht mit aller Kraft zu bewahren und festzuhalten."

Rasch und anhaltend schritt nun meine Arbeit an dem Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" ihrem Ende entgegen und war nahezu vollendet, als mich in der letzten Maiwoche eine noch dringendere vaterländische Pflicht mehrere Wochen lang vorwiegend in Anspruch nahm. Mitte Juni 1893 sollten nämlich die Reichstagswahlen stattfinden. In dem riesigen Leipziger Landkreis (dem 13. Wahlkreis des Königreichs Sachsen) hatten die Ordnungsparteien, — von denen nur die Antisemiten sich ausschlossen, — mich zum Reichstagskandidaten aufgestellt, und ich hatte, — zum letzten Mal in meinem Leben, — angenommen und trat nun wochenlang in die regste Wahlagitation ein. Im Frühjahr 1887 hatte ich in diesem Wahlkreise noch meinem alten lieben Freund und Burschenbruder, dem „Turnvater" Dr. Ferdinand Götz in Leipzig-Lindenau, zum Siege mit verholfen. Durch die „Versöhnungspolitik" und die anderen ungeheuerlichen Fehler des „neuen Kurses" war aber auch dieser Wahlkreis vollständig sozialdemokratisch verseucht worden und daher an meinen Sieg bei der Wahl nicht zu denken. Immerhin aber erhielt ich über 10000 Wahlstimmen.

Unmittelbar nach dieser für mich sehr anstrengenden Wahlagitation reiste ich Mitte Juni 1893 zu meiner Erholung, vorerst allein, in die Schweiz, und verbrachte hier zunächst in Rheinfelden einige Tage bei meinen Lieben, meiner Tochter, der jungen Mutter Gertrud Costenoble, ihrem Gatten, und der beiden herzigem Bübchen Hermännchen. Dann eilte ich aber allein nach dem schönen Bristen im Maderanertal, wo ich im geistlichen und gastlichen Hause des sehr liebenswürdigen katholischen Kaplans Dittli, — jetzt katholischer Pfarrer in Buochs am Vierwaldstätter See, billige und gute Pension nahm, um tagsüber hauptsächlich nach der Natur zu malen. Ich tat das mit großer Freude und so erfolgreich, daß mir für eines dieser damals gemalten Bilder später in Leipzig eine sehr namhafte Summe geboten wurde. Ich hatte es aber, auf Wunsch meiner lieben Frau, schon für unsern Salon bestimmt, wo es heute noch

eingerahmt hängt. Die Gespräche mit meinem geistlichen Wirt bei unsern gemeinsamen Mahlzeiten und Abenden waren auch sehr genußreich. Denn er war gegen mich Protestanten durchaus nicht unduldsam und hatte z. B. Lessings Werke stets auf seinem Schreibtisch stehen.

Gegen Ende Juni reiste ich von Bristen ab und fuhr über den Brünig und Brienzer See nach Lauterbrunnen und von hier mit der neuen Bergbahn über Wengen und Wengernalp nach der kleinen Scheidegg, um von hier den Männlichen zu besteigen (der 2346 m hoch ist) und dort reichlich eine Woche lang in dem einfachen Gasthof des hohen Berges Pension zu nehmen und das ganze großartige Alpenpanorama im Nordosten und Südwesten der Männlichenhöhe zu malen. Das erquickte mich abermals in hohem Grade. Ich malte an jedem Morgen von halb fünf bis halb sieben Uhr und ein anderes Bild am Nachmittag. Ich verweilte im Männlichen-Wirtshaus, das damals ein Nachkomme des berühmten Pestalozzi hielt, der selbst Pestalozzi hieß, vom 1. bis 9. Juli 1893.

Die Großartigkeit der Alpenrundschau vom Männlichen aus, — die meines Erachtens noch heute bei weitem nicht genügend gewürdigt wird, wie der verhältnismäßig geringe Fremdenstrom dort hinauf beweist, — konnte mir mein damaliger Wirt Pestalozzi an einem unweit zurückliegenden Vorgang beweisen. Zur Pariser Weltausstellung von 1887 wollte der Kanton Bern nämlich ein Panorama nach Paris senden, das die erhabene Schönheit der Berner Alpenkette vom geeignetsten Aussichtspunkte aus darstellen sollte. Diesen Punkt hatte ein Ausschuß der besten Landschaftskenner und -Maler auszuwählen und zu bestimmen, und dieser Ausschuß entschied sich einmütig für den Männlichen. Mein Wirt zeigte mir eine lithographierte Kopie jenes nach Paris gesandten Panoramas.

Noch in anderer Beziehung war mir der Aufenthalt auf dem Männlichen sehr merkwürdig. Mein Wirt sagte mir nämlich, daß der steile, felsige und spitze Tschuggen, um dessen Abhänge sich der Bergpfad von der Scheidegg zum Männlichen hinaufwindet, in seinem Innern eine ungeheure Fülle ungehobener, — vielleicht sogar edler Metalle berge. Und bei einem schweren nächtlichen Gewitter, das ich auf dem Männlichen erlebte, schlugen alle Blitze in den Tschuggen ein, der dabei förmlich rotglühend aussah, auch von innen her.

Am 4. Juli 1893 ergriff mich auf dem Männlichen-Gipfel eine besonders weihevolle Stimmung beim Anblick der wunderbaren Berner Hochalpenkette, mit der ich nach dem blutigen Opfertode meines Vaters schon von meinem achten Jahre an heimatlich vertraut werden sollte. Außerdem war am 4. Juli 1873 der Geburtstag meines lieben Sohnes Walter. Er wäre also heute 20 Jahre alt geworden, wenn er nicht schon am 28. September 1891 verstorben wäre! Unter dem tiefen Eindruck dieser Gefühle und Gedanken und meines trostreichen Unsterblichkeitsglaubens schrieb ich am 4. Juli 1893 auf dem Männlichen-Gipfel folgendes Gedicht nieder, das ich dann auch in das Fremdenbuch meines Berggasthofes eintrug:

Alpeneinsamkeit.

Wem früh der Tod die Wundenmale
Ins Herz mit rauhen Händen schnitt,
Der lenkt schon früh aus dunklem Tale
Nach sel'gen Höhen Aug' und Schritt.
Und wer den Sohn mit achtzehn Sommern,
Den lieben, jäh hat sterben sehn,
Der hält sich gern zu jenen Frommern,
Die nach dem Weltgeheimnis spähn.
Ein Solcher steht auf diesen Zinnen! —
Das Herz wird still, der Blick wird weit.
Und plötzlich jubelt es tief innen:
Du suchst, du schaust die Ewigkeit!
Die Ewigkeit, die Menschen ahnen
Und fassen können, schaust du klar,
Wo in des Äthers blaue Bahnen
Die Alpen ragen wunderbar.
In feierlich-erhabnem Schweigen,
Unwandelbar im Lauf der Zeit,
So schlingen sie den ew'gen Reigen,
Geschmückt mit ew'gem Silberkleid.
So strahlten sie, als Moses lebte,
Als Troja fiel, als Christus litt,
Als tausendfach die Welt erbebte,
Wenn Volk um Volk zur Freiheit schritt!
Da, horch! Ein Donnern in den Schründen —
Ein Gletscherbruch! — Noch einer — weh!

Du meinst, dein Ende hier zu finden,
Begraben unter ew'gem Schnee! —
Doch nein! — In heit'rem Firnenschimmer
Siehst du noch jetzt die Alpen stehn! —
Was Gott geschaffen, endet nimmer —
Ob Alp' — ob Mensch! Auf Wiedersehn!

Wenige Tage später kam der sehr liebenswürdige Pfarrer Strasser von Grindelwald, den ich früher einmal im Auftrage meines Freundes Bitzius in Grindelwald besucht hatte, und der im Volksmund „Der Gletscherpfarrer" heißt, nach dem Männlichen herauf in Begleitung des bedeutenden Gebirgsmalers Benteli von Bern, des Vetters zweier lieber einstiger Waberner Kameraden von mir. Pfarrer Straßer entdeckte mit Freuden mein Gedicht im Fremdenbuche, schrieb es ab und druckte es bald in seinem Blatte „Alpenrosen", und der Maler Benteli spendete mir freudigen Beifall über meine Bilder vom Männlichen.

Wie bei allen meinen Bergtouren, fehlten mir da droben auch heitere Erlebnisse nicht. Eine unbewußt sehr drollige Figur war namentlich der etwa sechszehnjährige Bursche des Wirtshauses, der zugleich Hirt, Melker, Gepäckträger usw. war. Auf Geheiß seines Herrn übte er sich während meines dortigen Aufenthaltes auch im Alphornblasen, was grauenhaft anzuhören war, so daß ich diese Qual zu unterbrechen versuchte, indem ich ihm dabei auf Berndeutsch allerlei lustige Schnurren erzählte. Da blies er aber noch gräulicher weiter, während er lachte, so daß es auch dem Wirt zu arg wurde, und der Bursche sich treuherzig entschuldigte: an seinen falschen Tönen sei nur der Dr. Blum mit seinen Schnurren schuld.

Als ich am 9. Juli mittags den Männlichen verließ, trug mir dieser Bursche mein Gepäck und Malzeug abwärts. Ich selbst trug in der Rechten ein noch nasses großes Bild, in der Linken den Bergstock. Wir stiegen auf sehr engem, steilen Pfad, der durch kürzliche Regengüsse außerdem noch sehr schlüpfrig war, direkt (in 1 1/2 Stunden) gegen das Dorf (die Bahnstation) Wengen hinab. Zur Linken war immer tiefer Abgrund. Ich glitt mehrmals bedenklich aus. Da tröstete mich aber mein Trägerchen: „Fallen Sie nur ruhig 'runter, ich halte Sie dann auf!" In Wengen angelangt, hatte ich bis zur Ankunft meines Zuges nach Lauterbrunnen noch ein Stündchen Zeit und begab mich

deshalb in das Hackerbräu links vom Bahnhof, wo Münchener Bier vom Faß verzapft wird. Ich fragte meinen Träger, ob er Durst habe, und wollte ihm auf seine bejahende Antwort ein tüchtiges Glas Bier bestellen. Da in diesem Augenblick aber der von mir bestellte Kaffee mir gebracht wurde, erklärte er: er möchte auch lieber von dem. Und als ich dann mit dem Kaffee fertig war und mir ein Glas Münchener bestellte, erklärte mein Träger: Nun möchte er auch lieber von **dem**! Die Ankunft meines Zuges machte dann weiteren Wunschoffenbarungen seinerseits ein jähes Ende, und ich **traf am Spätnachmittag im Hotel Schonegg in Spiez** ein, wo ich die lieben Meinigen in erwünschtem Wohlsein traf, mit ihnen hier wieder einige herrliche Wochen verlebte und viel nach der Natur malte.

Vor Ende Juli war ich **nach Rheinfelden zurückgekehrt und schrieb von hier am 1. August an den Fürsten Bismarck nach Kissingen**:

„Gemäß dem Versprechen, welches ich Eurer Durchlaucht gegeben habe, lasse ich gegenwärtig in Leipzig diejenigen Stellen meines Werkes „**Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.** Politische Geschichte von 1871—1890", ins Reine schreiben, welche sich auf persönliche mündliche Mitteilungen Euerer Durchlaucht stützen, um sie vor dem Drucke Euerer Durchlaucht zur geneigten Durchsicht zu senden. Hierbei ist aus den in Varzin mir gemachten Mitteilungen (über die Kriegsbefürchtungen von 1875 usw.) alles beseitigt, was Euere Durchlaucht in Friedrichsruh berührten, und ganz im Sinne Ihrer damaligen Aussprache. Auch aus den Aufschlüssen, welche Euere Durchlaucht in Friedrichsruh mir zu geben die Huld hatten, ist alles Persönliche, andere möglicherweise Verletzende weggelassen. Ich hoffe daher zuversichtlich, Euerer Durchlaucht mit der Durchsicht dieser wenigen Reinschriftseiten keine große zeitraubende Arbeit zu machen. Zur besseren Übersicht und Orientierung habe ich jeweilig die Stichworte der Seitenüberschriften (Inhalt des Abschnittes und der Seite) mit abschreiben lassen und da, wo dies nicht ausreichte, auch so viel von dem vorausgehenden oder nachfolgenden Texte mitgeteilt, als zum Verständnisse der Stelle nötig ist, welche sich auf Euerer Durchlaucht Äußerung bezieht.

Da **der Satz des Werkes**, — wie mir der Verleger soeben mitteilt, — **bereits begonnen hat** und ununterbrochen fortschreiten soll, so würde ich dankbarst erkennen, wenn Euere

Durchlaucht die Ihnen in den ersten Tagen nach meiner am 3. d. M. erfolgenden Rückkehr nach Leipzig zugehenden Blätter geneigtest so schnell als Ihre Zeit und Kur erlauben durchsehen wollten.

Ich verpflichte mich selbstverständlich, in dem Werke mit keinem Worte darauf Bezug zu nehmen, daß die betreffenden Blätter von Euerer Durchlaucht durchgesehen worden sind . . .

In tiefster, dankbarster Ehrerbietung
Euer Durchlaucht
treu ergebenster
Dr. Hans Blum."

Dieses Schreiben sandte ich, — ohne das Datum (1. August) auszufüllen, vielmehr mit der Bitte, dies in Leipzig zu tun, — am 2. August an die Verlagsbuchhandlung des Werkes, das Bibliographische Institut von Meyer in Leipzig, damit mein Schreiben gleich mit den für den Fürsten bestimmten Abschriften an diesen gesandt werde. Bei der Eile des Druckes gingen diese Abschriften mit meinem Begleitbriefe aber eher von Leipzig ab, als ich dorthin zurückkehrte, so daß ich sie vor ihrem Abgang nicht mehr sehen konnte. Dies war aber aus folgendem Grunde im höchsten Grade bedauerlich. Auf Wunsch des jüngeren Chefs der Verlagshandlung, Herrn Dr. Hans Meyer in Leipzig, — des berühmten Afrikaforschers, — hatte ich ihm nämlich diejenigen Stellen meines Manuskriptes, welche ich mündlichen Äußerungen des Fürsten Bismarck gegen mich verdankte, durch Rand- und Fußnoten kenntlich gemacht, die etwa lauteten: „Diese Stelle ist nach mündlicher Aussprache des Fürsten Bismarck gegen mich (in Varzin . . ., in Friedrichsruh . . .) mitgeteilt," damit Herr Dr. Hans Meyer diese Stellen beim ersten Lesen meines Manuskriptes besonders bemerke und später leicht finde, wenn er die Anordnung erteilte: welche Stellen meines Werkes, — nach Bismarcks oben S. 216 mitgeteilter Aufforderung an mich in Friedrichsruh, — für den Fürsten abzuschreiben und ihm vor dem Druck des Werkes zur Einsicht zu unterbreiten seien. Unglücklicherweise hatte nun aber Herr Dr. Hans Meyer diese nur für ihn bestimmten Rand- oder Fußnoten meines Manuskriptes in den nach Kissingen am 4. August gesandten Abschriften aus Versehen stehen lassen, so daß Fürst Bismarck mir in begreiflicher Erregung antwortete (mit seiner eigenen Unterschrift):

„Kissingen, 7. August 1893.

Euer Hochwohlgeboren

Mitteilungen vom 4. sind mir zugegangen und ich kann Ihnen mein Befremden darüber nicht verhehlen, daß Sie durch Fußnoten **mir** die Verantwortlichkeit für Form und Inhalt Ihrer Publikation zuschieben wollen ...

Wenn es in Ihrem Wunsche liegen sollte, den Text derart zu modifizieren, daß ich jeder publizistischen Ablehnung seiner Richtigkeit überhoben bin, so möchte ich Ihnen anheimstellen, dies im mündlichen Verkehre herbeizuführen, da ich während der Kur nicht die Zeit und Arbeitskraft habe, diejenigen Teile meinerseits umzuarbeiten, welche ich als zutreffend nicht anerkenne.

v. Bismarck."

Nach Rücksprache mit dem Verleger antwortete ich darauf dem Fürsten Bismarck am 11. August 1893 aus **Leipzig**:

„daß die Rand- und Fußnoten, welche in den Euerer Durchlaucht zugegangenen Abschriften auf Eure Durchlaucht als Quelle der betreffenden Äußerungen Bezug nehmen, überhaupt nicht zum Drucke bestimmt sind und daher auch nicht gedruckt werden sollen"; daß sie vielmehr nur für Herrn Dr. Hans Meyer aus den oben mitgeteilten Gründen und in Leipzig irrtümlich für den Fürsten mit abgeschrieben und nach Kissingen gesandt worden seien, während ich noch in Rheinfelden weilte. Dann erwiderte ich auf den freundlichen Schlußsatz des fürstlichen Briefes:

„Selbstverständlich muß mir sowohl als der Verlagshandlung bei Abfassung eines Werkes, welches dazu bestimmt ist, dem deutschen Volke die Größe und Bedeutung des amtlichen Wirkens Euerer Durchlaucht von 1871 bis 1890 darzulegen, sehr viel darauf ankommen, daß Euere Durchlaucht jeder publizistischen Ablehnung des Textes überhoben sind. Ich ergreife daher mit Freude und Dank das huldvolle Anerbieten, im mündlichen Verkehr das herbeizuführen, und erwarte Euerer Durchlaucht geneigte Bestimmung darüber, wann und wo diese Aussprache stattfinden könnte.

Hierbei möchte ich ganz ergebenst vorstellen, daß die Verlagshandlung das Werk tunlichst Ende September oder Anfang Oktober d. J. ausgeben möchte, da diese Zeit für den Absatz am

günstigsten ist. Da nun die Zahl der Blätter, welche noch weitere Mitteilungen Euerer Durchlaucht enthalten und daher für Euere Durchlaucht abgeschrieben werden, eine geringe ist, würden Euere Durchlaucht vielleicht gestatten können, daß Ihnen ich in Kissingen den Inhalt dieser Blätter in Reinschrift vorlege, aus dem Konzept vorlese und Ihre Berichtigungen sofort stenographiere, das Stenogramm Euerer Durchlaucht vorlese und genehmigen lasse und eine Übertragung des Stenogramms vor meiner Abreise von Kissingen Euerer Durchlaucht hinterlasse. Diese Erledigung der Angelegenheit würde Euerer Durchlaucht kaum eine Stunde Zeit kosten.

In geziemendster Ehrerbietung
Euer Durchlaucht
dankergebenster
Dr. Hans Blum."

Des Fürsten Bismarck Gesundheitszustand, — er erkrankte von Ende August bis 6. September 1893 sehr lebensgefährlich an Lungenentzündung und Gürtelrose, — machte jedoch meinen Besuch in Kissingen wie auch in Friedrichsruh, wohin der Fürst am 7. Oktober zurückkehrte, unmöglich. Und da das Erscheinen meines Werkes nun auf den 23. November ganz bestimmt festgesetzt war, so konnte ich auch die Zeit der völligen Genesung des Fürsten und meiner dann von ihm freundlich in Aussicht gestellten Berufung nach Friedrichsruh nicht abwarten. Daher mußte ich auch ferner die Seiten und Stellen meines Werkes, auf deren Vorlegung vor dem Drucke Fürst Bismarck ein Recht hatte, schriftlich überreichen. So entspann sich von da ab ein lebhafter Briefwechsel zwischen mir und Dr. Chrysander als Vermittler meiner Sendungen an den Fürsten und dessen etwaiger Bemerkungen über diese Sendungen, während der Fürst selbst mir nach meinen oben mitgeteilten Erklärungen vom 11. August die alte huldvolle Freundlichkeit erwies.

Meine Briefe an Dr. Chrysander in dieser Angelegenheit (vom 18. Oktober, 25. Oktober, 1. und 2. November 1893) beweisen, wie genau ich mein dem Fürsten gegebenes Versprechen erfüllte. Und irgend eine Berichtigung von irgend einer dem Fürsten unterbreiteten Stelle meines Werkes erfolgte nicht.

Fünftes Kapitel.

1893. Wirkung meines Werkes „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks". Graf Arnim-Schlagenthin. Herrn von Marschalls Staatskunst.

Der gesamte deutsche Buchhandel bezeichnete mein am 25. November 1893 im Verlage des Bibliogr. Institutes von Meyer in Leipzig erschienenes Werk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" als den „zugkräftigsten Artikel" des damaligen Weihnachtsbüchermarktes. Denn schon vor Weihnachten 1893 waren 10000 Exemplare davon abgesetzt, und zwar trotz einer Lieferungsstockung von mehreren Wochen, die eintrat, weil die Verlagshandlung nicht alle 15000 Exemplare der ersten Auflage mit einem Male hatte drucken lassen.

Wie dieser Erfolg, so war auch der Eindruck und Nachhall ungeheuer, den das Erscheinen dieses Werkes unter den Angehörigen und namentlich in der Presse aller Parteien erzeugte. Man bedenke eben, daß alle Mitteilungen Bismarcks an mich in Friedrichsruh, die das Werk wiedergab, hier zum ersten Male veröffentlicht waren: über die Verstimmung Rußlands seit dem Berliner Kongresse von 1878; über die dem Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Oktober 1879 vorausgehenden Ereignisse; über Bismarcks Verhältnis zum Kaiser Friedrich und „die Regierung der 99 Tage"; über die der Entlassung des großen ersten Reichskanzlers vorausgehenden und sie begleitenden Umstände und Tatsachen, und vieles andere. Diese ganz neuen Mitteilungen machten daher unbeschreibliches Aufsehen im In- und Ausland, in der dem großen Staatsmanne freundlich wie feindlich gesinnten Presse und — Kritik, denn auch die Kritik ließ sich in der Hauptsache von der Stellung und Gesinnung ihrer Verfasser gegenüber dem Fürsten Bismarck beeinflussen, ja leiten.

Englische und französische Verleger ersuchten mich um Überlassung des Übersetzungsrechtes an sie.

Des neuen Kurses offiziöse Presse aber war bemüht, namentlich meine Darstellung der Entlassung Bismarcks als durchaus falsch darzustellen. Leider waren gerade in diesem Abschnitte meines Werkes einige sehr ärgerliche Druckfehler untergelaufen.

So war z. B. die verhängnisvolle Unterredung Windthorsts mit Bismarck statt auf den 14. März 1890, — an dem sie stattgefunden, — auf den 1. März verlegt (S. 668), auf derselben Seite dann wieder auf den 12. März. Ein aufmerksamer Leser konnte freilich aus den weiter (S. 668/669) erzählten Ereignissen sofort erkennen, daß es sich nur um den 14. März handeln könne. Das treueste Bismarck-Blatt, die „Hamburger Nachrichten", erklärte denn auch gegen diese Angriffe der offiziösen Presse sofort: daß meine Darstellung, — „von untergeordneten Irrtümern abgesehen", — zutreffend und richtig sei. Für diese Erklärung hatte das treffliche Blatt allerdings sehr triftige Gründe.

Von den sehr zahlreichen beifälligen Zuschriften bedeutender Männer an mich über mein Werk führe ich hier nur folgende Schreiben der beiden großen deutschen Historiker Heinrich v. Sybel und Heinrich von Treitschke an. Sybel schrieb mir:

„Berlin, 13. Dezember 1893.

Hochgeehrter Herr!

Für die freundliche Zusendung Ihres stattlichen Werkes sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Wie sehr ich die Gesinnung teile, aus der heraus Sie es geschrieben haben, brauche ich Ihnen nicht erst auszusprechen. ... Nochmals mit ergebenstem Danke

Hochachtungsvoll der Ihrige
Sybel."

Aus Versehen der Expedition der Verlagshandlung war an meinen alten verehrten Lehrer (s. o. Bd. I S. 174flg.) Heinrich von Treitschke „im Auftrage des Verfassers" leider ein „Rezensionsexemplar" statt eines „Ehren-Freiexemplars" gesandt worden, und darauf schrieb mir Treitschke:

„Berlin, d. 6. 12. 93.

„Geehrtester Herr!

Form und Inhalt des einliegenden Briefes werden Ihnen erklären, warum ich das mir „in diesem Sinne" gewidmete Exemplar Ihrem Verleger zurückgeschickt habe. Ich bin weder Rezensent noch Reklameschreiber .....

Ihnen aber, geehrter Herr, versichere ich aufrichtig, daß dieser Schritt der Notwehr weder gegen Sie, meinen alten, mir hoffentlich immer noch gewogenen Schüler gerichtet ist, noch gegen

Ihr Werk. Ich habe Ihr Buch von meinem Buchhändler erhalten, und so weit ich bis jetzt darin gelesen, kann ich nur zustimmen. In einigen Fällen denke ich konservativer als Sie, andererseits urteile ich über die jetzige, geradezu herostratische Regierung noch viel härter. Darum freue ich mich doch aufrichtig und danke Ihnen von Herzen, daß Sie mithelfen, die große nationale Dankesschuld an unsern Bismarck abzutragen. Sein Sturz bleibt ein unauslöschlicher Flecken in unserer Geschichte; seit Themistokles hat die Welt ein so tragisches Schicksal nicht mehr gesehen.

Mit herzlichem Dank Ihr ergebener Treitschke."

Der oben schon S. 124 mitgeteilte, hier gesperrt gesetzte ergreifende Schlußsatz dieses herrlichen Briefes mußte hier im ganzen Zusammenhang der Worte Treitschkes an mich natürlich noch einmal wiederholt werden.

Mit besonderer persönlicher Gehässigkeit fiel über mein Werk und mich her der Sohn des Grafen Arnim, Graf Arnim-Schlagenthin, dessen Stilübungen von der radikal-demokratischen Presse Deutschlands natürlich mit Wohlbehagen abgedruckt wurden. Sein edler Grimm war hauptsächlich erregt durch die Andeutung, die mein Werk über die Beziehungen seines Vaters zum Baron Hirsch machte, doch ohne dabei mit einem einzigen Worte zu verraten, daß diese Andeutung auf persönlichen Mitteilungen Bismarcks an mich vor drei Zeugen in Varzin beruhte (S. o. S. 162 flg. und S. 209/211 meines Werkes „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks"). Diese Ergüsse des Grafen Arnim und den Brief Treitschkes sandte ich an Bismarck nach Friedrichsruh mit folgendem Schreiben:

„Leipzig-Plagwitz, den 8. Dezember 1893.

„Euer Durchlaucht

mögen diese Zeilen gütig aufnehmen.

Zuvörderst möchte ich ganz ergebenst die Mitteilung machen, daß Seine Majestät, mein Allergnädigster König und Herr" (König Albert von Sachsen), „trotz des Geschreis der offiziösen Presse (auch der sächsischen), geruht haben, durch Ihr Hausministerium die Erklärung an mich gelangen zu lassen, daß Sie ein Exemplar meines Werkes gern entgegennehmen wollen.

Sodann gestatte ich mir, einen heute empfangenen Brief meines verehrten Lehrers in Geschichte, Heinrich v. Treitschke, beizufügen. . . . Glücklich macht mich Treitschkes Aussprache, namentlich in der zweiten Hälfte seines Schreibens; und ich denke, es muß Euer Durchlaucht Herzen wohltun, daß der Historiograph des preußischen Staates, der Nachfolger Rankes, der mit dem scharfgeschliffenen Schwert jener geschichtlichen Kritik, die das Weltgericht darstellt, vor dem Ehrensaal des deutschen und preußischen Volkes Wache hält, so wie hier sich ausspricht. Und da ich weiß, daß mein verehrter Lehrer aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht hat, so möchte ich Euer Durchlaucht anheimgeben, die Anlage zu behalten, so wertvoll sie mir ist, wenn Euer Durchlaucht auf deren Besitz einigen Wert legen.

Endlich aber möchte ich die ergebenste Bitte aussprechen, daß Euer Durchlaucht mir gestatten mögen, den anliegenden Angriff des Grafen Arnim-Schlagenthin in der im anliegenden Entwurfe ersichtlichen Weise abzufertigen. Ich kann dazu nicht schweigen, da der Graf mit allgemeinen Phrasen mich und mein Werk verdächtigt. Sollten Euer Durchlaucht meine Entgegnung nicht billigen, so darf ich wohl ganz ergebenst um ein Telegramm des Herrn Dr. Chrysander mit dem einen Worte „Nein" bitten, und falls Abänderungen gewünscht werden, um ein Telegramm mit dem Inhalt „Brief". Andernfalls würde ich die Entgegnung, die füglich nicht länger verzögert werden kann, am Montag den 11. d. M. beim hiesigen Tageblatt in Druck geben.

In ehrerbietigster Dankbarkeit
Euer Durchlaucht
treuergebenster
Hans Blum."

Diesem Schreiben war folgender Entwurf einer Abfertigung des gräflichen Angreifers beigefügt:

„Öffentliche Entgegnung.

Herr Graf von Arnim-Schlagenthin hat in einer öffentlichen Erklärung die in meinem Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" S. 189 erfolgte Mitteilung über ein Spekulationsgeschäft seines Vaters, des Grafen Harry von Arnim, mit dem Baron Hirsch in Paris, „woher sie auch kommen mag", als

„eine ganz haltlose, elende Verleumdung" bezeichnet, „für welche auch nicht ein Schatten von Beweis erbracht werden kann". Ich habe darauf einfach zu entgegnen, daß die Autorität der Quelle, aus der ich diese Mitteilung geschöpft habe, unendlich viel höher steht, als diejenige des Grafen von Arnim. Wenn dieser fortfährt: „Sie" (die „elende Verleumdung"), „trifft nicht bloß meinen Vater. Sie trifft in gleicher Weise den Fürsten Bismarck", so ist wohl anzunehmen, daß Fürst Bismarck sich selbst zur Wehr setzen würde, wenn er diese Auffassung des Grafen Arnim teilte, und wenig wahrscheinlich, daß er diesen zu seinem Anwalt bestellt habe.

Der Herr Graf folgert aber die Unwahrscheinlichkeit meiner Darstellung weiter aus der Tatsache, daß sein Vater, bis zum 2. März 1874 kaiserlicher Botschafter in Paris blieb und erst am 19. März 1875, also ein volles Jahr nach jener angeblichen Enthüllung, zum Botschafter in Konstantinopel ernannt wurde. Den Kennern der Sache muß dieser Schluß sofort verraten, daß die Logik nicht die starke Seite des Herrn Grafen ist. Denn sie wissen, welche Fülle von Pflichtwidrigkeiten und Dienstvergehen erst zusammenkommen mußte, um diesem Botschafter die kaiserliche Gunst so weit zu entziehen, daß es dem Fürsten Bismarck gelang, ihn in Paris und Berlin unschädlich zu machen. Mein Werk erzählt S. 183 bis 194 und S. 236 den aktenmäßigen Hergang.

Ich kann daher auch über die Phrase des Herrn Grafen mich kurz fassen: „Die Aufnahme einer so haltlosen Verleumdung charakterisiert zur Genüge den Wert des Buches, welches sie enthält", und ebenso kurz über die weiteren Verdächtigungen des Herrn Grafen: „Ich glaube mich daher eines eingehenden Studiums des Buches oder gar einer Widerlegung der zahllosen Entstellungen der Wahrheit, die der Verfasser im Interesse des Fürsten Bismarck irrtümlicher Weise für nötig hielt, und die ich bereits bei flüchtigem Durchblättern des Buches feststellte, ohne jeden Schaden für das Andenken meines seligen Vaters enthalten zu können." Gewiß wird niemand von dem Herrn Grafen das eingehende Studium eines Werkes verlangen können, in welchem sein Scharfblick schon bei flüchtigem Durchblättern, „zahllose Entstellungen der Wahrheit feststellte". Auch darüber, was der Herr Graf „ohne jeden Schaden für das Andenken" seines Vaters tun oder lassen will, hat ihm niemand Vorschriften zu machen.

Aber in dem vorstehend mitgeteilten Satze des Herrn Grafen befinden sich die schwersten Verdächtigungen gegen den Verfasser und sein Werk, für welche der Herr Graf dem Verfasser vor der Öffentlichkeit, in die er hinausgetreten, Rechenschaft schuldig ist. Denn er behauptet: daß er „zahllose Entstellungen der Wahrheit festgestellt" habe; und weiter: daß „der Verfasser diese zahllosen Entstellungen der Wahrheit im Interesse des Fürsten Bismarck für nötig hielt".

Ich erwarte von dem Grafen Arnim=Schlagenthin bis zum Ausgange des Jahres 1893 öffentlich die Angabe der „von ihm festgestellten Entstellungen der Wahrheit" in meinem Werke, sowie den Beweis, daß ich diese Entstellungen „im Interesse des Fürsten Bismarck für nötig hielt". Läuft diese Frist ab, ohne daß mein berechtigtes Verlangen befriedigt ist, so verbieten mir meine gesellschaftlichen Gewohnheiten zwar auch dann noch, dem Herrn Grafen gegenüber von „ganz haltlosen, elenden Verleumdungen" zu sprechen, „für welche auch nicht ein Schatten von Beweis erbracht worden ist". Aber ich würde mich dann für berechtigt halten, anzunehmen, daß der Herr Graf in demselben Maße ein Freund der Wahrheit ist, wie sein Vater.

Leipzig, den 11. Dezember 1893.

Dr. Hans Blum."

Auf diese Sendung an den Fürsten Bismarck erhielt ich umgehend folgendes Telegramm, das die beiden von mir angegebenen Stichworte enthielt:

„Friedrichsruh, 9./12. 12. 30.

Nein. Brief folgt. Chrysander."

Der mir in diesem Telegramm angekündigte, von Dr. Chrysander geschriebene, vom Fürsten eigenhändig unterzeichnete Brief lautete:

„Friedrichsruh, 9. Dez. 1893.

„Euer Hochwohlgeboren

gestriges Schreiben habe ich erhalten und sende Herrn von Treitschkes Brief, von dem ich hier eine Abschrift habe machen lassen, mit verbindlichstem Dank zurück.

Ihr Entwurf der Entgegnung" (wider den Grafen Arnim-Schlagenthin) „enthält eine Bezugnahme auf meine Autorität, und zwar über Tatsachen und Anschauungen, welche sich der Beweisführung ihrer Natur nach versagen; auf welche Beweise hin das Gericht den Grafen Arnim verurteilt hat, weiß ich, in Ermangelung der Akten, nicht mehr, es ist auch nicht meine, sondern Ihre Aufgabe, sich aus dem darüber öffentlich vorhandenen Material zu unterrichten.

Wenn Sie statt der richterlichen Autorität die meinige in der Öffentlichkeit vorschieben, so würde ich Ihre Ermächtigung dazu auch öffentlich bestreiten müssen, so dankbar ich sonst für die wohlwollende Gesinnung bin, welche Ihr Werk für mich bekundet.

von Bismarck."

Hatte ich mich nun schon in meinem Werke selbst, bei meinen Mitteilungen über die Beziehungen des Grafen Harry von Arnim zum Baron Hirsch, durchaus nicht auf Bismarcks Autorität bezogen, so fiel mir natürlich auch gar nicht ein, ohne des Fürsten Zustimmung dessen Autorität in meiner ihm mitgeteilten Erklärung gegen den Grafen Arnim-Schlagenthin anzurufen, — wie auch schon aus der ganzen vorstehend abgedruckten Korrespondenz hervorgeht. Ich strich also in dieser oben mitgeteilten Erklärung die beiden letzten Sätze des ersten Absatzes, in denen von der „unendlich viel höher stehenden Autorität meiner Quelle" die Rede und die Erwartung ausgesprochen war: „Fürst Bismarck werde sich wohl selbst zur Wehr setzen, wenn er die Auffassung des Grafen Arnim teile", daß nämlich jene „haltlose elende Verleumdung nicht bloß den Grafen Arnim Vater, sondern in gleicher Weise den Fürsten Bismarck treffe". Ich setzte an die Stelle dieser beiden Sätze die Versicherung, daß ich den Inhalt des Wortlautes aller meiner Andeutungen bezüglich der Beziehungen des Grafen Harry von Arnim zum Baron Hirsch jederzeit vor Gericht beweisen könne, wenn der gräfliche Sohn danach Verlangen trüge, und ließ die übrige, in Friedrichsruh unbeanstandete Erklärung im oben mitgeteilten Wortlaut sofort im „Leipziger Tageblatt" abdrucken. In dieser Fassung erregte sie in der Tat auch keinerlei Anstand in Friedrichsruh.

Begreiflicherweise wütete dagegen nun die fortschrittliche und republikanische Arnim-Presse mit der ganzen unvorsichtigen Leidenschaft, die ich erwartet hatte, gegen mich. Namentlich

trat auch die biedere Familie Hirsch in schön gewundenen Erklärungen für die finanzielle Unschuld des verleumdeten Grafen von Arnim ein. Dieser „blinde Eifer" lüftete jedoch auch wieder manchen Zipfel des sorgfältig bedeckten Geheimnisses. Zudem brachte die nationale deutsche Presse auch hübsche weitere Belege für die mit aller Standhaftigkeit der Arnim-Presse abgeleugneten Beziehungen des edeln Grafenvaters zu dem unedleren Baron Hirsch. Und als nun zu Ende Dezember 1893 die dem Grafen Sohn gesetzte Frist für den Beweis seiner Dreistigkeiten fruchtlos abgelaufen war, da veröffentlichte ich im „Leipziger Tageblatt", — ohne jede Bezugnahme oder Hindeutung auf den Fürsten Bismarck, — alle meine Beweise für jene angenehmen geldklimperlichen gräflich-baronlichen Beziehungen. Und darauf verstummte der schneidige Graf Arnim-Schlagenthin ebenso lautlos, vollständig und dauernd wie die uneigennützige Familie Hirsch und die gereizte radikale Gesinnungs- oder Geschäfts-Vetterschaft der Presse.

Während dieses öffentlichen Streites war mir ein sehr friedlich-freudiges Familienereignis beschieden. Denn am 20. Dez. 1893 wurde mir in Rheinfelden die erste Enkelin, Gertrud Costenoble, glücklich geboren. Auch der schöne Erfolg meines Bismarck-Werkes versetzte natürlich mich und die Meinen zu Ausgang des Jahres 1893 in die fröhlichste Stimmung.

Unmittelbar vor Schluß des Jahres 1893 machte ich dem Fürsten Bismarck noch eine Mitteilung, die ihm eine bis dahin unbekannte, für die Staatslenker des neuen Kurses höchst bezeichnende Tatsache enthüllte, die ihn sehr interessieren mußte. Ich hatte sie aus sicherster Quelle, — von einem Hauptbeteiligten, — erfahren, als ich nach dem Erscheinen meines Werkes im November 1893, auf Einladung des reichstreuen (nationalliberalen) Vereins „Nordwest" in Frankfurt a. M., einen Vortrag dort gehalten hatte. Diese Mitteilung an mich in Frankfurt a. M. und von mir an den Fürsten Bismarck betraf Folgendes:

Die berühmten Handelsverträge des neuen Kurses (1890 flg.), waren ihrem Abschlusse nahe, — den der Kaiser dann als eine neue glückverheißende Epoche der deutschen Geschichte bezeichnete und deshalb Herrn von Caprivi in den Grafenstand erhob. Da verbreitete sich die sehr glaubhafte Kunde, daß die deutschen Unterhändler des Handelsvertrags mit Italien diesem unsern Verbündeten jenseits der Alpen einen so hohen

italienischen Einfuhrzoll auch auf leichte deutsche Gold- und Silberschmucksachen zugestanden hätten, daß die fernere Einfuhr und Absatzfähigkeit dieser Erzeugnisse unserer Industrie nach Italien geradezu in Frage gestellt wurde.

Diese Trauerkunde war durchaus glaubhaft, denn ein so ungeheuerliches Zugeständnis an Italien war nur eine der vielen gleichartigen Leistungen der Staatsweisheit des neuen Kurses beim Abschluß der neuen Handelsverträge. Diese Staatsweisheit ließ sich eben sehr leicht in den Glauben wiegen, daß das von Bismarck geschaffene „sehr komplizierte" Verhältnis des Dreibundes in Wahrheit dem armen Waisenknaben Deutschland allein Vorteil bringe, und daß daher die fernere Bundesgenossenschaft von Österreich-Ungarn und Italien mit sehr hohen Opfern Deutschlands auf dem Gebiete der Handelsverträge nicht zu teuer erkauft sei. Diese Staatsweisen hatten aber dabei, — wie sogleich gezeigt werden wird, — nicht einmal einen deutlichen Begriff von der schwindelnden Höhe der von ihnen dargebrachten Opfer.

Die rührige badische Stadt Pforzheim dagegen wußte jenes ungeheuerliche Zugeständnis an Italien bei weitem klarer und richtiger einzuschätzen. Denn es bedeutete einfach den Ruin der in schönster Blüte stehenden Gold- und Silberwarenindustrie dieser Stadt; einer Industrie, die Millionen vorteilhaft umsetzte, viele Tausende von Menschen lohnend beschäftigte und auch dem deutschen Kunstgewerbe zur Ehre gereichte. Grade nach Italien setzte die Stadt Pforzheim seit Jahren einen sehr großen Teil ihrer leichten, billigen Gold- und Silberschmucksachen ab. Auch in den niederen, ärmeren Klassen der italienischen Bevölkerung tragen nämlich die Leute, — namentlich die Frauen, — und zwar von der Nordgrenze Piemonts bis zur Südspitze Calabriens und Apuliens, — wenn immer möglich einen Gold- oder Silberschmuck, meist religiösen Charakters, wie ein Kreuz, das Bild der Madonna, eines Heiligen usw. Und die Stadt Pforzheim sorgte fast ausschließlich für die Erzeugnisse zur Erhaltung dieser ehrenwerten italienischen Volkssitte. Nun aber machte der von der neuen deutschen Staatsweisheit an Italien bewilligte hohe Eingangszoll auf diese billigen Pforzheimer Schmucksachen dieser ganzen bedeutenden Industrie der betriebsamen badischen Stadt so gut wie ein Ende!

Begreiflicherweise war daher die Erregung der ganzen Pforzheimer Bevölkerung eine tiefgehende und machte sich in wenig

schmeichelhaften Bemerkungen über die neue deutsche Staatskunst Luft. Doch zum Glück für Pforzheim kannte ja einer der höchstgestellten Künstler dieser Gattung, der Staatssekretär von Marschall, die Verhältnisse der Pforzheimer Industrie genau, da er lange in dieser Stadt Staatsanwalt gewesen war, ehe seine hervorragenden staatsmännischen Talente entdeckt wurden. Und so machte sich denn der Präsident der Pforzheimer Handelskammer, — mein Gewährsmann in Frankfurt a. M., — mit einem stattlichen und höchst sachverständigen Gefolge aus der bedrohten Stadt, — guten Mutes nach Berlin auf den Weg, um durch eine Audienz bei dem für die neuen Handelsverträge Deutschlands maßgebenden Staatssekretär des auswärtigen Amtes von Marschall das Verhängnis von Pforzheim abzuwenden.

Herr von Marschall empfing die ihm wohlbekannten vormaligen Mitbürger sogleich, schien aber höchst erstaunt über ihr Erscheinen in Berlin. Denn schon nach den ersten Worten der Begrüßung sagte er zum Vorsitzenden der Pforzheimer Handelskammer: „Ich begreife nur gar nit, daß die Herre wegen einer solche Bagatell die weite Reis von Pforzheim nach Berlin mache!"

„Wegen einer solche Bagatell, meine Sie, Herr Staatsanwalt, — entschuldige Sie, Herr Staatssekretär, — das verstehe wir nit, wie Sie das meine!" rief der Präsident der Handelskammer von Pforzheim, über Marschalls Worte ebenso erstaunt wie seine Begleiter.

„Natürlich handelt sich's nur um e Bagatell, meine Herre!" wiederholte der Staatssekretär nachdrücklich. „Herr Kanzleirat, geben Sie mir doch einmal die Akten mit dem italienischen Handelsvertrag her!"

Der Kanzleirat brachte die Akten, und der Herr Staatssekretär blätterte sachkundig darin. Dann wies er triumphierend auf ein statistisches Blatt und rief: „Ah, da könne die Herre von Pforzheim selbst sich überzeuge. Schaue Sie: Ihr ganzer Umsatz mit Italien beträgt im Jahr ja nur 6000 Mark, sage sechstausend Mark!"

„Sechstausend Mark! Herr Staatssekretär! Nur sechstausend Mark!" rief der Präsident der Pforzheimer Handelskammer die Hände ringend, wie sein Gefolge auch. „Die sechstausend, die Sie da in Ihrer Tabell' hawe, sind leider

nicht blos Mark, sondern Doppelzentner, sechs Tausend Doppelzentner von Gold- und Silberware! Nun freili kann's uns nimmer wunnern, daß Sie solche Verträg' schließe, Herr Staatssekretär!“

Uns auch nicht! Und den Altreichskanzler in Friedrichsruh jedenfalls auch nicht, als er von diesem Vorgang durch mich Kenntnis erhielt.

Sechstes Kapitel.

Die Jahre 1894 und 1895. Mein Werk „Fürst Bismarck und seine Zeit“ (1894/1895). Urteil Bismarcks. Seiner Gattin Tod und sein achtzigster Geburtstag. Ende des neuen Kurses. Meine Volksschriften 1895. Persönliches aus 1894/1895.

Auch zu Ende des Jahres 1893 hatte ich dem Fürsten Bismarck meine herzlichen Glückwünsche zum neuen Jahr übersandt und erhielt darauf einen erneuten Beweis seiner unverändert huldvollen Gesinnung gegen mich durch seine Antwort in seinen eigenen Schriftzügen:

„Friedrichsruh, 4. Januar 1894.

„Für Ihre freundlichen Wünsche zum Jahreswechsel danke ich verbindlichst und erwidere dieselben von Herzen.

v. Bismarck.“

Im Frühjahr 1894 erschien dann der erste Band meiner großen Bismarck-Biographie „Fürst Bismarck und seine Zeit“ (im Verlag von C. H. Beck in München), die bis zum Herbst 1895 in sechs Bänden vollendet vorlag. Der „Nachtrags- und Registerband“, der die Zeit vom Sommer 1895 bis zu Bismarcks Tod und die Welttrauer um sein Scheiden umfaßte, auch die Personen- und Sachregister zu dem ganzen Werke bot, folgte im Herbst 1898.

Selbstverständlich kann mir nicht beikommen, selbst ein Urteil über dieses Werk zu fällen. Es genügt ja auch die Tatsache, daß die unbefangene Presse des In- und Auslandes und die wissenschaftliche Kritik es, — unter allen

bis dahin erschienenen gleichartigen Werken, — als die beste, erschöpfendste, dem gewaltigen Stoff allein gerecht werdende Biographie des großen Staatsmannes bezeichnete. Namentlich Heinrich von Sybel sprach mir das schriftlich beim Erscheinen jedes neuen Bandes aus. Ebenso mein verehrter einstiger Lehrer Heinrich von Treitschke, als wir uns am 18. Januar 1896 in Berlin wiedersahen. Zuvor schon schrieb er mir, als ich ihn bat, seine Worte an mich über Bismarcks Entlassung (s. o. S. 124) in meinem Werke mitteilen zu dürfen, am 27. Juli 1895 auf einer Postkarte: „Mihi est farcimentum. Sed omnia in majorem gloriam magistri nostri dilectissimi".

Treitschke.

Berol. 27. 7. 95.

(Mir ist es Wurscht. Aber alles zum größeren Ruhme unseres heißgeliebten Meisters.)

Nach Empfang dieser Karte veröffentlichte ich seine herrlichen Worte über Bismarcks Entlassung in der Tat auch in meinem Werke „Fürst Bismarck und seine Zeit" Band 6 Seite 371.

Manche meiner Leser mochten in meinem Werke „Fürst Bismarck und seine Zeit", — wie in meinem früheren „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", — eine Fülle neuer Enthüllungen erwarten und sich enttäuscht fühlen, solche Enthüllungen nicht zu finden. Das war aber nur ganz natürlich. Denn Fürst Bismarck hatte mir schon vor dem Erscheinen meines ersten Werkes (im November 1893) auf alle meine Fragen bezüglich der Jahre 1870 bis 1890 alle von mir gewünschten Aufschlüsse gegeben. Stillschweigend und sehr begreiflicherweise versagte er mir dagegen, — wie ich selbst vorausgesetzt, — die Beantwortung weiterer Fragen, die ich etwa über seine Jugend- und ersten Mannesjahre an ihn richten würde. Zudem starb am 27. November 1894 seine Gattin Johanna, und nun verbot sich von selbst, ihn mit derartigen Anliegen zu belästigen. Für den 1. April 1895 aber standen ihm die monatelangen Anstrengungen der Huldigungen zu seinem achtzigsten Geburtstage bevor. Ich hatte in meinem neuen Werke auch nirgends neue Enthüllungen verheißen.

Dagegen hatte ich den bei Beginn des Werkes schon vorhandenen und bekannten geschichtlich-biographischen Stoff ebenso vollständig verwertet, wie den während meiner Arbeit neu hinzuströmenden: so die Denkwürdig-

keiten des Kriegsministers v. Roon, den Briefwechsel des Generals von Gerlach, die letzten Bände von Sybels und Treitschkes Geschichtswerken usw. Aber auch dieser jedem Forscher zugängliche biographische und geschichtliche Stoff, den ich zu meinem Werke benutzte, bot mir doch noch Möglichkeit und Anlaß zu mancher neuen Feststellung und Erörterung.

So darf ich mit Grund behaupten, daß ich das politische und persönliche Verhältnis Bismarcks zu dem späteren König und Kaiser Wilhelm in den vierzig Jahren von 1848 bis 1888 so klar und eingehend, — allerdings aus Hunderten von Berichten, Briefen, Reden usw., die erst durchforscht sein mußten, — in diesem meinem biographisch-geschichtlichen Werke gezeichnet habe, wie kein anderer vor mir. Namentlich bietet mein Werk zum erstenmal eine zusammenhängende Darstellung dieses herrlichen Verhältnisses, — des anfänglichen Gegensatzes und des immer engeren Aneinanderschließens der beiden großen Begründer unserer Einheit in dem ersten Jahrzehnt dieses Zeitraums, von 1848 bis 1858. (S. vgl. Bd. II, S. 199/215 meines Werkes.) Auch die Darstellung dieses Verhältnisses in den folgenden drei Jahrzehnten ist vor dem Erscheinen der eigenen „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks nirgends so eingehend und zuverlässig geboten worden, wie in meinem Werke, und Fürst Bismarck selbst hat diese Darstellung für so zutreffend erachtet, daß er mein Gesamturteil über dieses unvergleichlich schöne Verhältnis, das ich in meinem Werke dem Bericht über den Heimgang Kaiser Wilhelms folgen ließ (Band VI, S. 282/283), und dann als einen zur Einwirkung auf die deutschen Reichstagswahlen bestimmten Artikel im Juni 1898 in der „Neuen Freien Presse" in Wien veröffentlichte, nur einen Monat vor seinem Tode, am 30. Juni 1898, in seinen treuen „Hamburger Nachrichten" wieder abdrucken ließ; und zwar obgleich mein Artikel in der „Neuen Freien Presse" die Überschrift trug „Nachdruck verboten". Aber Bismarck wußte ja wohl, daß er alles wieder abdrucken lassen dürfe, was aus meiner Feder kam, um sein großes Charakterbild, Leben und Schaffen und sein Zusammenwirken mit unserm Kaiser Wilhelm I. richtig darzustellen. Jener von Bismarck wieder veröffentlichte Artikel sagte u. a.:

„Mit unbeschreiblich tiefem Schmerze stand ganz Deutschland, ja die gesamte gesittete Welt an diesem Kaisertotenlager, Bismarck

aber war am allerschwersten getroffen. Die große leuchtende Sonne seines Lebens war ihm niedergegangen für immer. Ein einziges Mal in aller Menschengeschichte hatte Gott zum Heile unseres Volkes das Wunder zugelassen, daß Herr und Diener, ein König und sein Minister, beide von größter Selbständigkeit des Wesens und Wollens, beide erfüllt vom edelsten Ehrgeiz und eifersüchtig auf die Wahrung ihrer Machtstellung und Rechte, ein Vierteljahrhundert lang durch die ungeheuerste Wandlung der Geschicke ihres Volkes schritten, Hand in Hand, Schulter an Schulter, zwei Herzen mit einem Schlage, zwei Häupter mit einem Willen, in Freud und Leid, in Kampf, Not und Sieg immer einig, untrennbar. Dieses Wunders geheimnisvollster Reiz ruht aber in der Erscheinung, daß der zu immer höherem Ruhm, zu immer gewaltigerer Macht aufsteigende Herrscher seinen Willen und Entschluß in allen großen Entscheidungen seiner Regierungszeit nach den Ratschlägen und Vorstellungen seines Kanzlers einrichtet, und daß dieser Kanzler sich trotzdem allezeit in demütig-freudiger Hingebung nur als den pflichtschuldigen Diener seines kaiserlichen und königlichen Herrn betrachtet. Dieses in solcher Einfachheit und Großartigkeit beispiellose Verhältnis konnte menschlich und natürlich zu dieser Vollkommenheit nur reifen und unversehrt fortbestehen, weil die beiden Helden in ihrem Wesen sich stärkend ergänzten, weil jeder von ihnen sich voll bewußt war, daß er an die Erreichung des gemeinsamen Zieles die beste Kraft seines Lebens gesetzt habe und es ohne die Unterstützung des anderen Helden nicht erreicht haben würde. In seinem letzten klaren Bewußtsein, auf dem Sterbebette, stammelte daher Kaiser Wilhelm seinem Kanzler noch Worte des Dankes.

„Dieses Vorbild der beiden hohen Helden unseres Volkes aber entfesselt in allen deutschen Herzen mit Sturmesgewalt das Gelöbnis: Immer für Kaiser und Reich!"

Auch darin fand das lebhafte Interesse Ausdruck, welches mein Werk im deutschen Volk erregte: daß mir zahlreiche wertvolle, völlig zuverlässige Beiträge zur Darstellung von Bismarcks Leben und Wirken im Laufe des Erscheinens des Werkes von Bekannten sowohl als auch von mir bis dahin persönlich Unbekannten, schriftlich und mündlich anvertraut wurden, die ich natürlich gern mit benutzte. Sehr wertvolle Mitteilungen zur Jugendgeschichte Bismarcks trafen von den Söhnen zweier seiner Studien-

freunde leider erst nach dem Erscheinen des ersten Bandes meines Werkes ein.

Natürlich sprach ich dem Fürsten Bismarck mein innigstes Beileid aus beim Tode seiner edeln Gattin (27. November 1894) und fügte diesem Schreiben mein oben (S. 237) mitgeteiltes Gedicht „Alpeneinsamkeit" bei, da es den dem Fürsten und mir gemeinsamen trostreichen evangelischen Unsterblichkeitsglauben zum Ausdruck brachte.

Ebenso herzlich brachte ich ihm meine Glück- und Segenswünsche dar zu seinem achtzigsten Geburtstage am 1. April 1895, während mein einziger Sohn Kurt an eben diesem Tage unter der feierlichen Abordnung der deutschen Studenten in Friedrichsruh dem Jubilar huldigte. Ich selbst hielt zu diesem hohen deutschen Nationalfesttage drei Festreden, am 30. März abends in Frankfurt a. M., am 31. März in Werden a. d. Ruhr und am 1. April in Essen. Jede dieser Reden war nach Form und Inhalt verschieden, die Begeisterung der Festversammlungen für Bismarck aber in den drei Städten äußerte sich überall in gleich lebhafter und ergreifender Weise. In Frankfurt entwickelte ich: welche tiefgehende Wandlung vom feurigen Kreuzzeitungsmann — „scheußlichen Junker", wie Bismarck sich selbst mir gegenüber am 23. Mai 1870 genannt hatte, (s. o. Bd. I, S. 298 dieses Werkes) — zum kühl abwägenden, zukunftsreichen deutschen Staatsmann Bismarck gerade in Frankfurt, als preußischer Bundestagsgesandter von 1851 bis 1858, erlebt, erarbeitet und erkämpft hatte. In Essen aber führte ich jenen Gedanken weiter aus, den ich später am Schlusse meiner Bismarck-Biographie (Band VI, Seite 518 bis 521) in wenigen Sätzen vortrug: „In Bismarck strömen gleichsam alle lebendigen Quellen und Triebkräfte, die unser Volk seit einem Jahrtausend befruchtet und gefördert haben, in edelster und mächtigster Vereinigung zusammen."

Am 1. Juni 1895 ließ Bismarck übrigens die zu seinem achtzigsten Geburtstag eingelaufenen Geschenke zu einem wohltätigen Zwecke in Berlin öffentlich ausstellen, darunter an besonders sichtbarer Stelle auch mein großes Bismarck-Werk, soweit dieses bis zum Juni 1895 schon erschienen war, und zwar obwohl ich es ihm nicht zum Geburtstage, sondern als „Pflichtexemplar" und immer sofort nach dem Erscheinen eines neuen Bandes hatte überreichen lassen. Um so liebenswürdiger

und ehrenvoller für mich war also die vom Fürsten verfügte Einreihung meines Werkes in jene Ausstellung.

Inzwischen war der neue Kurs ruhmlos zu Ende gegangen. Schon am 26. Januar 1894 war Bismarck zum erstenmal seit 1890 wieder in Berlin am Kaiserhof erschienen. Im Herbst 1894 wurde Graf Caprivi verabschiedet und Fürst Hohenlohe (mein einstiger Zollparlamentskollege, s. o. Bd. I S. 327 und S. 333 flg. dieses Werkes) Reichskanzler geworden. Nicht sehr viel später mußten auch die Herren v. Bötticher und v. Marschall ihre einflußreichen Ämter in Berlin räumen. Der „Altreichskanzler" war also jetzt sogar bei den Offiziösen wieder „populär" geworden, und zur Erhöhung seiner Popularität auch außerhalb der offiziösen Kreise gab ich noch 1895 zwei sehr hübsch ausgestattete, aber gleichwohl ganz billige volkstümliche kleine Schriften heraus: „Bismarcks Mahnworte an das deutsche Volk" bei Palm und Enke in Erlangen und „Das erste Vierteljahrhundert des Deutschen Reiches" bei A. Limbach in Braunschweig. Sie fanden freundlichen Beifall und wurden viel gekauft.

Meine persönlichen Erlebnisse aus den Jahren 1894, 1895 sind rasch erzählt. Unser Sohn Kurt studierte jetzt in Heidelberg und Berlin eifrig Theologie. In Berlin hörte er auch Treitschke. Unsre Lieben in Leipzig und Rheinfelden waren wohl. In Rheinfelden gediehen auch unsre beiden Enkelchen prächtig, wie wir uns dort im Sommer 1894 selbst überzeugten, ehe wir unsre alljährliche reizende Sommerfrische im Hotel Schonegg in Spiez wieder bezogen.

Im Sommer 1895 traten wir in das neue Heim unsres Schwiegersohnes Costenoble und der Seinen ein, das er sich, zwei Stunden von Rheinfelden stromabwärts, auf der zum Gemeindebezirk des badischen Dorfes Wyhlen gehörigen Rheininsel „Gewehrt" durch Ankauf dieser Rheininsel geschaffen hatte, um seiner Neigung für Forst-, Vieh- und Landwirtschaft, namentlich aber auch für die Jagd, besser folgen zu können, als in Rheinfelden. Denn die Insel „Gewehrt" war damals wald- und wildreich. An Bauwerken stand auf der Insel allerdings nur das schlichte einstöckige Wohnhaus, ein Stall, Wagenschuppen usw. Aber das genügte ja für die Bedürfnisse der Unsrigen. In einem auf der Insel liegenden Fährboot setzte man über den kleineren, schön bewaldeten Rheinarm Wyhlen zu, oder von

Wyhlen her, über. Alle Haushaltungsbedürfnisse waren in dem behäbigen Ort gut zu haben. Auch wohnte ein tüchtiger Arzt dort. Von der Bahnstation Wyhlen aus war unser Schwiegersohn in sehr kurzer Zeit in Rheinfelden, um dort Vor- und Nachmittags der Leitung unserer Fabrik sich zu widmen, und ebenso schnell zum Mittag- und Abendessen wieder auf seiner Insel zurück. Schon der Name „Gewehrt" bezeichnete die Insel übrigens als altgermanisches Kulturland. Denn „Gewere" heißt im altdeutschen Recht Besitz, Eigentum usw. Und schon Jahrhunderte zuvor, zur Römerzeit, war der der damaligen stattlichen Römerstadt Augusta Rauracorum (jetzt das Schweizer Dorf Kaiseraugst) gegenüberliegende, waldlose und steil abstürzende Uferrand der Insel, nahe dem Rheinbett, die vornehme Begräbnisstätte jener Römerstadt gewesen. Denn man hatte hier in unsern Tagen, — aber lange vor dem Einzug der Unsern auf der Insel — mit nur wenigen noch erkennbaren Totengebeinen eine Menge von schönen römischen Rüstungen usw. ausgegraben, die dann an die nächsten Museen und Altertumssammlungen verteilt wurden.

Meine liebe Frau war vor mir allein nach der Insel gereist, weil unsere Tochter Gertrud Costenoble eben wieder ein Kindchen erwartete, das am 12. Juli 1895 dort geboren wurde, unsere zweite Enkelin Hertha. Ich nahm bei meiner Ankunft dort Wohnung in einem nahen großen Bauernhause auf dem deutschen Ufer, verbrachte aber stets den ganzen Tag auf der Insel und freute mich namentlich über meine kräftigen lustigen Enkel Hermännchen und Trudchen und ihre Vertrautheit mit dem weidenden Inselvieh. Ich malte hier rasch vier Bilder, welche die prächtige Strom und Gebirgslandschaft nach allen vier Himmelsrichtungen hin darstellten, auch das Wohnhaus zweimal wiedergaben, einmal von dem hohen deutschen Ufer aus, einmal von der Südwestspitze der Insel aus, mit dem Schwarzwald, bis zum Eggberg bei Säckingen im Hintergrunde.

Über eine Woche lang verweilte ich dann mit Frau und Sohn in Bristen (Maderanertal) beim Kaplan Dittli, dann mit ihnen und unsern Leipziger Lieben wieder einige Wochen in Spiez. Aber zu Ende August oder Anfang September hielt ich, auf Bitten der Wyhlener, in einem schattigen, hohen vormaligen Klostergarten in der Nähe von Wyhlen die Sedanrede, zum 25. Jahrestage der großen Schlacht, vor vielen hundert Zuhörern und zur freudigen Begeisterung aller.

Siebentes Kapitel.

Die Jahre 1896, 1897, 1898. Treitschke im Kaiserschloß (18. Jan. 1896). „Aus Leben und Praxis." (1896). Schweizersommer 1896. Mein Werk „Die deutsche Revolution 1848/1849". Niederlegung der Anwaltspraxis. Unsere Enkel in Leipzig. Tod der Schwiegermutter 1897. Schrift über „die Pariser Kommune". Unsere dauernde Uebersiedlung nach Rheinfelden, 1898.

Zum fünfundzwanzigsten Jahrestag der Kaiserproklamation von Versailles, — 18. Januar 1896, — hatte Kaiser Wilhelm II. nebst den andern, bis Ende 1870 gewählten alten Reichstagsabgeordneten, auch mich zur Jubelfeier nach Berlin geladen. So nahm ich denn zunächst teil an dem Festgottesdienst in der Schloßkapelle, — in der ich einst so oft zugleich mit Kaiser Wilhelm I. und Bismarck mich erbaut hatte, — dann an dem feierlichen Gepränge im Weißen Saal, und am Abend am Festbankett in eben diesem Weißen Saal. Wir alten ehemaligen Abgeordneten waren hier nach dem Alphabet unserer Namen gesetzt worden, und so erhielt zufällig meinen Platz an der Seite meines alten verehrten Freundes und einstigen Fraktionsgenossen Ludwig Bamberger angewiesen, den ich hier zum letztenmal sehen sollte.

Nach dem Festmahle hielt der Kaiser Cercle in dem sehr langgestreckten Rechteck der sogenannten „Bildergalerie" des Schlosses, in der wir einst 1868, als Mitglieder des ersten deutschen Zollparlaments, an der Tafel König Wilhelms I. gesessen hatten. Unter den jetzt hier zusammenströmenden Gästen Kaiser Wilhelms II. suchte ich eifrig nach alten Kollegen aus meiner parlamentarischen Zeit. Dabei mußte ich freilich dem dichten Ring von Zuhörern und Vorstellungsbeflissenen, der sich um den Kaiser gebildet hatte, den Rücken zukehren. Denn die älteren Abgeordneten, namentlich also meine einstigen Parlamentskollegen, strebten jetzt alle dem Ausgang der „Bildergalerie" zu, um das Schloß zu verlassen. Und dabei benützten sie natürlich den einzigen ihnen offenen Weg, den schmalen Raum zwischen dem um den Kaiser gedrängten Menschenring und der nach dem „Lustgarten" und großen Schloßplatz blickenden Fensterflucht.

Durch diese dem Ausgang der „Bildergalerie" entgegenflutende Menschenwelle drängte sich jetzt plötzlich eine hohe, sehr starke, und wegen dieser Beleibtheit mir beim ersten Anblick derselben unbekannte Gestalt, mit hochausgestreckter rechter Hand zu mir hin. Dann erkannte ich aber an den Zügen und namentlich auch an der Stimme des rasch auf mich Zuschreitenden meinen alten verehrten Lehrer *Heinrich von Treitschke*. Er war damals schon seit längerer Zeit fast ganz taub und sprach so laut wie Taube fast immer, zumal da er, in der Eile seines Vordrängens gegen mich, auch den nahe hinter mir stehenden Kaiser nicht bemerkte. Seine Stimme übertönte auch bei weitem das Gespräch im Ring des Kaisers und mochte in viele der in diesem Ring lauschenden Ohren nicht anmutig hineintönen. Denn *der Historiograph des preußischen Staates rief laut*: „Wie schön, lieber Blum, daß Sie auch hier sind. *Ja, als wir im Reichstag saßen, waren doch schönere Zeiten, als heute!*" Das Gespräch hinter uns verstummte jetzt gänzlich. Der Historiograph des preußischen Staates hatte gesprochen!

Nach langer Pause *gab ich im Frühjahr 1896 wieder einen Novellenband heraus* (im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin): „*Aus Leben und Praxis*. Ernste und heitere Erzählungen von Hans Blum." Der Band behandelte frei novellistisch die frühesten Fälle meiner Verteidigerpraxis: „*Die erste große Sache*", eine höchst spannende Familientragödie, die größtenteils in Rußland und am Schlusse in der Schweiz spielt. Weiter einen sehr interessanten Fall aus der nächsten Umgebung von Leipzig „*An der weißen Brücke*". Ferner ein späteres, freilich vergebliches Rechtsgutachten von mir an einen jüdischen Klienten aus Rußland, der von dem seltsamen Wahne ergriffen war, daß er von Rußland an bis Berlin und Leipzig überall schwere, ungesühnte Verbrechen ermittelt habe und den Behörden überall „pflichtschuldig" anzeigen müsse, so z. B. „die fahrlässige Ermordung zweier Hasen". In diesem aktiven Verfolgungswahn unterzeichnete er sich in seinen Eingaben an alle Behörden stets als „*Ein Freund der Tugend*". Und ich nannte die kleine heitere Erzählung auch so. Den Stoff zu einer sehr lustigen Geschichte dieses Bandes „*Franz Moor im Lampenfieber*" dankte ich einer mündlichen Mitteilung meines verehrten Freundes Oberstleutnant Dr. Max Jähns in Berlin, und die lustigste Novelle dieses Bändchens, „*Der Nachtwandler*", der Erzählung eines jungen Leip-

ziger Arztes, der bei den seltsamen Abenteuern eines geselligen Leipziger Vereins auf einer Harzreise dort selbst den „Nachtwandler" so köstlich und mit so glücklichem Verlobungserfolg gespielt hatte, wie ich das schildere.

Im Sommer 1896 fanden wir unsere lieben Costenobles, Eltern und Kinder, in einem hübschen Landhause in Kleinbasel, unweit des Badischen Bahnhofes, da mein Schwiegersohn seine alte Römer- und Rauracer-Insel „Gewehrt" inzwischen verkauft hatte. Dann reisten wir wieder auf einige Wochen nach Spiez ins Hotel Schonegg. Ich malte diesmal hauptsächlich zwei Landschaften nach der Natur, nur ein halbes Stündchen von Spiez entfernt, beide auf einem Mattenweg gleich unter dem steilen südwestlichen Abhang des waldigen Berges Hondrich, und nur etwa fünf Minuten vom Dörfchen Hondrich entfernt, das an der Postfahrstraße zwischen Spiez und Aeschi liegt. Vormittags malte ich von da aus den herrlichen Umblick auf den Thuner See, Sigriswyler Rothorn, Beatenberg, bis Interlaken, Schynige Platte, Abendberg, Sulegg und Morgenberghorn, dahinter aufragend die Schneehäupter der Wetterhörner, des Schreckhorns, Eigers, Mönchs und der Jungfrau. Am Nachmittag dagegen malte ich von derselben Stelle aus den Talhintergrund, vom Dreispitz und Aeschi an bis zum Fuß des Niesen und davor das Dorf Hondrich, ganz besonders strahlend aber, — nach achttägiger Regenzeit, — im Hintergrunde die Blümlisalp mit dem Fründhorn, Ärmighorn, Gerihorn, Altels und Rinderhorn. Über Mittag stellte ich mein Malzeug in einer leeren Alphütte ein, deren Schlüssel mir der Besitzer unter die Steinstufen zur Eingangstüre legte. Immer hatte ich dabei eine Menge Zuschauer, die so etwas noch nie gesehen hatten, namentlich auch Kinder aus dem nahen Dörfchen Hondrich. Und Nachmittags brachte ich diesen Kindern jedesmal für sich und ihre Geschwister im Dörfchen, die Süßigkeiten mit, die mir an der Table d'hôte des Hotel Schonegg serviert worden waren, und die ich selbst doch nicht aß. Es war immer eine ganz stattliche Menge, und der freundliche Wirt des Hotel Schonegg stellte mir immer geeignetes Papier zum Einwickeln der „Guzi" zur Verfügung. Einmal aber hatte er kein Papier zur Hand, und so steckte ich denn die süße Ladung in ein großes, reines Couvert, in dem ich eben eine größere Postsendung empfangen hatte, und das daher natürlich die Aufschrift trug: „Herrn Dr. Hans Blum, z. Z. in Spiez". Das sollte der Anlaß zu einem köstlichen Abenteuer wer-

den. Denn nachdem ich an jenem Nachmittage den wieder um mich versammelten Kindern den ihnen selbst zukommenden Anteil an den Süßigkeiten verteilt hatte, gab ich ihnen den im Couvert verwahrten Rest für ihre Geschwister daheim mit, und sie trabten lustig nach dem Dörfchen Hondrich davon. Ich malte nun allein weiter. Aber nicht lange!

Denn die Kinder waren kaum seit zehn Minuten von meiner Seite verschwunden, da sah mein nach dem Dorfe Hondrich gewendeter Malerblick plötzlich eine Schar von reichlich sechs Berner Bauern, mit in meiner Richtung vorgestreckten Armen und lauten Rufen untereinander, die mir klangen wie „Das ischt ne!" (Das ist er!), auf mich zuspringen und zwar immer über ungemähte Wiesen, was bei Berner Bergbauern schon ein unheimlicher Beweis dafür ist, daß ihr Lauf kolossale Eile habe. Als der Vorderste von ihnen in bequemer Rufweite von mir angelangt war, schrie er förmlich auf Bern-Deutsch: „Das ist aber gut, daß wir Sie haben!" — „Ja, was wollen Sie denn?" rief ich, von meinem Malstuhl mich hoch aufrichtend, auf Berndeutsch zurück. „Meinen Sie etwa, ich sei ein Verbrecher?" — „O behüt' uns, nein, aber Sie sind ein Doktor!" gab der Mann jubelnd zurück. — „Ja, ein Doktor bin ich, aber was wollen Sie denn von mir?" fragte ich ebenso erstaunt weiter. — „O, wir haben da im Dorf einen Mann, der hat im Tag vierundvierzig epileptische Anfälle! Und den bringen wir Ihnen jetzt gleich auf einer Tragbahre hier herabgeschleppt" (geschleift, heißt es im Berner Dialekt, noch lustiger). — „Ja, um Gotteswillen", rief ich ganz bestürzt, „wenn Sie das machen, so reiße ich sofort aus und lasse sogar mein Malzeug stehen!" — „Aber Sie sind doch ein Doktor", sagte der nun dicht vor mir stehende Anführer mild und eindringlich, als wolle er mich an meine heilige Berufspflicht mahnen, seine Begleiter aber umringten mich ziemlich nahe, als wollten sie mein „Ausreißen" bestens verhindern. — „Ja, liebe Leute", fuhr ich nun auch milder, doch gleichfalls sehr eindringlich fort: „Freilich bin ich ein Doktor. Aber ich bin gar nicht Doktor der Medizin. Ich bin Doktor der Rechte! — „Eben so einen rechten Doktor haben wir schon lange wollen!" rief nun der Anführer begeistert, mir beide Hände drückend, unter dem Beifallsjubel seiner Begleiter. Und ich mußte natürlich hell auflachen. Dann machte ich den guten Leuten geduldig und gründlich den Unterschied klar zwischen einem

„Doktor der Rechte" und einem „rechten Doktor" in ihrem Sinne und empfahl ihnen zur Behandlung ihres Kranken den überaus tüchtigen praktischen Arzt Dr. Mützenberg in Spiez. Aber die biederen Hondricher schüttelten einfach die Köpfe, und dabei fiel mir zweierlei ein. Erstens, daß der Berner Oberländer häufig auch den besten nächsten Arzt gering schätzt, dagegen einen Arzt um so höher, je weiter er wohnt. Und zweitens: mein lieber ältester Neffe, der damals eine Privat-Nervenheilanstalt in der Nähe von Bern leitete. Ich sagte den Leuten also sehr viel Gutes über diese Anstalt und meinen Neffen, namentlich, daß er den ganzen Tag nichts anderes täte, als Leute mit täglich 44 epileptischen Anfällen zu kurieren. Und nun zogen sie sehr befriedigt heim, ich aber konnte mein Bild zu Ende führen, ohne vom Dorfe Hondrich ferner für einen „rechten Doktor" gehalten oder am Ausreißen gehindert zu werden, wenn ich hätte ausreißen wollen.

An einer anderen Malstelle unweit Spiez sagten mir einmal die eifrig zuschauenden Dorfkinder zutraulich: „Morgen ist Sonntag, und da bekommen wir frische Nasenlumpen" (Berndeutsch für Taschentücher).

Gegen Ende des Jahres 1896 schrieb mir aus Florenz, wo er damals seinen Wohnsitz und — neben Leipzig — auch seinen Firmensitz hatte, der Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs (jetzt in Jena): ich möge ihm doch ein großes einbändiges und volkstümliches Werk über die deutsche Revolution von 1848/49 schreiben, das mit den gleichzeitigen Bildnissen aller hervorragenden damaligen Personen und Ereignisse, den besten Karikaturen jener Tage, und der Wiedergabe der wichtigsten Staatsschriften, Proklamationen, revolutionären Flugblätter usw. jener Jahre im Originaldruck ausgestattet werden solle. Das Werk solle im Herbst 1897 ausgegeben werden, damit es zur fünfzigjährigen Erinnerung an das Bewegungsjahr 1848 rechtzeitig erscheine.

Ich war natürlich von diesem Anerbieten mächtig bewegt, ja begeistert für dessen baldigste, beste Ausführung. Konnte ich so doch dem Andenken an meinen teuren Vater ein neues, würdiges, volkstümliches Denkmal stiften! Ich war mit Herrn Eugen Diedrichs in schriftlicher und dann — in Leipzig — in mündlicher Aussprache auch sehr bald einig über alle Einzelheiten des neuen großen Unternehmens; über den Inhalt — mit kurzer Vorgeschichte der Zeit von 1815 bis 1848

und einer bis zur Gründung des Deutschen Reiches 1871 reichenden Schlußbetrachtung; — über meine Beurteilung der Jahre 1848/49; über Umfang, Auflage und Honorar. So schritt ich denn mit großer Freude und in unablässiger Arbeit an die Ausführung dieses Werkes und arbeitete daran ganz ungestört weiter, so daß es im Herbst 1897 erscheinen konnte. Viel wertvoller, urkundlicher und bildlicher Stoff für das Werk war schon in der Bibliothek meines seligen Vaters und meiner eigenen beisammen, ehe ich die Arbeit begann. In den öffentlichen und amtlichen Bibliotheken Leipzigs fand ich weiter große Ausbeute. Aber auch badische Bibliotheken teilten mir bereitwillig den ausgezeichneten geschichtlichen Stoff mit, den sie über die badischen Revolutionen von 1848 und 1849 besaßen. So war denn mein Werk höchst inhaltreich geworden und hatte, wie sogleich an Zahlen bewiesen werden soll, auch sofort großen Erfolg.

Aber diese Arbeit war auch so anstrengend, daß die gleichzeitige Ausübung meiner nun seit 26 Jahren betriebenen Anwaltspraxis meine Kräfte überstieg und meine Gesundheit ernstlich bedroht hätte. Ich reichte daher im April 1897 beim Präsidenten des Landgerichts Leipzig die schriftliche Erklärung ein: daß ich meiner Anwaltspraxis aus Gesundheitsrücksichten entsagen müsse und mich deshalb aus der Liste der beim Land- und Amtsgericht Leipzig zugelassenen Rechtsanwälte zu streichen bitte. Diesem Gesuche wurde auch durch alsbaldige amtliche öffentliche Bekanntmachung entsprochen.

Der Titel des Werkes lautete: „Hans Blum, die Deutsche Revolution 1848/49. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. Mit 256 authentischen Faksimilebeilagen, Karikaturen, Porträts und Illustrationen. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, 1898."

In meinem Vorwort zu dem Werke (von Ende Oktober 1897) sagte ich: „Schon vor zwanzig Jahren, bei den Vorarbeiten zur Biographie meines Vaters Robert Blum, . . . faßte ich den Plan, die ganze deutsche Bewegung von 1848/49 später einmal darzustellen. Das nachstehende Werk enthält die Ausführung jenes Vorhabens. Zu demselben sind alle mir irgend zugänglichen Quellen benutzt, namentlich alle Schriften jener Tage selbst, von welchem Standpunkt immer ihre Verfasser sie geschrieben haben mögen." Dann danke ich den Freunden, die mich durch Lieferung von ur-

kundlichem Stoff usw. beim Entstehen meines Werkes besonders unterstützt haben, Oberstleutnant a. D. Dr. Max Jähns in Berlin und „dem jetzt 85jährigen Nestor der Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Freiheit, Herrn Prof. Dr. Karl Biedermann in Leipzig . . ., auch der Leitung der Großherzoglichen Universitätsbibliothek zu Heidelberg und des Altertumsvereins zu Mannheim für die Überlassung ihrer Schrift- und Bildwerke aus 1848/49."

In dem Schlußwort des Werkes (S. 465/67) sagte ich: „So zerrann der schöne Traum, den Deutschland 1848/49 von seiner Einheit und Freiheit geträumt hatte. Preußen selbst, dem das Frankfurter Parlament die deutsche Kaiserkrone und die führende Stellung im deutschen Reiche übertragen hatte, vereitelte das Verfassungswerk der Paulskirche. Aber fast noch kläglicher scheiterten die Einigungsversuche, die Preußen unter diesem König" (Friedrich Wilhelm IV.) „unternahm." Das wird im Einzelnen kurz nachgewiesen und ebenso geschildert jene „furchtbare, über ganz Deutschland sich ausbreitende Reaktion, die ein Jahrzehnt lang von 1849 an unter Österreichs Fremdherrschaft schwerer und schmerzlicher als je zuvor auf unserem Vaterlande lastete." Dann aber wird kurz und begeisternd erzählt die herrliche Wandlung, die durch Bismarcks Staatskunst und die Regierung des Königs und Kaisers Wilhelms I. für Preußen und Ganzdeutschland heraufgeführt wurde, und dann schließe ich (S. 467) mit den Worten: „Diese beiden hohen Helden unseres Volkes erfüllten in dreißigjährigem treuen Zusammenwirken die Sehnsucht nach den höchsten Zielen und Gütern der Deutschen, um die unser Volk 1848/49 heiß und vergeblich gerungen hatte, und sie legten der Verfassung des Norddeutschen Bundes und Deutschen Reiches zu Grunde jenes Verfassungswerk der ersten deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., das im Frühjahr 1849 in Tränen und Blut erstickt und für immer begraben zu sein schien."

Dem Fürsten Bismarck sandte ich ein Exemplar mit folgendem Schreiben:

„Leipzig Plagwitz, den 20. November 1897.

Eure Durchlaucht

bitte ich ergebenst, mein neuestes Werk, „Die deutsche Revolution 1848/49" als ein kleines Zeichen meiner unwandelbaren Verehrung und Dankbarkeit gütigst entgegennehmen zu wollen.

Wenn auch Eurer Durchlaucht Urteil sich gewiß nicht nach dem Erfolge richtet, so wird doch vielleicht die Tatsache Eure Durchlaucht interessieren, daß mein Werk, — obwohl es gründlich mit den radikalen und sozialen Legenden bezüglich der Jahre 1848/49 aufräumt, — schon vor dem Abschluß" (d. h. während des Erscheinens der einzelnen Hefte der Lieferungsausgabe) „in der starken Auflage von 5000 Exemplaren nahezu vergriffen war, so daß jetzt bereits die zweite Auflage ausgegeben wird.

In schuldigster und herzlichster Ehrerbietung
Euer Durchlaucht
ganz gehorsamster
Dr. Hans Blum."

Darauf antwortete mir Fürst Bismarck mit eigenhändiger Unterschrift fast umgehend:

„Friedrichsruh, den 27. November 1897.

Geehrter Herr Doktor,

ich danke Ihnen verbindlichst für die Übersendung Ihres Werkes über die Revolutionsjahre, von dem ich mit Interesse Kenntnis nehmen werde.

v. Bismarck."

Am 18. Mai 1898 konnte ich dem Fürsten in einem größeren, weiter unten abgedruckten Briefe über den weiteren Erfolg dieses Werkes noch melden:

„Von meinem Werke über die deutsche Revolution von 1848/49, dessen Empfang mir Eure Durchlaucht so gütig bestätigten, sind schon 12000 Exemplare in 7 Monaten nahezu vergriffen."

Im Sommer 1897 brachten wir nur wenige Wochen in Spiez zu, da uns die Pflicht zufiel, unsere lieben Enkelchen und deren Mutter, unsre Tochter Gertrud, von Basel nach Leipzig zu begleiten, wo unsere Enkelchen bis gegen den Schluß des Jahres in unserem Hause verweilen sollten, während unsere Tochter von Leipzig zu ihrem Gatten nach Jena reiste, der dort nun in die Leitung der Verlagsbuchhandlung seines Vaters eingetreten war. Als der eigene Hausstand in Jena eingerichtet war, wurden auch die Kinder dorthin bei uns abgeholt, die uns inzwischen monatelang köstlich ergötzten. Hermännchen liebte bei unsern Spaziergängen in den Wäldern um Plagwitz namentlich,

sich als Räuberhauptmann aufzuspielen, sich hinter einer dicken Eiche zu verstecken und uns von dort anzuschreien: „Geld oder Blut!" — Die zweijährige Hertha war sehr für ihr Nägelchen besorgt und seufzte fast alle Stunden kläglich: „Hunger ich!" — „Durst ich!" — Und die einjährige Hilde ließ sich am liebsten von mir — ihrem „Opapa", — tragen, hörte am liebsten das alte Studentenlied vom „edeln Rauchtubak, tu—wak—wak—wak" von mir singen und flehte dann auf meinen Armen: „Opapa, Duwak—wak—wak!" Ich ließ mich mit ihr zusammen photographieren.

Vor Ende 1897 stand uns aber noch das herbste Leid bevor. Denn *nachdem meine liebe Schwiegermutter* in ihrem dauernden Heim bei uns in Leipzig-Plagwitz *am* 15. *Mai* 1897 noch *ihren achtzigsten Geburtstag* in voller Rüstigkeit gefeiert hatte, *starb sie* uns, nach einer kurzen, heftigen Lungenentzündung, *am* 19. *Dezember* 1897 hinweg. Auch ich war um diese Zeit bettlägerig, erholte mich aber bald wieder.

Im *Januar* 1898 brachten die „Hamburger Nachrichten", — das treueste Organ Bismarcks, — zwei Artikel von mir über „*Die Erinnerungen des Generals Franz Sigel*", des einstigen militärischen Führers der badischen Aufständischen 1849. General Sigel hatte diese Erinnerungen in seiner deutschen Zeitschrift „Newyork-Monthly" veröffentlicht und selbst mir zugehen lassen, da er sich sehr über mein Revolutionswerk gefreut habe, wie er mir schrieb. Sie boten die interessantesten, auch komischen Enthüllungen über den Heckerputsch vom April 1848, den Struveputsch vom September 1848 und das Chaos der republikanischen badischen Regierung und Armee von 1849, so daß meine Artikel jedenfalls auch vom Altreichskanzler mit Humor genossen wurden.

Zur 25jährigen Erinnerung an *die Pariser Kommune von* 1871 hatte ich schon im Frühjahr 1896, nach allen amtlichen französischen Quellen jener Zeit und nach den sehr zuverlässigen Schriften mehrerer damals in Paris lebender Deutscher, eine Anzahl von Artikeln geschrieben, die in den „Leipziger Neuesten Nachrichten", der „Neuen Saarbrücker Zeitung" und im Züricher „Stadtboten" erschienen. Bei den Redaktionen der genannten Blätter und bei mir selbst liefen darauf sehr viele Zuschriften ein, welche den Abdruck dieser Artikel in Broschürenform verlangten. Ich schob die Erfüllung dieses Verlangens bis zu den nächsten deutschen Reichstagswahlen *im Mai* 1898 hinaus, ließ aber nun

diese Artikel als Broschüre unter dem Titel: „Die Heiligen unserer Sozialdemokratie und die Pariser Kommune von 1871 in ihrer wahren Gestalt. Geschichtliche Erinnerungen zur Warnung aller guten Deutschen von Hans Blum" im Verlage von C. Kiesler in Wurzen erscheinen (im Umfang von 79 Druckseiten). Vor dem Titelblatte hatte ich eine Augenblicksphotographie mit abdrucken lassen, die in abschreckendster Weise „Die Ermordung der 62 „Geiseln" durch die Pariser Kommune am 26. Mai 1871 nachm. 5 Uhr" darstellt. Das Original war dem Porträt-Album des Photographen E. Appert, 24, Rue Taitbout 24 in Paris, entnommen. Ich übersandte dem Fürsten Bismarck ein Exemplar dieser Schrift mit folgendem Schreiben:

„Leipzig-Plagwitz, den 18. Mai 1898.

Euer Durchlaucht

mögen in aller Huld geruhen, eine kleine, nach den besten Quellen bearbeitete Schrift über die Pariser Kommune von 1871 von mir entgegennehmen zu wollen, deren wesentlichen Inhalt und baldiges Erscheinen die „Hamburger Nachrichten" schon vor zwei Jahren ankündigten, die ich aber absichtlich als gutes Kampfmittel der Ordnungsparteien gegen die Sozialdemokratie bei den nun bevorstehenden Reichstagswahlen zurückstellte. Möge sie ihre Schuldigkeit tun! . . .

Möge Gott Eure Durchlaucht gnädig mit Leiden und Schmerzen verschonen, Sie kräftigen und stärken zur Freude aller guten Deutschen! Das ist der innigste Wunsch Ihres, allezeit

Eurer Durchlaucht

in herzlichster Verehrung dankbarst ergebenen

Dr. Hans Blum."

Darauf antwortete mir Bismarck in dem letzten Brief, den ich mit seiner Namensunterschrift erhalten sollte (Poststempel Friedrichsruh 1. 6. 98, 10—1 N.):

„Friedrichsruh, den 21. Mai 1898.

Geehrter Herr Doktor!

Für die Übersendung Ihrer Schrift über die Kommune danke ich Ihnen verbindlichst und werde das Werk mit Interesse lesen.

v. Bismarck."

Der lange Zeitraum von elf Tagen, der zwischen der Abfassung und Unterzeichnung (bezw. Absendung) dieses Schreibens

liegt, ließ leider vermuten, daß das Befinden des Fürsten in jenen Tagen wieder ungünstiger geworden sei. Aber wer hätte ahnen können, daß schon wenige Wochen später dieses teuere Leben erlöschen solle!

Am 2. Juli 1898 wurde uns in Jena unser zweiter Enkel, Herbert Costenoble, geboren.

Da ich 1897 aus dem Anwaltstand ausgeschieden war, reiste ich im Juli 1898 mit meiner Tochter Anna nach Rheinfelden, wohin wir alle zu Ende des Jahres 1898 dauernd übersiedeln wollten. Und zwar mußte dort auf unserm Grundstück eine neue Villa für uns erbaut werden, da alle dort früher für uns verfügbaren Wohnräume von dem Leiter unserer Fabrik, — einem tüchtigen Thüringer Landsmann unsres Schwiegersohnes, — zu Geschäftszimmern und zur Wohnung für sich selbst und seine Familie benutzt wurden. Unsre neue Villa in Rheinfelden baute ein deutscher Baumeister von Badisch-Rheinfelden in unserem schönen großen Garten nach dem von unserer, im Zeichnen und Malen geschulten Tochter Anna entworfenen Grundplan. Sie reiste im Sommer 1898 nach Rheinfelden, um hier zu verweilen, bis dieser Neubau soweit vollendet wäre, daß unser Einzug im Dezember 1898 stattfinden könne. Ich verweilte im Juli nur kurze Zeit in Rheinfelden und brachte einige Wochen in Spiez allein zu.

Dann reiste ich am 30. Juli von Rheinfelden nach Heidelberg, übernachtete hier in einem kleinen Gasthof und erfuhr hier am Morgen des 31. Juli (einem Sonntag) die erschütternde Kunde von Bismarcks Tod, der am 30. Juli nachts elf Uhr eingetreten war! Hier schon erlebte ich unvergeßliche Beweise der ungeheuchelten innigsten Volkstrauer, und dann wieder auf der Fahrt dritter Klasse nach Frankfurt, da ich, der allen Unbekannte, den mir zunächst sitzenden schlichten Männern und Frauen von meinen 31jährigen persönlichen Erinnerungen an den großen Toten zu erzählen begann, und dann allmählich alle Insassen des ganzen Wagens mit tränenden Augen meinen Worten lauschten.

Nach Leipzig zurückgekehrt, richtete ich an die einzige Tochter des Heimgegangenen, Frau Gräfin Rantzau, folgendes Beileidschreiben:

„Leipzig-Plagwitz, den 1. August 1898.

Gnädigste Frau Gräfin!

Schon bei dem ersten parlamentarischen „Bismarck-Abende" in Ihrem väterlichen Hause in der Wilhelmstraße in Berlin, im

Frühling 1869, ward mir die hohe Ehre zuteil, Sie, gnädigste Frau Gräfin, kennen zu lernen. Gestatten Sie mir deshalb, daß ich, tief erschüttert, an Sie den Ausdruck der innigsten und trauervollsten Teilnahme richte bei dem unersetzlichen Verlust, der das fürstliche Haus Bismarck und in nicht geringerem Maße ganz Deutschland getroffen hat!

Es wäre, – namentlich bei den vielen Tausenden gleichzeitiger Zuschriften an Sie und an die trauernde hohe Familie, durchaus unangemessen für mich, hier aussprechen zu wollen, wieviel wir Deutschen alle an dem großen Einiger unseres Volkes und Vaterlandes verloren haben. Aber mich persönlich drängt es, vor seiner Bahre Ihnen, gnädigste Gräfin, auszusprechen: welche wahrhaft natürliche Huld und Güte er mir seit 31 Jahren allezeit unwandelbar geschenkt und erwiesen hat. Sie bildet die größte Ehre und stolzeste Erinnerung meiner Lebenstage!

Auch kann es mir nicht beikommen, gnädigste Gräfin, bei dem nach Gottes Ratschluß über Sie und uns alle hereingebrochenen furchtbaren Verhängnisse, meinerseits die Spendung irgend eines Trostes zu versuchen. Aber Ihres Herrn Vaters letztes, an Ihr Ohr gesprochenes Wort" (danke, mein Kind!) „möge Ihnen tröstenden Balsam spenden für und für! Denn dieses eine Wort umfaßt alles, was der Sterbende, im letzten lichten Augenblicke seines großen Daseins Ihnen, gnädigste Gräfin, sagen konnte; nicht bloß zum Dank für die treue kindliche Pflege in den letzten qualvollen Stunden seines Lebens, sondern auch für Ihre allezeit treue kindliche Hingebung an ihn, namentlich seit dem Heimgang seiner über alles geliebten Gattin, – Ihrer edeln Frau Mutter, – und für die Freude, die Sie ihm durch die stete Gegenwart Ihrer frischen, liebenswürdigen Herren Söhne bereiteten, die auch ich von Varzin (Spätherbst 1892) in lebhafter Erinnerung habe.

In aufrichtigster Verehrung und Teilnahme beharre ich, gnädigste Frau Gräfin, als Ihr

ganz ergebenster
Dr. Hans Blum."

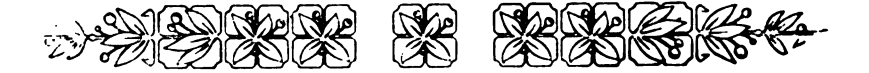
Durch persönliche Behinderung war mir leider versagt, einen letzten Blick auf den großen Toten zu werfen, obwohl mein verehrter Freund Dr. Heinrich von Poschinger mich nach Friedrichsruh einlud und mir neben sich in Aumühle ein Quartier bestellt hatte.

Die Vorbereitungen unserer Übersiedelung nach Rheinfelden nahmen uns vorwiegend in Anspruch. Dazu gehörte auch, wenn irgend möglich, der Verkauf unseres Villengrundstückes in Leipzig-Plagwitz. Aber im Jahr 1898 gelang uns nur der Verkauf eines großen Teiles unseres Gartens an unsern Nachbar, Herrn Bankier Dr. Keil. Der Verkauf der Villa selbst mit Seitengebäude und dem übrigen dazu gehörigen Grundbesitz gelang erst im Jahre 1900. Bis dahin blieb das alles verschlossen, da meine Schwester und meine Tochter Ella die große höhere Töchterschule von Fräulein M. Servière in der Sebastianbachstraße Nr. 9 vom 1. April 1900 an in eigener Leitung übernehmen wollten und in dem Schulgebäude auch wohnten, wie dessen Eigentümerin Fräulein Servière bis dahin selbst.

Nach herzlichem Abschied von allen unsern Lieben und Freunden verließen nun meine liebe Frau und ich im Dezember 1898 dauernd Leipzig und reisten Rheinfelden zu, über die bayrische Rheinpfalz, wo wir auf dem schönen Neukastel die Tante meiner Frau, Schwester meiner seligen Schwiegermutter, Frau Elisa verw. Osthoff und ihre Tochter, Frau Johanna verw. Dr. Finkler, besuchten. Die liebe Tante Elisa sollten wir dabei zum letztenmal sehen!

Unsre Tochter Anna war über Heidelberg gereist und hatte hier von unserem Sohn Kurt erfahren, daß dieser, — nach bestandenem theologischen Staatsexamen — soeben zum Pfarrvikar in Zell im badischen Wiesental beim dortigen Pfarrer Specht ernannt worden sei.

In Rheinfelden angelangt, bezogen wir gegen Ende des Jahres unsere neue behagliche und schöne Villa und feierten hier nachträglich ein frohes Weihnachtsfest.



Fünftes Buch.

In Rheinfelden, 1899 bis 1907.

Erstes Kapitel.

1899, 1900, 1901. Persönliches. Oeffentliches Wirken. Vorträge. Meine Werke: „Vorkämpfer der deutschen Einheit“ (1899), „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck“ (1900), „Heitere Erzählungen aus dem Leben“ (1900), „Aus dem tollen Jahr“ (1901).

Die Witterung des Jahres 1899 war von Januar bis November ganz ungewöhnlich mild, namentlich in Rheinfelden, das gegen Nord und Ostwinde zudem durch den Schwarzwald, gegen Süd und Westwinde durch den Jura und dessen Vorberge geschützt ist. Diese von uns in der nördlichen Leipziger Tiefebene in den Jahrzehnten unsres dortigen Aufenthaltes niemals erlebte südlich milde Witterung drückte gleichsam den himmlischen Segen auf unsern Entschluß, unsern Wohnsitz nun dauernd auf unsrer Besitzung in Rheinfelden zu nehmen. Schon im Januar 1899 sproßten in den uns zunächst gelegenen Waldrändern Frühlingsblumen auf, selbst die grünende Pflanze des Waldmeisters ließ sich Ende Januar schon erkennen.

Bei diesem, allerdings auch in Rheinfelden seit langem nicht mehr so ungewöhnlich milden und sonnig-warmen Wetter, konnte ich schon im Februar 1899 im Freien nach der Natur malen und diese Tätigkeit bis zum 3. November fortsetzen. Ich malte in dieser Zeit neunzehn neue Bilder von

Rheinfelden und Umgegend, die zum Teil auch wieder Wohltätigkeitszwecken dienten. Denn sechs davon kopierte und schenkte ich später dem Frauenchor in Rheinfelden zur Veranstaltung einer Tombola behufs Anschaffung eines Blüthnerschen Flügels für den Chor. Eines dieser Bilder kopierte und schenkte ich der neuen reformierten Kirche in Badisch-Rheinfelden als kleinen Beitrag zur Tilgung des Baukostenrestes mit Hilfe einer Tombola. Und einige Jahre später wieder drei dieser Bilder der reformierten Kirche in Rheinfelden als ebenso bescheidenen Beitrag für ihre Tombola zur Tilgung der Restkosten für die neue, sehr schöne Orgel unserer Kirche.

Unser neues schönes Heim in Rheinfelden entwickelte auch eine mächtige, uns sehr beglückende Anziehungskraft für alle unsere Lieben. Mein Bruder Alfred weilte mit Frau und Tochter schon im ersten Jahr hier, auch Bruder Richard kurze Zeit. Schwester Ida und Tochter Ella brachten von 1899 an jedes Jahr ihre Sommerferien bei uns zu, 1899 sogar auch die Oster- und Weihnachtsferien. Unser Sohn Kurt kam so oft und so lange zu uns, als Herr Pfarrer Specht in Zell im Wiesental seinen Vikar nur irgend entbehren konnte. Auch Herr Pfarrer Specht selbst, seine Gemahlin und Kinder erfreuten uns öfter mit ihrem lieben Besuch.

Gleich im Frühjahr 1899 ward uns aber der beglückendste Besuch zuteil. Denn um Pfingsten 1899 verlobte sich unser Sohn Kurt mit Hedwig Hartfelder in Heidelberg, der Tochter des verstorbenen Gymnasialprofessors Hartfelder in Heidelberg, die er schon seit drei Jahren kannte und liebte. Und nun kam die Braut mit ihrer Mutter zu uns nach Rheinfelden, und wir segneten, von Herzen beglückt, die Wahl unseres Sohnes.

Von Ende Juni 1899 an fand in Zürich der „6. Allgemeine Deutsche Journalisten- und Schriftstellertag" statt, an dem ich teilnahm. Für den geringen Betrag der Teilnahmekarte erhielt man zugleich eine Eisenbahnfreikarte zweiter Klasse nach Zürich und zurück und für alle die herrlichen Ausflüge, von denen sogleich die Rede sein soll. Diese Züricher Tage waren höchst interessant und wichtig für mich durch eine Menge neuer Bekanntschaften mit bedeutenden Schriftstellern, so mit dem Schweizer Heer, dem Münchener Dr. Petzet, der Straßburgerin Frl. Hasselbach und vielen andern. Und wichtig durch eine Menge neuer Anknüpfungen mit bedeutenden Zeitschriften und Zeitungen, so z. B.

mit der illustrierten Wochenschrift „Die Schweiz" in Zürich. Mein lieber alter Freund Regierungs- und Ständerat Dr. Stoessel in Zürich nahm amtlich an allen Festlichkeiten des Kongresses teil, und wir sprachen uns viel. Dagegen kannte mich der — ich weiß nicht, ob als Schriftsteller oder als Journalist? — mitanwesende Herr August Bebel glücklicherweise nicht mehr. Die Festfahrten waren mit feinstem Natur-Schönheitssinn angeordnet. So fuhren wir alle z. B. mit der Bergbahn auf den Uetliberg, um dann dort oben gemeinsam das Hauptfestmahl einzunehmen. Eine andere Fahrt führte uns zu Schiff den Züricher See hinauf bis zu Huttens Grab auf der Insel Ufnau. Die dritte und schönste Fahrt aber brachte uns mit der Eisenbahn von Zürich über Zug und Arth-Goldau nach Rigi-Kulm hinauf, wo abermals ein Festmahl für uns bereit stand.

Sehr befriedigt reiste ich von Zürich allein nach Bern, wo ich bei meinem alten lieben Freunde Großrat Kurt Demme in dessen schönem Heim im Dalmazi an der Aare wohnte und die alten Berner Freunde besuchte, namentlich Prof. Rudolf Steck, die Witwe des Freundes Prof. Langhans und Tochter. Ich fuhr auch mit der neuen Bergbahn auf den lieben alten Gurten über Wabern, und verlebte dann noch einige Wochen in Spiez.

Ich mußte aber vor Ende Juli wieder nach Rheinfelden eilen, da ich beim Empfang von Schwester und Tochter aus Leipzig bei Beginn ihrer Sommerferien dort sein wollte, und Anfang August kam auch Kurts Braut „Hede" zu uns und verweilte hier einen Monat.

Im Laufe des Jahres 1899 ließen wir auf unserm Grundbesitz in Rheinfelden auf der Höhe der Olsberger Fahrstraße an unserer Grenze, durch den deutschen Baumeister, der auch unsere Villa erbaut hatte, und von dieser durch dichte Baumgruppen und größere Gärten und Wiesen getrennt, zwei hübsche neue Miethäuser aufführen, die nur durch eine Brandmauer voneinander getrennt waren, und von denen jedes zwei geräumige Familienwohnungen mit allem Zubehör enthielt, die Front beider Häuser nach der Olsberger Straße, elektrische Beleuchtung in beiden, wie auch in unserer Villa, und herrliche Aussicht auf Jura, Schwarzwald, die Vorberge und den Rheinstrom.

Am 11. September 1899 wurden wir durch die Geburt unseres dritten Enkelknaben Erich Costenoble, in Jena, erfreut.

Gegen Ende September 1899 ward uns dann weiter große Freude dadurch beschieden, daß mein ältester Neffe, praktischer Arzt, der bis dahin an der sächsisch-böhmischen Grenze praktiziert hatte, mit seiner lieben Frau und seinen zwei herzigen Kinderchen, nach Badisch-Rheinfelden übersiedelte, um fortan hier seine ärztliche Praxis auszuüben. Wir sahen uns alle nun natürlich sehr häufig. Leider aber verließ er mit den Seinen Badisch-Rheinfelden schon im Herbst 1900 und übersiedelte nach Haltingen (badische Bahnstation zwischen Basel und Efringen), wo er bald eine ansehnliche Praxis gewann.

1899 erschien im Verlage von Hermann Walther (Friedrich Bechly) in Berlin mein schon 1898 vollendetes Werk „Vorkämpfer der deutschen Einheit", in einem Bande, sehr schön ausgestattet, namentlich mit allen Bildnissen dieser „Vorkämpfer", die sie, meist (außer meinem Vater Robert Blum natürlich) mir selbst geschenkt hatten, viele mit ihrer eigenhändigen Unterschrift. Auch dankte ich den hier veröffentlichten biographischen und geschichtlichen Stoff fast durchweg den persönlichen Mitteilungen, vielfach sogar schriftlichen Aufzeichnungen der Gefeierten für mich. Das Werk begann mit dem Lebensbilde und -Wirken meines verehrten Lehrers in Staatswissenschaften usw. Professors Eduard Albrecht in Leipzig (s. o. Bd. I S. 183 flg.). Dann folgte „Robert Blums Charakter und Tod". Dann nacheinander Eduard Simson, Karl Biedermann, Reichskanzler Fürst Hohenlohe, Abg. August Metz, Minister Rudolf v. Delbrück, Abg. Dr. Josef Völk, Minister Joh. v. Miquel, Abg. Ludwig Bamberger (Jugend- und Mannesjahre bis 1879), der württembergische Minister Julius v. Hölder, der Abg. und spätere Oberpräsident v. Hannover Rudolf v. Bennigsen, der badische Abg. und Minister Julius Jolly, endlich Max von Forckenbeck (Abg.). Aus dem „Vorwort" zu diesem Werke zitiere ich die ersten fünf Abschnitte, welche lauten:

„Nichts kann dem treuen Sohne und Bürger des deutschen Vaterlandes das Glück und den Segen seiner nationalen Einheit besser und tiefer einprägen, als ein Rückblick auf die Tage, da die besten unseres Volkes, — auch noch während der größeren Hälfte unseres" (19. „Jahrhunderts vergebens, — um die Einheit und Freiheit rangen, die das junge Geschlecht von heute als die köstlichste Gabe schon am Beginn seines Lebens in der deutschen Reichsverfassung vorfand, und daher oftmals, — wie mühelos errungene

Güter überhaupt, — allzu gering zu schätzen geneigt ist. — In der Verworrenheit und Zersplitterung unserer . . . Parteikämpfe tut es not, die Streitenden immer wieder daran zu mahnen und zu erinnern, daß für deutsche Männer unsere Einheit alle Zeit das höchste Gut ist und bleibt, und nicht minder alle Zeit die höchste Pflicht nur die, des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit zu wahren und zu stärken. Wir haben heute noch genau dieselben nationalen Aufgaben vor uns, wie bei Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871, und wir können sie, wie damals, zu bewältigen hoffen nur durch die vereinte Kraft aller staatserhaltenden Parteien. — Am eindringlichsten predigen diese Mahnung die Lebensschicksale der Vorkämpfer unsrer Einheit, und in dieser Absicht ist das vorliegende Werk herausgegeben. — Mit Ausnahme meines Vaters Robert Blum, der schon am 9. November 1848 sein Leben für die deutsche Freiheit und Einheit hingab, sind alle übrigen Männer, deren Lebensschicksal und Wirken diese Sammlung darstellt, in der glücklichen Lage gewesen, das ersehnte Ziel, dem ihr und ihres Volkes Ringen galt, noch zu erreichen. So konnte der Leser unterrichtet werden nicht bloß über ihren Anteil an der großen nationalen deutschen Bewegung des Jahres 1848/49, sondern namentlich auch über die unsäglich traurigen Zustände, die Deutschland in dem Jahrzehnt von 1849 bis 1859 bedrückten, und endlich über das Wiedererwachen des nationalen Gedankens in Deutschland von 1859 an bis zu seiner siegreichen Verwirklichung im Jahre 1871. — Dabei galt es, diese Entwickelung tunlichst in allen deutschen Staaten, mindestens in den hauptsächlichen, zu verfolgen. Diese fesselnde Aufgabe war aber am leichtesten dadurch zu lösen, daß das Leben und Wirken bedeutender Vorkämpfer unserer Einheit in den verschiedensten deutschen Einzelstaaten und den verschiedensten Lebensstellungen erzählt wurde. Mit Rücksicht hierauf ist die Auswahl der Lebensbeschreibungen getroffen, die der vorliegende Band vereinigt." Das wird dann an der Staatsangehörigkeit der vierzehn „Vorkämpfer" zu Altpreußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Hessen, Württemberg, Baden einzeln nachgewiesen.

Vom Herbst 1899 an hielt ich jahrelang volkstümlich geschichtliche Vorträge in zahlreichen badischen und schweizerischen Städten und Dörfern, im Winter 1900 auf 1901 allein 55 Vorträge, überall zum vollsten und befriedigtsten Verständnis der hunderte von Hörern, die nicht selten ganz vorwiegend aus

Landleuten oder Frauen, Schülern und Schülerinnen bestanden. Die Stoffe dieser Vorträge, die auf umfassenden geschichtlichen Studien beruhten, werde ich später erwähnen, wo ich meines 1904 im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen Werkes gedenken werde, das diese Vorträge gesammelt herausgab. Aber schon hier mag bemerkt werden, daß unter allen diesen Vorträgen von mir, die zum Teil doch auch ausschließlich schweizerische geschichtliche Stoffe behandelten, in allen Schweizer Städten und selbst Dörfern doch immer mein Vortrag „Feldmarschall Moltke als Mensch und Charakter" die größte Begeisterung erweckte und veranlaßte, daß immer neue Schweizer Ortschaften sich an mich mit der Bitte wandten, auch ihnen diesen Vortrag zu halten.

Im Jahr 1900 war meine Hauptarbeit die Niederschrift meines schon oft erwähnten Werkes „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck", aus dem ich auch für meine „Lebenserinnerungen" viel entnommen habe, und das 1900 im Verlage von Albert Langen in München erschien und sofort drei Auflagen erlebte. Nach längerem vorausgehenden Briefwechsel mit dem Verleger, hatte ich die Freude, seine und seiner Gattin, — einer Tochter des Dichters Björnson, — persönliche Bekanntschaft in Rheinfelden zu machen, wohin sie zur Soolbadkur kamen, und sie dann auch in Zürich besuchen zu können. Der bedeutende Erfolg dieses Werkes war mir in meiner stillen Zurückgezogenheit in Rheinfelden natürlich doppelt erfreulich und wertvoll.

Ferner erschien von mir im Jahre 1900 ein neuer Novellenband „Heitere Erzählungen aus dem Leben" im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin. Er enthielt vier sehr lustige, der Wirklichkeit entnommene Geschichten: „Die schwere Predigt. Blätter aus einer ungedruckten Schweizer Dorfchronik"; „Professor Lethe"; „Der Herr Oberförster und sein Hund"; und „Vetter Kleber. Eine Modellstudie." Der „Herr Oberförster" im Berner Oberland, der mir seine und „seines" Hundes Geschichte erzählt hatte, erhielt von mir ein gebundenes Exemplar des Werkes mit der Widmung „meinem verehrten Mitarbeiter". Der mir befreundete „Professor Lethe", der natürlich anders hieß und seither leider verstorben ist, erhielt, wie stets von meinen Werken, auch ein Exemplar von mir geschenkt und fragte dann unsere andern Freunde, denen ich auch stets ein Exemplar widmete: „Haben Sie denn das neue Werk von Blum „Heitere

Erzählungen aus dem Leben" gelesen?" — „Jawohl, Herr Professor, mit großem Vergnügen!" — „Kommt Ihnen die *eine* Gestalt in dem Buche nicht recht bekannt vor?" — Tableau! ausreichend zu einer neuen heiteren Erzählung aus dem Leben! „Der Herr Oberförster" machte einige Jahre später eine Badekur in Baden (Kanton Aargau) und schrieb mir von dort: er habe seinen Mitgästen die lustige Geschichte von „seinem Hund" aus meinem Werk erzählt und auch einiges von den anderen köstlichen Geschichten. Sehr gern möchte er sie ihnen wörtlich vorlesen, aber er könne nicht, da ihm sein „Mitarbeiter"-Exemplar beim Verleihen leider abhanden gekommen sei. Ob ich ihm nicht auf einige Wochen ein Exemplar borgen könne. Ich hatte noch eines übrig, widmete und sandte es ihm, zeichnete aber unter die Widmung einen „Warnungs-Pfahl für Schelme" (berndeutsch für Diebe) und schrieb auf die Warnungstafel des Pfahles unterhalb dieser düsteren Überschrift berndeutsch die Warnung, die auf hochdeutsch lautet:

„Wenn jemand dieses Büchlein maust,
Kommt gleich der Teufel angesaust
Und macht vom Schelmen aasig-nett (berndeutsch „chaibenett")
Im Höllenofen Stinkbrikett'."

Wir hatten im Frühjahr 1900 wieder sehr lieben Besuch. Die Tochter der Cousine meiner Frau, der Frau verw. Dr. Finkler auf dem Neukastel bei Landau, *Nini Finkler*, hatte 1898 den bedeutenden *Maler* (jetzt auch Professor) *Max Slevogt* geheiratet, und diese beiden lieben Leutchen besuchten uns 1900 und verweilten längere Zeit bei uns. Nicht minder die liebe Braut unsres Sohnes, *Hedwig Hartfelder*, deren Anwesenheit in Rheinfelden natürlich auch *unsern Sohn* hierher zog, so oft er nur aus seinem geistlichen Dienst in Zell abkommen konnte. Er wurde übrigens nicht lange nachher *als Vikar* zum Pfarrer Böckh *nach Kirchen* bei Efringen *versetzt*, und war auch uns um manche Stunde näher, so daß er nun öfter zu uns kommen konnte als bisher. Im Herbst kam auch mein Neffe *Professor Arthur Hammer* aus Wien auf einige Zeit zu uns zum Besuch.

Im Sommer 1900 reiste ich *allein* wieder auf kurze Zeit nach *Bern und Spiez*.

Das Jahr sollte aber nicht zu Ende gehen, ohne mich und die Meinen eines unserer verehrtesten und treuesten Freunde zu be-

rauben. Denn am 19. September 1900 starb, — uns ganz unerwartet, da wir nichts von seiner Krankheit wußten, — Oberstleutnant Dr. Max Jähns in Berlin (s. o. Bd. I, S. 331 flg.). Ich sprach den Hinterlassenen natürlich mein innigstes Beileid und meine aufrichtigste Mittrauer aus, und schrieb ihnen am 28. Dezember 1900 in einem erneuten Beileidsbriefe u. a.: „Vielleicht suchen Sie zur Erholung und Kräftigung auch einmal unsere Schweizer Berge auf, und haben wir dann die Freude, Sie in unserm Heim zu begrüßen." Diese Einladung hatte schon im Frühjahr 1901 den uns sehr angenehmen Erfolg, daß Frau Witwe Jähns mit ihrer Tochter Fräulein Hilde bei uns verweilte und beide sich hier recht wohl fühlten.

Gleich nach unserer Übersiedelung nach Rheinfelden Ende 1898 war ich in Rheinfelden der Gesellschaft „Frohsinn" als Mitglied beigetreten, die ich schon seit Jahrzehnten kannte und schätzte, da ihr auch mein seliger Schwager, Pfarrer Schröter (s. o. S. 85 flg.) usw. als Mitglieder angehört hatten, und jetzt noch der mir befreundete Leiter der großen Rheinfelder Aktien-Bierbrauerei zum Salmen, Herr Carl Habich-Dietschy, der einst zugleich mit meinem Bruder Richard Ingenieur bei unsern Vettern Lederle in New-York (s. o. Bd. I, S. 252) gewesen war. Diese Gesellschaft hat sich auch nicht bloß heitergesellige Ziele gesetzt, sondern eine Anzahl wohltätiger, die sie gewissenhaft ausübte und erreichte. Sie hielt auch eine große Bibliothek und eine Menge politischer, belehrender und unterhaltender Zeitungen und Zeitschriften, die in ihrem Vereinslokal, dem „Salmenstübli", an der Hauptstraße des Städtchens, zu jedermanns Benutzung aushingen und auslagen, und wo auch ich täglich das Neueste las, namentlich aus Schweizer Blättern und Zeitschriften.

Die Gesellschaft „Frohsinn" feierte nun am 19. Januar 1901 ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest und hatte mir die Ehre erwiesen, mir zu diesem Festtage die Hauptrede, das Festlied und das Hauptlied des der ernsten Feier folgenden heiteren Festkommerses zu übertragen. Die Festrede berührt zu viel Lokales und Persönliches von Rheinfelden, um sie mitzuteilen. Dagegen mag hier folgen mein

„Weihelied zum fünfzigsten Stiftungsfeste des Frohsinns.“

(Melodie: Wo Kraft und Mut in deutschen Seelen flammen.)

Ein halb Jahrhundert ist dahin geschwunden,
Seit unser „Frohsinn“ seinen Bund einst schloß,
Wer zählt sie all', die unvergess'nen Stunden,
Die jedes Glied im Bundeskreis genoß?
Wenn kleine Seelen zagten,
So sangen wir und sagten:
Dem Ernst des Lebens Frohsinn sich gesellt,
Wie bist du schön, du alte liebe Welt!

Aus Sempbachs blut'ger Wahlstatt stammt die Mahnung,
Die unsre fünfzig Jahre laut durchtönt:
„Der Freiheit eine Gasse!“ — Einst nur Ahnung
Dies Heldenwort, dann durch die Tat gekrönt!
In allen Völkern ringt es,
In allen Sprachen klingt es:
„Der Freiheit Raum in Forschung, Schrift und Wort!“
So tönt's mit Sturmesbrausen immer fort.

Gewalt'ge Zeit! Wer zählte deine Taten
Für Völkerwohlfahrt, der Erfinder Heer?
In eine Wunderwelt sieht sich geraten,
Wer offnen Auges blicket um sich her.
Dampf, Elektrizitäten,
Sind heut auch Majestäten:
Heran, herein du tatenfrohe Zeit,
Willkommen, all du Menschenherrlichkeit!

Gar viele Lieben hat der Tod geschieden
Aus unserm Kreis in Halbjahrhunderts Lauf.
Sie ruhen sanft in Gottes ew'gem Frieden;
Bei uns hört ihr Gedenken nimmer auf!
Doch bot auch reicher Liebe
Trost uns das Zeitgetriebe:
Den Frau'n und Jungfrau'n unsrer Bürgerschaft
Klingt Dank und Heilruf zu mit freud'ger Kraft.

Und du, mein „Frohsinn“, hast auch stets gelesen
Die Presse aller Farben und Partei'n.
Behüt' dich Gott, du bist so brav gewesen,
Behüt' dich Gott, du sollst's auch ferner sein!
Der Frohsinn blüh' und lebe
Beim Trank von Salm und Rebe!
Dem Ernst des Lebens Frohsinn sich gesellt,
Wie bist du schön, du alte, liebe Welt!“

Auch das lustige Hauptlied, das ich zum Fest-Kommers des „Frohsinns“ „dichtete“, lasse ich hier folgen und bemerke zu dessen Verständnis nur, daß eine Viertelstunde von Rheinfelden, und nur zehn Minuten von unserm Grundstück entfernt, unweit der Magdener Straße und vom Magdener Bach in der Tiefe umspült, „Die Eremitage“ liegt, eine Anzahl reizender, die dortigen Anlagen und Wege überdachender Höhlen, in denen vor Jahrtausenden einst der Rhein brauste und vor vielen Jahrhunderten ein Einsiedler gehaust haben soll. Darauf bezieht sich also mein lustiges Kommerslied:

„Der Frohsinn und der Einsiedler.“
(Melodie: Als Noah aus dem Kasten war.)

Als Frohsinn fünfzig Jahr' alt war,
Entdeckt' er an sich graues Haar
Und denkt nun an sein Seelenheil,
Macht sich gleich auf in großer Eil',
Sucht einen scharfen Gottesmann,
Der ihn brav Mores lehren kann.

In raschem Trab und edler Rage,
Gerät er in die Ermitage —
Und denkt: „Wie schad', daß hier nun nit
Mehr haust der alte Eremit!“
Doch kaum ist ihm dies Wort entfloh'n,
Spricht Klausner dumpf: „Da bin ich schon!“

„Als Geist leb' ich hier ganz gemach;
Trink' Wasser aus dem Magdner Bach
Und saug' aus Heuschreck, wildem Hung (d. h. Honig),
Aus Beeren, Wurzeln Ätzigung.
Es freut mich, geht ein Sünder ein,
Zu retten ihn vor Höllenpein.“

Der Frohsinn spricht: „Drum bin ich hier!"
Und reicht dem Klausner viel Papier:
Die Listen, Protokoll', Statut. —
Der Klausner prüft's. — Doch gar nicht gut
Scheint's ihm, denn er liest stirnerunzelnd,
Nicht mal beim Vorstand nickt er schmunzelnd!

Dann fährt er auf: „Potz Sappermost!
Ihr fahrt ja ganz mit Höllenpost!
In Frohsinn, Freuden nur Ihr's treibt,
Mit Salmbier Salamander reibt,
Bei Frauenhoch und viel Journälern, —
Das muß das Seelenheil Euch schmälern!"

„Sauft Wasser aus dem Magdner Bach!
Lebt so wie ich in Ach und Krach!
Lest keine Zeitung, liebt kein Weib!
Kasteit Euch Tag und Nacht den Leib!
Dann kommt Ihr, wie's Kameel recht schwer,
Zum Himmel noch durch's Nadelöhr!" — —

„Weißt du, ich bin dann kein Kameel!"
Sagt Frohsinn. „Du sprichst wie ein Löl, (d. h. Narr)
Wenn du auf Frohsinns Gottesstrahl,
Freud', Weib und Bier fluchst alljumal! —
Nach dir könnt' Frohsinn nicht gedeih'n,
Müßt' Trübsinn oder Blödsinn sein!"

„Wir geben gern ja einen Frank'
Für Arme, die da geisteskrank,
Dir aber, geistig arm Gespenst,
Der Frohsinn bess're Gab' kredenzt:
Ich biete dir das Allerbest',
Ich lad' dich ein zum Stiftungsfest!" — —

Er kam. Du fragst: „Wo ist der Gast?" —
Sei froh, daß nicht geseh'n ihn hast!
Er trank sich einen Affen schwer
Und sprach: „Wie schad', ich kann nicht mehr!
Der Frohsinn aber lebe hoch! —
Ich werde selbst sein Mitglied noch!"

Diesem fröhlichen Jahresanfang und Frühjahr folgte 1901 ein für mich harter Sommer, da ich mich im Juli zu einer schweren Unterleibsoperation in die Privatklinik des Professors Dr. Burckhardt nach Basel begeben und hier bis zu meiner völligen Genesung im August verweilen mußte. Professor Burckhardt und sein sehr tüchtiger Beistand Dr. Suter konnten mir aber schon auf meinem Schmerzenslager in Basel guten Trost spenden. Denn bei der täglichen Untersuchung meiner Wunde äußerten sie stets ihr Erstaunen, wie schnell und gut bei mir Sechzigjährigem alles heile. Bei meiner Rückkehr nach Rheinfelden konnte ich mit meinen Lieben, zu denen auch diesmal Schwester Ida und Tochter Ella aus Leipzig während ihrer Sommerferien sich eingefunden hatten, auch schon wieder hübsche Ausflüge zu Fuß in der Umgebung von Rheinfelden machen.

Kennzeichnend für die verlogene Gehässigkeit der sozialdemokratischen und ultraradikalen „volksparteilichen" süddeutschen Presse gegen mich war aber die Tatsache, daß diese Presse meine rein physische schwere Erkrankung im Sommer 1901 als eine schwere, — am liebsten natürlich unheilbare, — Geisteskrankheit ausgab, die mich plötzlich befallen habe, nachdem ich bei dem ebenso plötzlichen Bankerott der Leipziger Bank im Frühjahr 1901 all mein Geld verloren hätte! Sowie ich von dieser Schurkerei der mir feindlichen Lügenpresse hörte, mußten alle diese Blätter nach § 11 des Reichspreßgesetzes mit grimmiger Beschämung die „Berichtigung" von mir abdrucken: daß ich beim Zusammenbruch der Leipziger Bank nicht einen Pfennig Geld bei ihr hinterlegt und verloren hätte, und niemals, namentlich auch nicht im Jahre 1901, geistig krank gewesen sei!

Große Freude bereitete mir dagegen im Jahre 1901 das Erscheinen meines Romans „Aus dem tollen Jahr" in sehr hübscher Ausstattung im Verlage der bedeutenden Carl Winterschen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. Ich widmete das Werk meinem lieben alten Freunde Großrat Kurt Demme in Bern und sagte in der als Begründung dieser Widmung gefaßten Vorrede: „Der Plan der vorliegenden Erzählung („Aus dem tollen Jahr") entstand schon während der umfassenden Quellenstudien zu meinem 1897/1898 in vier Auflagen erschienenen Werke „Die deutsche Revolution 1848/49". Denn einige der interessantesten Aufzeichnungen der Zeitgenossen, Beobachter und Mithandelnden jener Bewegungsjahre konnte ich in meinem

geschichtlichen Werke nur flüchtig erwähnen und verwerten. Ihr köstlicher Inhalt drängte aber förmlich dazu, ihn zu einer recht lebendigen, geschichtlich treuen und fesselnden Erzählung zu benutzen. Ich lasse sie in Baden, hauptsächlich in Rastatt, vor und während der Belagerung von 1849 spielen, unter treuester Schilderung der damaligen Zustände und Ereignisse. Sie hat aber nicht nur für Baden Interesse, weil hier die gesamtdeutsche damalige Bewegung in ihren Licht- und Schattenseiten geschichtlich treu, spannend und ergreifend in den Schicksalen der Helden und Heldinnen dargestellt und in den ernsten geschichtlichen Hintergrund gezeichnet ist, vor dem sie auftreten. – Da ich, wie bereits bemerkt, überall auf damaligen Aufzeichnungen Mithandelnder fuße, so sieht der Leser die mehr als fünfzigjährige Vergangenheit in greifbarer Frische und Lebenswahrheit vorüberziehen, und eben deshalb konnten alle meine Gestalten, auch die Nebenfiguren, der geschichtlichen Wirklichkeit entnommen werden, meist sogar mit Beibehaltung ihrer geschichtlichen Namen. Die Fülle meiner Quellen habe ich schon in meinem geschichtlichen Werke „Die deutsche Revolution 1848/49" (S. 416/417 Note) aufgezählt." Die für die vorliegende Erzählung vorwiegend benutzten Schriften und persönlichen Mitteilungen an der badischen Revolution beteiligten achtbaren Männer an mich sind dann (S. VI und VII meiner Vorrede noch besonders aufgezählt. Und am Schlusse sage ich (S. VII): „Mein Standpunkt der Beurteilung ist der, der dem Sohn Robert Blums und Schüler Heinrichs von Treitschke zukommt, d. h. der vollkommener geschichtlicher Gerechtigkeit. Über meiner ganzen Darstellung aber leuchtet die versöhnende, weltüberwindende Sonne fröhlichen Humors. Meine Erzählung schließt deshalb auch nicht mit der Ersticknng der badischen Erhebung von 1849 in Blut und Tränen, sondern mit weit mehr als weissagendem klarem Ausblick in die 1870/71 vollendete Erfüllung unserer nationalen Hoffnungen, um die 1848/49 vergeblich gerungen wurde. So lasse ich denn auch das Schicksal meiner Helden glücklich enden."

Zweites Kapitel.

1902, 1903, 1904. Oeffentliches Wirken. Meine Werke: „Bismarck, ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk“ (1902), „Spannende Geschichten“ (1902), „Neue Novellen (aus dem Leben)“, (1904), „Die Ueberbande“ (1904), „Volkstümliche geschichtliche Vorträge“ (1904).

Herr Otto Winter, der Inhaber von Carl Winters Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg und geehrte Verleger meines Werkes „Aus dem tollen Jahr“, regte in einem Briefe vom 16. Oktober 1901 selbst bei mir den Gedanken und Plan an, ein volkstümliches, schön ausgestattetes Bismarck-Werk in einem Bande in seinem Verlag herauszugeben, worauf ich freudigst einging. Über Plan und Inhalt des Werkes, Auflage, Honorar usw. waren wir so schnell eines Sinnes, daß der Herr Verleger mir schon am 22. Oktober 1901 den Entwurf unsres Verlagsvertrages, und ich ihm bereits am 25. Oktober die ersten drei Abschnitte des Werkes senden konnte, das den Titel trug „Bismarck, Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk von Hans Blum“, und dessen Inhalt und Fassung diesem Titel entsprechen sollte. Ich arbeitete mit großer Freude täglich 9 bis 10 Stunden an diesem volkstümlichen Werke, so daß ich dem Herrn Verleger schon am 25. Dezember 1901 den Rest des Manuskriptes zu dem 20 große Druckbogen umfassenden Werke einsenden konnte.

Es erschien freilich erst im November 1902 (vordatiert auf 1903), sehr hübsch ausgestattet und allgemein in der Presse günstig beurteilt. Vor dem Titel enthielt es ein ausgezeichnetes großes Bild von Bismarck als Reichskanzler in Uniform mit Faksimileunterschrift, und dann im Text des Werkes selbst die Bildnisse von Bismarcks Eltern (S. 2 und 3), seines Geburtshauses Schönhausen (S. 4), seiner Jugendheimat Kniephof (S. 5), seines Erziehers Dr. Bonnell (S. 8), seines Herrensitzes Varzin (S. 213), „Bismarck und Napoleon“ (bei Sedan, S. 231), „Schloß Friedrichsruh“ (S. 305). Meine „Zweck des Werkes“ betitelte kurze Vorrede sagte: „Dieses Werk will dem deutschen Volke und namentlich der deutschen Jugend das unvergleichlich große Leben und Wirken Bismarcks in allgemein verständlicher Sprache und Darstellung vorführen, zugleich aber auch mit der Wärme und dem Schwung, den eigene Mitarbeit an dem Werke

der deutschen Einheit und die seltene Gunst des Schicksals dem Verfasser verleiht, einunddreißig Jahre lang den Fürsten Bismarck persönlich gekannt und dabei allezeit seine gütige Huld besessen zu haben. Er hofft, durch das hier gezeichnete Lebensbild und Lebenswirken in unserem ganzen Volke, namentlich in unserem heranwachsenden jungen Geschlecht die Überzeugung zu wecken, die ihn selbst beseelt: daß in Bismarck alle lebendigen Quellen und Triebkräfte, die seit einem Jahrtausend unser Volk befruchtet und gefördert haben, in mächtigster und edelster Vereinigung zusammenströmen: das „praktische Christentum" des deutschen Glaubens, mit dem Bismarck seine großartige Sozialpolitik siegreich durchführte, der deutsche Idealismus, der in Bismarck in größter und herrlichster Eigenart verkörpert war, endlich eine deutsche Vaterlandsliebe, Treue und Pflichterfüllung ohnegleichen, die ihn befähigte, das Sehnen und Streben aller großen Deutschen, die vor ihm gelebt und gerungen hatten, über alles Hoffen und Erwarten hinaus zum Ziel zu führen und zu vollenden, des deutschen Volkes und Reiches Einheit, Macht und Herrlichkeit zu begründen, wie niemand vor ihm sie geschaut und geahnt hatte. Deshalb ist Bismarck und Deutsch uns gleichbedeutend und wird und soll es bleiben immerdar!"

Im Frühjahr 1902 erschien auch wieder ein neues Novellenbändchen von mir im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin: „Spannende Geschichten. Kriminalnovellen und andere Erzählungen." Die erste Kriminalnovelle „Die Millionenerbschaft, den Akten nacherzählt", spielt in den Jahren 1873 flg. in einer großen deutschen Seestadt, hat aber auch für unsere Gegenwart ein lebendiges Interesse, da diese vielfach nicht minder verhängnisvoll unter dem Fluche des Geldhungers leidet, als jene vom Milliardenrausch erfaßte Zeit. Die zweite Kriminalnovelle, „Eine dunkle Tat. Nach alten Akten erzählt," versetzt uns nach 1880 in oberbayrische Dörfer und fesselt durch die von mir aktentreu erzählten Vorgänge. Die dritte, vorwiegend heitere Erzählung „Locken von Charlotte". Eine seltsame, wahre Geschichte aus Tongking," spielt in der dortigen französischen Kolonie und ist treulich nach den Mitteilungen des Hauptbeteiligten, eines französischen Generals, berichtet. Die letzte, sehr heitere Geschichte endlich, „Der Verkannte", ist einem Vorgang entnommen, der sich 1901 in einer großen Schweizer Stadt" (Zürich) ereignete. Natürlich hatte ich alle diese Stoffe auch mit dichterischer

Freiheit und Gestaltung behandelt. Das Werk wurde in der Presse günstig beurteilt.

Auch im Jahre 1902 hielt ich wieder sehr viele volkstümlich-geschichtliche Vorträge in badischen und Schweizer Orten.

Meine persönlichen Erlebnisse des Jahres 1902 sind hauptsächlich folgende.

Unser Sohn Kurt war am 18. Dezember 1901 zum Pfarrer („Pastorationsgeistlichen") in Breisach (Baden) ernannt worden und dadurch in die Lage gesetzt, seinen eigenen Hausstand zu begründen, seine liebe Braut heimzuführen. Die Hochzeit fand am 21. Juni 1902 in Heidelberg, dem Wohnort der Braut, ihrer Mutter und Schwester statt, und wir Rheinfelder waren natürlich mit hoher Freude anwesend, auch unsre Tochter Ella aus Leipzig. Ich besuchte in Heidelberg auch meinen Verleger Herrn Otto Winter und wurde in seinem Hause sehr freundlich aufgenommen. Wir Rheinfelder reisten von Heidelberg noch zu unsern lieben Verwandten auf das Neukastel in der Rheinpfalz und verweilten hier zehn Tage, innerhalb deren ich zwei größere Bilder nach der Natur malte. Dann mußten wir aber zurück nach Rheinfelden eilen, um dort noch unser liebes junges Ehepaar zu begrüßen, auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise ins Berner Oberland.

Am 19. Juli trafen dann unsere lieben Leipziger, Schwester Ida und Tochter Ella, zu ihrem Sommerferien-Aufenthalt bei uns ein, am 26. August weilte auch mein lieber Bruder Alfred mit Frau und Tochter einen Tag lang bei uns.

Im November 1902 wurde unser Haushalt plötzlich durch fünf Köpfe vermehrt. Da um diese Zeit nämlich unser Schwiegersohn Hermann Costenoble mit seiner Frau, unserer Tochter Gertrud, nach der deutschen Marianen-Insel Saipan in der Südsee auswanderte, so sandten die abreisenden Eltern ihre drei Töchterchen Gertrud, Hertha und Hilde, im Alter von 8, 7 und 6 Jahren zu unsrer Schwester und Tochter nach Leipzig in Pflege und Schule, die vier Knaben mit dem Dienstmädchen Martha aber zu uns nach Rheinfelden. Unsre Enkel Hermann, Herbert, Erich und Willy Costenoble waren damals 9, 4, 3 und 1 Jahr alt und brachten natürlich ungemein viel Leben in unser stilles Heim. Hermann, der zu Hause schon die unterste Lateinklasse besucht hatte, wurde in Rheinfelden in eine Schulklasse auf-

genommen, die sonst ein höheres Alter erheischt und erhielt stets die besten Zeugnisse. Das Weihnachtsfest mit den vier lieben Kleinen war reizend.

Das Jahr 1903 begann sehr trübe für mich, da Mitte Januar meine liebe Frau schwer an Lungenentzündung erkrankte, was uns wochenlang mit größter Sorge erfüllte. Glücklicherweise trat dann aber wieder vollständige Genesung ein.

Der jüngste Pfarrer unserer reformierten Gemeinde in Leipzig, Karl Bonhoff, lebte seit Jahren in kinderloser Ehe, und er und seine Gattin hatten sich deshalb durch unsere Leipziger Lieben an uns mit der Bitte gewandt, den Ehegatten Bonhoff unsern jüngsten Enkel Willy zur Verpflegung und Erziehung wie ein Eigenkind zu überlassen, und wir hatten gern zugesagt, da wir sicher wußten, daß unser Kleiner bei den trefflichen Bonhoffs so gut aufgehoben sei, wie bei uns selbst, und in Leipzig später eine noch bei weitem bessere Schulbildung erhalten könne, als hier. Das war der Anlaß, der Herrn Pfarrer Bonhoff und Gattin am 11. Juni 1903 auf Besuch zu uns führte, ehe sie ihre Ferienreise ins Berner Oberland antraten. Mitte Juli holte dann Frau Pfarrer Bonhoff unsern kleinen Willy bei uns ab, zunächst nach einer Sommerfrische im Schwarzwald, wo ihr Gatte noch weilte. Ich begleitete Frau Pfarrer und Willy bis Basel, wo der Kleine mit seiner „Tante Else" schon ganz vertraut war.

Im Jahr 1903 erschienen zwei Werke im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin, die dem Andenken zweier meiner heimgegangenen verehrten Freunde, Max Jähns und Konrad Ferdinand Meyer, gewidmet waren, und die mich daher aufs höchste interessierten.

Das erste, im Juni mir zugegangene Werk war betitelt „Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau, nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller von Alfred Meyer. Mit einem Bildnis" von Max Jähns „in Kupferlichtdruck". Die ersten „Geschichtlichen Aufsätze von Max Jähns", die dieses Werk enthielt, hatte ich selbst als Leiter der „Grenzboten" von ihm erhalten und in dieser Zeitschrift zuerst abgedruckt. Es waren „1. die Kriegskunst als Kunst. 2. Die Trilogie Karls des Kühnen. 3. Die Schlacht von Pavia am 24. Februar 1525, das „Sedan" des 16. Jahr

hunderts." Mit den übrigen geschichtlichen Aufsätzen dieses Bandes oder deren Stoffen hatte mich der verehrte heimgegangene Freund schon bei seinen Lebzeiten bekannt gemacht. So war ich denn gewiß besonders berufen, dieses bedeutende Werk sachverständig zu besprechen und warm zu empfehlen, und tat das mit Freuden, (schon im Juli 1903), namentlich in der wissenschaftlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung" in München, sandte meine Besprechungen auch natürlich an Frau Witwe Jähns und an die Verleger Gebrüder Paetel.

Das zweite dieser Werke erschien erst gegen Weihnachten 1903 und trug den Titel: „Konrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer." Mit rührender und ergreifender Treue, Feinheit und Tiefe wurde hier das edle Charakter- und Lebensbild des großen Dichters gezeichnet und erklärt, so daß diese „Erinnerung seiner Schwester" von höchstem Werte war, namentlich für diejenigen, die ihrem unvergeßlichen Bruder so lange und so herzlich nahe gestanden hatten, wie ich. Das betonte ich denn auch begeistert in meiner Besprechung dieses Werkes, die noch vor Ende des Jahres 1903 in der wissenschaftlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung" und anderen Blättern erschien und den Hinterlassenen des Dichters wie den Verlegern dieses Werkes von mir zugesendet wurde.

Ich selbst stand im Herbst 1903 mit Gebrüder Paetel in lebhafter Korrespondenz wegen des Verlags von drei neuen Werken von mir. Die Verträge kamen auch schon vor Ende 1903 zu stande. Die Werke erschienen aber erst 1904 und werden alsbald eingehender erwähnt werden.

Natürlich hatte ich seit meiner Übersiedelung nach Rheinfelden zu Ende 1898 die alten Beziehungen zu den mir seit meiner Knabenzeit im Gladbach'schen Institut in Wabern lieben und vertrauten Freunden vom Oberrhein, namentlich zu dem Bürgermeister Hans Grether in Lörrach und dem Kommerzienrat Otto Bally in Säckingen herzlich erneuert und sie seit 1898 besucht, so oft ich konnte. In Säckingen hatte ich in Ballys Gegenwart auch schon viele geschichtliche Vorträge gehalten und manchen lustigen Abend der „Walfischia" mitgemacht, deren Vorsitz Freund Bally als „Oberwal" führte. Die Mitglieder heißen „Wale". Die Vereinskneipe ist „Der Walfisch" in Säckingen. Ich wurde daher auch auf den 5. Dezember 1903 zum 25jährigen Stiftungsfest der „Walfischia" nach Säckingen

feierlich eingeladen und stiftete zu dieser erhabenen Feier ein Lied, das viel älter als 2500 Jahre zu sein behauptete und lautete:

„Nachtrag zum Walfischlied.
In einem fossilen Albumsblatt aufgestöbert von Hans Blum.

Zum schwarzen Walfisch zu Askalon
Kam jetzt der Gast retour,
Sowie der Hausknecht aus Nubierland
Mit Krach zur Hölle fuhr.

Im schwarzen Walfisch zu Askalon
Fand der Gast jetzt einen Verein.
Der nannte sich „Walfischia"
Von Säckingen am Rhein.

Hier in der „Walfischia" zu Askalon
Fühlt' sich der Gast recht wohl.
Nur fluchte er auf den Baktrer Schnaps
Und den Teufel Alkohol.

Dann in der „Walfischia" zu Askalon,
Da reckte der Gast den Hals
Und rief: „Was zecht Ihr Wale da
Das schmeckte mir allenfalls!"

Der Oberwal zu Askalon
Sprach würdevoll und schlicht:
„Das ist Löwenbräu und Pilsener Bier,
Das beißt die Wale nicht."

„Walfischia, hurra, zu Askalon!"
Rief der Gast entzückt und soff, —
Bis Ober, Mittel und Unterwal
Ob seinem Suff entloff.

Im schwarzen Walfisch zu Askalon
Sprach der Wirt zum Gast: „Sie Graus!
Sie treiben mir mit Ihrem Suff
Die besten Gäste 'naus!"

Im schwarzen Walfisch zu Askalon
Sprach der Gast zum Wirt: „Sie Tor!
Ich soff mich hier zum Überwal,
Das bringt Ihre Kneipe in Flor!"

Im schwarzen Walfisch zu Askalon
Ist seither der regste Verkehr.
Und wer's zum Überwal nicht bringt,
Der kann halt meist nicht mehr."

Wie schon bemerkt, erschienen im Jahre 1904 drei neue Werke von mir im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin.

Zunächst „Neue Novellen. Aus dem Leben." Die erste Novelle war „Der Rettungshafen", eine wahre, sehr heitere und psychologisch aufs feinste ausgedachte Geschichte, die mir mein seliger Freund Albert Bitzius aus seiner Seelsorgertätigkeit für seine Freunde und deren Bräute und aus seinem am Bieler See gelegenen Pfarrhause in Twann erzählte, das wegen „Bitzis" seelsorgerischer Freundschaft „Der Rettungshafen" genannt wurde, er selbst „Der Strandvogt". Ich nenne den lieben Gewährsmann in meiner Novelle „Walter Ritzi". — Die zweite Novelle „Ein Achtundvierziger" spielt größtenteils in der Nähe von Rheinfelden und schildert anschaulich wie ein 1849 dorthin geflüchteter badischer „Revolutionär", ein junger tüchtiger Arzt, sich als treuester deutscher Vaterlandsfreund erweist, namentlich durch seine freiwilligen ärztlichen Dienste beim badischen Heerkörper in den schweren Kämpfen an der Lisaine im Januar 1871. — Die dritte Novelle endlich, „Der Liebessenat", behandelt köstlich-heitere Szenen aus dem Leben „alter Herren der Studentenverbindung einer großen deutschen Stadt" (– Leipzig ist nicht genannt, aber leicht erkennbar,) die durch die hohe Weisheit des „Liebessenats" dieser Verbindung, der über dem Heil aller aktiven und früheren Verbindungsbrüder wacht, zu glücklichstem Ende geführt werden.

Das nächste meiner Werke, das 1904 im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschien, war ein Kriminalroman, „Die Überbande, frei nach den Akten erzählt". Er schildert treu, aber mit dichterischer Freiheit und Einschaltung einer Fülle von heiteren Szenen und Gestalten, die schweren Eisen-

bahnberaubungen und damit zusammenhängenden Verbrechen — so die Ermordung eines treuen Polizeibeamten in München-Gladbach usw. —, die sich in den Jahren 1881 flg. an vielen Stationen der rheinischen Eisenbahn und in der preußischen Rheinprovinz bis zur holländischen Grenze hin ereigneten, bis endlich der sehr tüchtige Leiter der Polizeibehörde in München-Gladbach und sein trefflicher junger Kommissar die „Überbande“ der verdienten Bestrafung zuführten. Nur die Namen dieser beiden Hauptpersonen und Vertreter der vergeltenden Gerechtigkeit sind in meinem Roman abgeändert, die Namen aller Glieder der „Überbande“ dagegen unverändert gelassen.

Das letzte meiner Werke, das im Jahre 1904 im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschien, war mir naturgemäß das wichtigste. Denn es waren meine „Volkstümlichen geschichtlichen Vorträge“, die überall, wo ich sie in Baden und der Schweiz gehalten, meine Hörer erfreut hatten, und auf umfassenden geschichtlichen Studien beruhten, wie die bei jedem Vortrage angeführten Quellen beweisen. Deshalb sagte ich auch in dem Vorwort des Werkes: „Diese erfreuliche Erfahrung veranlaßt mich zur Sammlung und Herausgabe dieser Vorträge in Buchform, in der Hoffnung, daß noch viele Tausende in Stadt und Land, die nicht persönlich als Hörer vor mir saßen und mein lebendiges Wort hörten, aus diesen Vorträgen Belehrung und Anregung schöpfen werden, wenn sie sich dieselben vorlesen lassen oder sie selbst lesen. Namentlich denke ich mir, daß Pfarrer, Lehrer usw. in kleineren Städten und in Dörfern den Inhalt dieses Büchleins gern größeren Kreisen ihrer Wohnorte oder der Nachbarschaft vortragen werden. Nicht minder dürfte sich sein Erwerb für die Volksjugendbibliotheken usw. empfehlen.“

Der Inhalt des Werkes war: 1) „Das persönliche und politische Verhältnis Kaiser Wilhelms I. zu Bismarck (1848 bis 1888).“ 2) „Feldmarschall Moltke als Mensch und Charakter (1800 bis 1891).“ 3) „Die Schlacht von Waterloo Belle Alliance (18. Juni 1805).“ 4) „Die Schlacht von Sedan (1. September 1870). Festrede.“ 5) „Badens Anteil am deutschen Ruhmeskranz 1870/71.“ 6) „Die badische Revolution 1848/49. Erster Vortrag: Baden bis 1848. Der „Heckerputsch“ 1848. Zweiter Vortrag: „Der „Struveputsch“ im September

1848. Die große badische Revolution 1849." — 7) „Die Freiheitskämpfe gegen Karl den Kühnen (1474 bis 1477). Erster Vortrag: Die Kämpfe von 1474 an bis zur Schlacht bei Grandson, 2. März 1476. Zweiter Vortrag: Die Schlacht von Murten (22. Juni 1476) und die Schlacht von Nancy (5. Januar 1477)." — 8) „Die Juniusbriefe (1769 bis 1772) und ihr Verfasser." — 9) „Der Zug Suworows durch die Schweiz (September, Oktober 1799)." — Alle diese Werke wurden anerkennend besprochen.

Durch Vermittelung meines lieben Bruders, Geheimrat Alfred Blum in Berlin, bin ich vom April 1903 an bis gegen Ende 1904 auch ständiger Mitarbeiter der Berliner Neuesten Nachrichten gewesen. Ich lieferte ihnen monatlich zwei bis drei größere Artikel über irgend eine Zeitfrage, einen interessanten geschichtlichen Stoff, Nekrologe eben verstorbener bedeutender Männer usw.

Im Frühjahr 1904 hatte ich im Verlage von Felix Dietrich in Leipzig eine volkstümliche Broschüre über „Die Sozialpolitik Bismarcks" erscheinen lassen, die an der Hand der bisherigen bis zur neuesten amtlichen Statistik reichenden Erfahrungen den ungeheuren Segen der drei deutschen Arbeiterversicherungsgesetze Bismarcks, seines „praktischen Christentums", nachwies und dagegen die angebliche „Arbeiterfreundlichkeit" unserer Sozialdemokratie gebührend brandmarkte, die gegen diese, bis heute noch der ganzen Welt vorbildlichen deutschen Arbeiter-Versicherungsgesetze gewühlt, gehetzt und gestimmt hatte, weil diese Gesetze die Unzufriedenheit der Arbeiter mindern, die Sozialdemokratie aber nur bei Unzufriedenheit, Haß und Neid der „Genossen" bestehen kann.

Aus meinem persönlichen Leben und Wirken im Jahre 1904 ist zu berichten, daß Ende Februar unsre lieben zwei ältesten Enkelkinder Costenoble, der elfjährige Hermann und die zehnjährige Gertrud, die weite Reise zu ihren Eltern nach der Südsee Insel Saipan antraten, unter der Obhut eines früheren Zahlmeisters des Norddeutschen Lloyd und dessen Familie, mit dem unser Schwiegersohn auf seiner eigenen Orientreise Bekanntschaft geschlossen hatte. Dieser Zahlmeister mit Familie wollte sich nun selbst auf Saipan ansiedeln und holte unsre Enkel bei uns ab. Ich begleitete alle bis Liestal zum Gotthard-Schnellzug. In Genua nahmen sie dann ihre Plätze auf dem nach Ostasien fahrenden Dampfer des Norddeutschen Lloyd ein.

Am 22. April sandte ich den alldeutschen Abgeordneten des österreichischen Reichsrats ein herzliches Dankschreiben nach Wien, weil sie im Reichstag den Antrag gestellt hatten, meinem teuren Vater Robert Blum an der Stätte seines heldenmütigen Opfertodes in der Brigittenau bei Wien ein würdiges Denkmal zu errichten. Ich erhielt von diesen Getreuen eine sehr freundliche Antwort.

Im Juli und August verbrachten unsere lieben Leipziger, Schwester Ida, Tochter Ella, und die bei ihnen weilenden Enkelinnen Herta und Hilde Costenoble, ihre Sommerferien wieder bei uns. Vom 25. August bis 1. September verweilte auch unser Sohn mit seiner Gattin bei uns.

Am 1. September hatten wir die Freude, Herrn Pfarrer Dr. Ernst Buß aus Glarus als unsern Gast bei uns zu sehen, nachdem er in Basel einer Konferenz schweizerischer evangelischer Pfarrer beigewohnt hatte. Pfarrer Buß hatte nämlich (wie ich schon S. 75 kurz berichtet habe), einem der Schweizer Gymnasialvereine angehört, mit dem unser Berner Gymnasialverein kartelliert war (s. o. Bd. I, S. 151), und diese alten freundlichen Beziehungen in gelegentlichem Briefwechsel mit mir herzlich erneuert, als ich 1901 in den „Basler Nachrichten" Einiges über meine Schweizer Erziehung und Jugend veröffentlicht hatte. Ebenso der praktische Arzt Dr. med. Th. Rippmann in Sissach (Kanton Basellaud), der einige Jahre nach mir im Basler Gymnasialverein gewesen war, und mit dem ich nach 1901 herzlich befreundet wurde. Ich besuchte ihn so oft ich konnte in Sissach, auf meiner Durchreise zu meinen Vorträgen in der inneren Schweiz.

Vorträge über Robert Blums Charakter und Opfertod hielt ich im Oktober 1904 in Badisch-Rheinfelden, Säckingen und Basel, im November in Arau und Muri (Kanton Aargau). In Säckingen wohnte ich bei meinem alten Freunde Otto Bally, in Aarau bei dem lieben, mir seit Wabern vertrauten Neffen meines Waberner Erziehers, Prof. Philipp Gladbach, in Muri bei den Schwägern meines Bruders Richard, den Brüdern Alfred und Dr. Robert Glaser. Meine Vorträge ergriffen überall die Hörer tief, im Dezember 1904 auch den Arbeiterverein Niederhof bei Laufenburg.

Am 26. November 1904 sandte ich Herrn Professor Dr. Witte in Halle, dem Schriftleiter der Kirchl. Korre-

spondenz des Evangelischen Bundes, zum Abdruck in dieser Zeitschrift eine größere Arbeit von mir „Zur Naturgeschichte der Jesuiten", die an den von mir wörtlich angeführten Aussprüchen von etwa 12 jesuitischen „Seelenführern", — gebührend beginnend mit Ignatius von Loyola, — zeigt, wie der biedere Jesuitenorden denkt und lehrt über den „staatlichen Gehorsam", den „staatlichen Eid" und über „Revolution und Fürstenmord". Diese meine Arbeit wurde noch im Dezember 1904 abgedruckt und wirkte gut, wie die Wut der ultramontanen Presse bewies.

Drittes Kapitel.

Ausklang. Die Jahre 1905, 1906, 1907. Öffentliches und schriftstellerisches Wirken. Persönliches.

Zum 90. Geburtstage Bismarcks am 1. April 1905 hielt ich in Lahr (Baden) die Festrede über „Bismarcks menschliche Größe" vor einer so dichtgedrängten Zuhörerschaft, daß zu ihrer Aufnahme auch die an den Festsaal grenzenden Räume geöffnet werden mußten. Alle waren von meinem, treu nach dem Leben gezeichneten Charakterbilde Bismarcks tief bewegt, namentlich auch die zahlreich anwesenden Damen und jüngeren Leute. Denn das Fest war von dem „Liberalen Jugendverein" in Lahr veranstaltet.

Beim gemeinsamen Abendtrunk nach meinem Vortrag saß ich neben den Festpräsidenten. Davon war der eine Konrektor des Lahrer Gymnasiums, einige Jahre älter als ich, und sagte mir mit herzlichem Händedruck, zu meinem Erstaunen plötzlich: „Es freut mich ungemein, Sie nach 43 Jahren endlich einmal wiederzusehen!" Auf meine eifrig-freudige Frage, wo wir uns denn schon 1862 gesehen hätten, erzählte er mir eingehend: er sei im Sommersemester 1862 „Sprecher" (Präsident) der Burschenschaft in Freiburg (Baden) gewesen, die sich damals, mit Rücksicht auf den traurigen Bundestag, noch nicht „Burschenschaft" habe nennen dürfen, wie unser wissenschaftlicher Studentenverein „Wartburg" in Leipzig auch noch nicht, die aber schon

zu unserm norddeutschen Burschenschafts-Kartell gehört habe. Da sei denn im Sommer 1862 unser Kartelltag in Freiburg abgehalten und gefeiert worden und er habe mich als Abgesandten und Vertreter der „Wartburg" in Leipzig nun in Freiburg empfangen, aber freilich mit schwerem Herzen. Denn die biedere Staatspolizei unseres herrlichen sächsischen Ministers Herrn v. Beust habe an das liberale badische Staatsministerium Lamey in Karlsruhe schon bei meiner Abreise von Leipzig telegraphiert: Baden möge sich vor mir in Acht nehmen, ich sei ein roter Republikaner und werde in Heidelberg und Freiburg wahrscheinlich revolutionäre Reden an die Studenten halten, denn ich hätte mir schon Visitenkarten stechen lassen mit der sehr bedenklichen Inschrift: „Hans Blum, Student der unveräußerlichen Menschenrechte." Das waren natürlich nur Scherzkarten, die ich auch nur an lustige Vertraute verteilte. Da ich das aber auch unter den Burschenbrüdern in Heidelberg getan hatte, so blieb dem liberalen Ministerium Lamey nichts übrig, als an den Hochschulrektor in Freiburg zu telegraphieren: er müsse den Sprecher der Freiburger Burschenschaft sogleich unterrichten, daß die dortige Burschenschaft sofort aufgelöst werde, sowie der Leipziger Delegierte Blum, der sich dreist „Student der unveräußerlichen Menschenrechte" nenne, in Freiburg eine revolutionäre Rede halte. Meine Rede müsse auch von der Universitätsbehörde scharf überwacht, stenographiert und nach Karlsruhe eingesandt werden. Das alles habe der Freiburger Rektor dem Sprecher der Freiburger Burschenschaft auch alsbald mitgeteilt, und bei meiner Ankunft in Freiburg habe der Sprecher mich daher bang auf die Seite genommen und mich nur ängstlich gefragt, was ich beim Festkommers, wo mir eine der Hauptreden zukam, etwa sagen wolle. Darauf hätte ich ihm so kerndeutsche, vaterlands- und gesetzestreue Worte erwidert, daß er ganz beruhigt, ja begeistert und fröhlich über die bevorstehende Demütigung der reaktionären undeutschen sächsischen Spitzel gewesen sei. Und meine Kommersrede habe bei den Freiburger Behörden und in Karlsruhe denselben befriedigend erhebenden Eindruck gemacht. Ja, das Ministerium Lamey habe alsbald nachher, unter Hinweis auf meine vaterländische Rede in Freiburg, dem dortigen Rektor die Genehmigung erteilt, die Freiburger Burschenschaft nun öffentlich als solche anzuerkennen. Soviel danke mir die Freiburger Burschenschaft", schloß mein liebenswürdiger Berichterstatter diese Erzäh-

lung über Dinge, von denen ich bis dahin keine Ahnung hatte, obwohl sie mich doch zunächst angingen, und sagte dann herzlich-zutraulich: „Lieber Blum, könnten wir uns denn nicht wieder „Du" sagen, wie vor 42 Jahren?" Ich erwiderte ergriffen: „Das „Sie" ist mir schon immer schwer gefallen, seit ich weiß, daß wir alte Burschenbrüder sind!" Und nun erneuten wir die alte Bruderschaft.

Auf der Heimreise von Lahr verweilte ich einige Stunden bei meinen Lieben in Breisach, wo zur Zeit auch meine Enkelchen Herbert und Erich Costenoble einen Teil ihrer Osterferien zubrachten, und dann in Freiburg im Hause meines alten Freundes Prof. Dr. Louis Thomas.

Zu Schillers hundertjährigem Todestage, am 5. Mai 1905, hatte ich für deutsche und schweizerische Hörer, nach allen geschichtlichen Quellen und insbesondere nach den eigenen Bekenntnissen der hervorragendsten Deutschen und Schweizer, zwei ergreifende Gedenkreden vorbereitet, die „Schillers fördersamen Einfluß auf den deutschen — und schweizerischen — Vaterlandsgedanken" schilderten. Die erste dieser Reden hielt ich am 5. Mai 1905 in Badisch-Rheinfelden, auf dem großen freien Spiel- und Turnplatz vor dem neuen Schulhause vor tausenden von Zuhörern, auch den größeren Schulkindern, und allen Amtspersonen und Geistlichen der Gegend. Der herzliche Dank und Händedruck, mit dem sich auch die katholischen Geistlichen von mir verabschiedeten, bewies mir, daß kein Wort des protestantischen Redners sie verletzt habe. Ebenso freudig bewegt waren dann meine Hörer in Schweizerisch-Rheinfelden am 14. Mai und in Muri (Kanton Aargau) am 21. Mai.

Aus meinem und unserm persönlichen Leben im Jahre 1905 habe ich zu berichten, daß unser Schwiegersohn Hermann Costenoble die Insel Saipan schon im November 1904 verlassen und sich auf der amerikanischen Marianen-Insel Guam angesiedelt hatte, dort auch bald zum „Superintendenten" (Direktor) der Forst-, Vieh- und Landwirtschaft ernannt wurde, so daß unsere Tochter Gertrud Costenoble mit ihren Kindern, auch dem 1903 auf Saipan geborenen Fritzchen, Anfang 1905 auch nach Guam übersiedelte, wo sie bald zur Lehrerin ernannt wurde.

Im Sommer 1905 kamen unsre lieben Leipziger alle wieder nach Rheinfelden. Im August waren auch unsere Breisacher Lieben einige Tage bei uns.

Am 30. August 1905 machte mir der Landwehr und Reservistenverein in Badisch Rheinfelden, zum Dank für ihm gehaltene vaterländische Vorträge, die Freude, mich zu seinem Ehrenmitglied zu ernennen und mir ein schönes Diplom und Ehrenzeichen über diese Ernennung zugehen zu lassen. Am 29. Oktober 1905 hielt ich dem Verein auf Wunsch dann wieder einen Vortrag über die Schlacht von Sedan.

Auch meine Vorträge über Robert Blums Charakter und Opfertod waren im Jahre 1905 recht begehrt. So hielt ich diesen Vortrag schon am 19. Februar vor dem Arbeiterbildungsverein in Maulburg im Wiesental (Baden), am 5. November im Dorfe Möhlin, ein Stündchen von Rheinfelden entfernt, am 13. Dezember in Rheinfelden, am 17. November in Zell im Wiesental, wo ich die liebe Pfarrerfamilie Specht im besten Wohlsein traf.

Am 26. November 1905 nachmittags sprach ich in Spiez am Thuner See und am 27. November abends in Interlaken über „Schillers förderjamen Einfluß auf den Schweizer Vaterlandsgedanken". Dabei waren auch meine Reiseerlebnisse sehr nett. Ich berichtete darüber an meine Leipziger Lieben am 1. Dezember: „Nun zu meiner Berner Reise. Ich mußte am Sonntag den 26. November schon nach 6 Uhr morgens hier fort, um Spiez rechtzeitig zu erreichen, und kam dort, ohne Unterbrechung unterwegs, mittags an. Mützenberg" (unser lieber, vertrauter Wirt vom Schloßhotel Spiez, s. o. S. 77 fg.) „war am Bahnhof und nahm mich in seine Privatwohnung als Gast mit, ein altes hübsches Bernerhaus, etwa in der Mitte des Dorfes, mit reizender Aussicht auf Schloß, See und Gebirge, das an jenem Nachmittag in wunderbar herrlicher Beleuchtung strahlte, die Gipfel der Vorberge beschneit. Ich aß bei der Familie Mützenberg zu Mittag. Um 3 Uhr mein Vortrag im großen Saal des Bahnhofrestaurants. Der Saal war mit Zuhörern ganz gefüllt, vorwiegend Damen, darunter auch mein lieber Freund Pfarrer Trechsel und Frau" (s. o. Bd. I S. 131/32, die ich zuvor schon in ihrem uns seit Jahrzehnten vertrauten Pfarrhause kurz begrüßt hatte). „Mein Vortrag fand Beifall, man hätte ihn gern noch länger gehabt. Bis abends saßen wir dann mit Trechsels,

Dr. Mützenberg usw. beim Bier. Am Montag, den 27. November morgens war ich von 3/4 10 bis 11 Uhr bei Bruder Richard und seiner Frau in Münsingen. Sie waren wohl und grüßen natürlich herzlich. Dann fuhr ich nach Thun und Scherzligen mit der Bahn zurück, zu Schiff von Scherzligen nach Spiez, bei Trechsels zu Mittag. In Interlaken war mein Vortrag am Montag, den 27. abends im großen Saal des „Kreuzes". Die Leute alle sehr nett. In Bern traf ich am 28. früh nach 10 Uhr ein, an unsrer Ella Geburtstag! Von Spiez an fuhr Pfr. Max Trechsel (Reichenbach) mit mir" (der Sohn meines Freundes Pfr. Dr. Trechsel in Spiez). „In Thun stieg auch mein guter alter Freund Dr. Peter Schüpbach, den ich seit 40 Jahren nicht gesehen, in unsern Wagenabteil und fuhr mit nach Bern. In Bern war Meta Gruber" (die uns seit Jahrzehnten befreundet war) „am Bahnhof. Sie, Schüpbach und ich gingen gemeinsam bis zum Hause unsres Berner Gymnasialfreundes, jetzt Altpfarrers Albert Schorer", s. o. Bd. I S. 151. „Schüpbach kam mit zu Schorer, den wir mit Frau gesund trafen. Dann holten Schüpbach und ich unsern lieben alten Freund Großrat Kurt Demme aus dem Großratssaal ab und blieben mit ihm vereint beim Mittagessen im Bahnhofsrestaurant bis zum Abgang meines Eilzuges kurz vor 2 Uhr, der mich schon vor 5 Uhr nachmittags wieder nach Rheinfelden brachte."

Ebenso interessant waren meine Erlebnisse, als ich am 5. Dezember 1905 einen ganz neu ausgearbeiteten Vortrag über „Zwei Schweizer Vorkämpfer der Geistesfreiheit, Eduard Langhans und Albert Bitzius" (meine alten lieben verewigten Berner Freunde, s. o. Bd. I S. 161, 293 und Bd. II, S. 21 fg.) in Thun hielt. Ich schrieb darüber am 7. Dezember an meine Lieben nach Leipzig: „Nach Thun reiste ich vorgestern mittags 1 Uhr von hier und war 1/2 7 Uhr dort. Der Saal in Thun war gut besetzt, viele Damen, alle erfreut. Leider keine Alpenaussicht, auch am nächsten Morgen nicht. In Bern war ich früh nach 10 Uhr und ging zunächst zu Schorers, die ich wohl traf. Dann 3/4 12 zu Kurt Demme in den Großratsaal, da er mit mir bis zum Abgang meines Eilzuges 1 Uhr 40 Min. zusammen sein wollte. Er konnte aber aus der Großratssitzung nicht abkommen wegen einer dreitägigen Verhandlung der Sozialisten über Streiks, der ich auch eine halbe Stunde zuhörte, sehr interessant, und wobei ich die drei sozialdemokratischen Groß-

räte auch persönlich sah und hörte. Dann aß ich im Restaurant Bubenberg (beim Bubenbergdenkmal) zu Mittag und fuhr 1.40 ab. Der gute Schüpbach war unerwartet am Bahnhof, da er wußte, daß ich da sei und er in der Stadt zu tun hatte, und fragte auch, was er unseren Kleinen zu Weihnachten schenken könne?" — Das tat er immer in sinnigster und freigebigster Weise. „Ich war 4.40 nachmittags wieder in Rheinfelden.

Im Dezember 1905 hielt ich dann noch folgende Vorträge: am 10. im Dorf Möhlin bei Rheinfelden über „Meine Schweizer Jugend und Erziehung", am 16. im Arbeiterbildungsverein Oeflingen bei Brennet (Baden) über „Bismarcks menschliche Größe" und am 17. in Zell (Wiesental) einen ganz neuen, tiefergreifenden Vortrag: „Der deutsche Vaterlandsgedanke in unserer Dichtung. Von den ältesten Zeiten bis zu Bismarcks Tod."

Am 12. November 1905 hatte unser hochverehrter Pfarrer Graf in Rheinfelden (Schweiz), nach vierzehnjährigem segensreichen Wirken in unserer reformierten Gemeinde, seine Abschiedspredigt gehalten, da ihm der Dienst in unserer großen Gemeinde und unsern weit zerstreuten Zweiggemeinden (Kaiseraugst, Magden usw.) zu beschwerlich geworden war und er deshalb das leichtere Amt in Mammern (Kanton Thurgau, nahe am Bodensee) angenommen hatte. Wir standen mit ihm und seiner Gattin sehr gut, und ich empfand daher die Ehre mit besonders wehmütiger Freude, die mir unsre reformierte Gemeinde erwies, indem sie mir die Festrede auf die Scheidenden übertrug, als unsre Gemeinde am 12. November 1905 im oberen Saale des Hotel Schützen einen „Familienabend" zu Ehren der Scheidenden veranstaltete.

Satzungsgemäß war schon nach der letzten Amtshandlung unseres Pfarrers Graf am Vormittag des 12. November 1905 von unserer Gemeinde dessen Nachfolger gewählt worden, und zwar Herr Pfarrer H. Hänny aus Twann am Bieler See, Kanton Bern, der mir schon durch seine Bewerbungs- oder Probepredigt für das neue Amt und dadurch sympathisch war, daß mein seliger lieber Freund Bitzius ihn in Twann getauft hatte. Bald aber trat uns Pfarrer Hänny dadurch noch besonders nahe, daß er mit seiner liebenswürdigen jungen Gattin und seinem herzigen Bübchen Hansi als unser Mieter in das Parterrelogis unseres ersten Miethauses, unweit von unserem

eigenen Hause, gegen Ende Januar 1906 einzog und hier bis zu seinem Scheiden von Rheinfelden 1907 wohnte.

Am 27. Dezember 1905 wurde uns auf der fernen Insel Guam in der Südsee unsre jüngste Enkelin Edith Costenoble geboren.

Meine Tätigkeit im Jahre 1906 bestand hauptsächlich aus Vorträgen und größeren Arbeiten für Zeitungen und Zeitschriften.

Den ersten Vortrag im neuen Jahre hielt ich am 11. Januar in Schönenwerd (Kanton Solothurn) über „Robert Blums Charakter und Opfertod", und besuchte auf der Hinreise den Freund Dr. Rippmann in Sissach auf der Rückreise den Freund Prof. Gladbach in Aarau. Denselben Vortrag hielt ich am 11. Februar auch im Arbeiterfortbildungsverein in Wehr (Baden).

Am 18. März 1906 sprach ich im Landwehr- und Reservisten-Verein in Badisch-Rheinfelden über General York, unter Verlesung aller geschichtlich-wichtigen Szenen aus meinem vaterländischen Schauspiel „York" (s. o. S. 71 fg.).

Am 28. April 1906 hielt ich im liberalen Verein in Oeflingen meinen Vortrag „Der deutsche Vaterlandsgedanke in unserer Dichtung", zur Freude der Hörer.

Am 12. April 1906 erhielt ich durch die große Güte eines mir persönlich unbekannten Herrn Hermann Kiewy in Hamburg von diesem sechs in seinem Besitz befindliche, mir bis dahin unbekannte Briefe meiner Eltern zugesandt, alle aus dem Nachlasse des freisinnigen, meinem Vater befreundeten Sächsischen Märzministers von 1848 Oberländer und an diesen gerichtet. Die drei Briefe meiner Mutter an Oberländer waren alle erst nach dem Tode meines Vaters geschrieben und betrafen die baldige Erlangung seines letzten Briefes an sie, den sie auch erhielt, und die Überführung seiner Leiche von Wien nach Leipzig, die verweigert wurde, um nicht „Die Revolution" zu entzünden! Von den drei Briefen meines Vaters an Oberländer war der erste in Leipzig geschrieben am 27. März 1848, einen Tag vor Vaters Abreise aus Leipzig zum Frankfurter Vorparlament, 2 aus Wien vom 20. und 23. Oktober 1848, die Oberländers Vermittelung zu seiner sicheren Rückreise nach Leipzig erbeten. Von diesen drei Briefen war der erste vom 27. März 1848 der interessanteste, da Robert Blum hier die Grundlagen der deutschen Einheit in der Hauptsache

genau so entwarf, wie sie später in der deutschen Reichsverfassung von 1849 vom deutschen Parlament beschlossen und 1871 *von Bismarck verwirklicht wurde*, namentlich auch jedes revolutionäre Streben weit von sich wies. Nachdem ich von allen diesen wertvollen Briefen sofort wörtliche Abschrift genommen und sie dem gütigen Herrn Kiewy mit herzlichem Dank zurückgesendet hatte, bot ich die Veröffentlichung des Briefes Robert Blums vom 27. März 1848 mit den nötigen geschichtlichen Erläuterungen der „Neuen Freien Presse“ in Wien an, die mein Angebot auch annahm und meinen Artikel mit diesem Briefe veröffentlichte.

Inzwischen hatte ich durchaus nach amtlichen Quellen eine neue Arbeit vollendet, die ich zunächst im Druck veröffentlichen und dann auch als Vortrag benutzen wollte: „*Ein deutscher Kleinstaat nach französischem Vorbild vor hundert Jahren.*“ Es handelte sich um *Anhalt-Köthen*, dessen damaliger Fürst in Kaiser Napoleon „den größten Gesetzgeber der Welt“ verehrte und deshalb alle Gesetze und Einrichtungen der Weltmacht Frankreich ohne weiteres auf seinen Kleinstaat Anhalt-Köthen übertrug, obwohl dieser noch nicht 30000 „Untertanen“ umfaßte, während manches der 80 französischen Departements die zehnfache Einwohnerzahl umfaßte. Daraus ergaben sich dann die drolligsten Folgen und Erscheinungen für Anhalt-Köthen, so z. B. die Errichtung eines Kürassierregiments, das im ganzen aus *zwei* Mann bestand, die Verkündung der bürgerlichen und strafrechtlichen Gesetzgebung Frankreichs (der „Codes Napoleon“) als Landesgesetze für Anhalt-Köthen, ohne daß diese Mustergesetze in französischer oder deutscher Sprache auch nur bekannt gemacht wurden usw. *Die Zeitschrift* „*Welt und Haus*“ *in Leipzig druckte meine* interessante kurze *Arbeit* gern *ab*.

Das herrliche *Lebens- und Charakterbild des Großherzogs Friedrich von Baden* bot mir den schönen Stoff zu einer weiteren geschichtlichen Arbeit und einem neuen aktuellen Vortrag, da der edle Fürst im Jahre 1906 seinen achtzigsten Geburtstag und seine goldene Hochzeit feierte. Ich konnte dabei nach zuverlässigen Mitteilungen einige bis dahin unbekannte Vorgänge aus dem Leben des allezeit freisinnigen und gutdeutschen Fürsten erzählen, die ihn trefflich kennzeichneten. So war mein Bruder Richard 1862, als er am Züricher Polytechnikum studierte, an einem Frühmorgen auf den Uetliberg bei Zürich gestiegen und hier von

einem feinen, unbekannten deutschen Herrn gefragt worden, ob es wahr sei, daß ein Sohn Robert Blums in Zürich studierte. Als mein Bruder erwiderte, dieser Sohn sei er selbst, hatte der feine Herr ihn aufgefordert, sich neben ihn zu setzen und ihm recht viel „von seinem edeln Vater Robert Blum zu erzählen". Dann, als mein Bruder aufbrach, um sein Kolleg nicht zu versäumen, hatte der Unbekannte sich zur Begleitung angeboten, von seinen eigenen Begleitern mit dem kurzen Wort verabschiedet: „Sie treffen mich dann im Hotel Baur au lac" und meinen Bruder zum Mittagessen eingeladen, als sie das Hotel erreicht hatten. Mein Bruder hatte diese freundliche Einladung, da er ins Kolleg müsse, unter dem Lächeln des Herrn, und seinem heiteren Wort: „Ja, das geht freilich vor!" abgelehnt, von dem Herrn Abschied genommen und am Hotelausgang die Bedienung gefragt, wer denn der deutsche feine Herr sei? „Was, das wissen Sie nicht? Das war – das ist der Großherzog von Baden!" lautete die Antwort. Meine Arbeit erschien gegen Ende Juli 1906 in „Über Land und Meer".

Am 26. Mai 1906 gratulierte ich meinem lieben alten Freund und Burschenbruder, dem „Turnvater" Dr. med. Ferd. Goetz in Leipzig-Lindenau zu seinem am 23. Mai gefeierten achtzigsten Geburtstage.

Am 6. Juni 1906 sandte ich an den Bund der Deutschen Nordmährens in Olmütz auf dessen Wunsch ein Exemplar meines vaterländischen Schauspiels „York" mit Widmung und als das von diesem deutschen Bunde erbetene Autogramm meiner Hand mein Gedicht „Alpeneinsamkeit" (s. o. S. 237), wofür mir der Bund bei Abdruck meines Gedichtes herzlich dankte.

Mein weiteres schriftstellerisches Wirken im Jahre 1906 war hauptsächlich der eingehenden Besprechung und Würdigung hervorragender geschichtlich-biographischer Werke gewidmet, die im Laufe des Jahres 1906 erschienen, und die ich in großen deutschen und Schweizer Blättern besprach, namentlich in der verbreitetsten Zeitung der Schweiz, dem „Züricher Tagesanzeiger", der über 60000 Abonnenten zählt, teilweise auch im „Neuen Wiener Tageblatt" und der „Neuen Freien Presse" in Wien. So besprach ich von Juli bis Dezember 1906 die im Verlage von G. Reimer in Berlin erschienenen „Lebenserinnerungen von Karl Schurz", und die in demselben Ver

lag erschienenen „Lebenserinnerungen von Moritz Lazarus" (meines Lehrers in Psychologie, s. o. Bd. I, S. 198 flg.) „bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild". Ferner die 1905 im Verlag von Wiegandt & Grieben in Berlin erschienene dritte Auflage des Werkes von August Langmesser „Konrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß." Weiter das im Verlage von Georg Merseburger in Leipzig 1906 erschienene Werk „Josef Victor v. Scheffels Briefe an Karl Schwanitz (nebst Briefen der Mutter Scheffels) 1845 bis 1886." Bei Besprechung dieses interessanten Werkes veröffentlichte ich auch zwei reizende Anekdoten aus dem Leben Scheffels während seines Wirkens in Säckingen, deren Erzählung ich Säckinger Freunden von ihm und mir dankte. Endlich besprach ich noch das gegen Ende 1906 in demselben Verlag in zweiter Auflage erschienene Werk von Alexander L. Kielland „Rings um Napoleon. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien Lin. Einbandzeichnung und Buchschmuck von Max Loose." Ebenso die zweite Auflage der Moltke-Biographie meines verewigten Freundes Max Jähns.

Aus unserm persönlichen Leben im Jahre 1906 ist folgendes zu berichten.

Am 15. Juni starb in Jena die Mutter unseres Schwiegersohnes Hermann Costenoble, Frau Marie verw. Costenoble geb. Campe.

Vom 21. Juli bis 24. August verweilten unsere lieben Leipziger wieder alle bei uns, Schwester Ida, Tochter Ella, die Enkelinnen Hertha und Hilde Costenoble. Sie hatten auch die uns seit ihrer Kindheit bekannte Tochter meines Leipziger Freundes und Anwaltes Justizrat Dr. Häbler, Fräulein Lilly Häbler mitgebracht, die gleichfalls bei uns wohnte. Ferner waren mit den Unsern von Leipzig bis Rheinfelden zwei uns gleichfalls seit vielen Jahren vertraute Leipziger Damen gereist, Frau verw. Baumeister Ziem und deren Tochter, Fräulein Marianne Ziem. Sie nahmen in einem hübschen Privathaus in Rheinfelden Pension, waren aber tagsüber und abends fast immer bei uns und die Begleiterinnen auf unsern Spaziergängen und Ausflügen.

Am 7. Dezember 1906 gebar unsre liebe Schwiegertochter Hedwig Blum einen kräftigen Knaben, Rolf. Das

war für uns alle natürlich das schönste „Christkindchen" unsres Weihnachtsfestes und der beglückendste Jahresschluß.

Im Jahre 1907 hielt ich schon am 3. Januar in Schönenwerd meinen Vortrag „Zwei Schweizer Vorkämpfer der Geistesfreiheit. Eduard Langhans und Albert Bitzius," zur Freude meiner zahlreichen Hörerschaft. Auf der Hinreise hatte ich den Freund Dr. Rippmann ein Stündchen in Sissach gesprochen. In Schönenwerd traf ich den alten Waberner Freund Professor Ph. Gladbach aus Aarau, der freilich am Spätabend schon wieder nach Aarau zurückreiste. Aber am Morgen des 4. Januar empfing er mich in Aarau am Bahnhof und führte mich über die Aare in sein schönes aussichtsreiches Heim, wo ich mit seiner lieben Frau und seinen zwei, nun erwachsenen Töchtern zu Mittag aß und bis Nachmittag verweilte. Er ist wissenschaftlicher Wetterkundiger, wie kaum ein Zweiter, und sagte mir, bei noch hellem Sonnenschein, böses Schneewetter für die Heimfahrt und sehr rauhes Wetter für die nächsten Monate bis ins Frühjahr voraus, was auch vollständig eintraf. Ich erzählte der lieben Familie dagegen, zu deren großer Heiterkeit: mein siebenjähriger Enkel Erich Costenoble in Rheinfelden habe kurz vor Weihnachten, da immer kein Schnee fiel und er deshalb nicht schlitteln konnte, einen Brief an „Stank Petrus" (statt Sankt, da der Kleine immer gedruckt gelesen hatte St. Petrus) geschrieben, in dem er den Heiligen um baldigen Schnee bat und mit „Dein kleiner Dicker" unterzeichnete. Diesen Brief habe er, natürlich unfrankiert, in den Rheinfelder Postbriefkasten geworfen, und darauf sei wirklich bald Schnee gekommen. Auch habe er bald eine briefliche Antwort von Sankt Petrus erhalten, der freilich in Wahrheit Fräulein Marianne Ziem in Leipzig hieß.

Am Sonnabend den 12. Januar reiste meine liebe Frau nach Breisach zur Taufe unsres Enkels Rolf, die am Sonntag den 13. Januar stattfand. Sie traf in Breisach alle unsere Lieben wohl und kehrte am 15. zurück.

Am 14. Januar erhielt ich von meiner verehrten Freundin Frau Marie verw. Oberstleutnant Jähns die prächtige Familienchronik übersendet und zugeeignet: „Friedrich Wilhelm Jähns und Max Jähns. Ein Familiengemälde für die Freunde von Max Jähns. Als Manuskript gedruckt." Das 799 Druckseiten umfassende Werk enthält auch viele Bildnisse und ist durchweg höchst interessant. Ich dankte der verehrten Senderin herzlichst.

In den Wochen seit Auflösung des Reichstags am 13. Dezember 1906 bis zu den Neuwahlen am 25. Januar 1907 folgte ich natürlich mit größter Spannung der Wahlbewegung in ganz Deutschland und hätte mich gern so eifrig daran beteiligt, wie in früheren Jahren. Einmal wenigstens sollte mir das auch diesmal beschieden sein. Ich hielt nämlich am Sonntag den 20. Januar nachmittags in Zell im Wiesental im liberalen Verein meinen Vortrag „Ein deutscher Kleinstaat nach französischem Vorbild vor hundert Jahren" und nahm dann auf vorherige, schon in Rheinfelden an mich ergangene Einladung, an einer unmittelbar an meinen Vortrag sich anschließenden Wahlversammlung teil, in der ich, wie gleichfalls vorher ausgemacht, auch eine kurze Rede hielt, in der ich nachwies, wie der unfehlbare Papst selbst die undeutsch-kolonialfeindliche Haltung des ultramontanen Zentrums öffentlich gemißbilligt habe. Das Wahlergebnis in Zell war auch günstig. Und über den Gesamtausfall der Reichstagswahlen vom 25. Januar war ich hochbeglückt.

Zu unserer tiefsten Bekümmernis dagegen starb am 24. Februar in Freiburg (Baden) mein lieber alter Freund Geh. Hofrat Prof. Dr. Louis Thomas nach langem Leiden.

Am 4. Mai erfreute uns Bruder Alfred mit seinem lieben Besuch und blieb bis zum 5. Mai mittags bei uns. Als Geheimer und Vortragender Rat im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten reiste er nach Bern zu einer internationalen Konferenz, welche die Vereinfachung und bequemere Gestaltung des internationalen Eisenbahnverkehrs bezweckte und erreichte und bis zum 18. Mai dauerte. Dienstlicher Eilpflichten halber konnte uns Bruder Alfred auf der Rückreise leider nicht mehr besuchen.

Fast gleichzeitig mit Bruder Alfred traf ein Brief unsrer fernen Tochter Gertrud Costenoble aus dem Monat März 1907 von der Südsee Insel Guam ein, der uns die beglückende Nachricht brachte, sie werde mit einem der nächsten Dampfer von Guam abreisen und zunächst uns besuchen, dann Leipzig und Jena, im August aber freilich mit allen ihren fünf in Europa zurückgelassenen Kindern wieder die Rückreise nach Guam antreten, uns also auch unsere lieben zwei Enkel entführen. Natürlich hatten aber die Eltern das Vorrecht auf ihre Kinder, deshalb hatten wir auch schon seit Jahren darüber mit beraten, wie und in welchem Geleit unsre fünf Enkelkinder am besten und sichersten die weite

Reise nach Ostasien anträten, und ein besseres Geleit als das ihres lieben Mütterchens konnten sie ja gar nicht finden.

Am 5. Juni traf nun unsre Tochter Gertrud wirklich bei uns in Rheinfelden ein und bereitete uns nach neunjähriger Trennung ein beseeligendes Wiedersehen. Von unsern Lieben in Guam konnte sie glücklicherweise nur Gutes erzählen und verweilte dann bis zum 15. Juni bei uns, wo sie nach Leipzig reiste.

Am 20. Juli kamen unsre lieben Leipziger, Schwester Ida, Tochter Ella, und die Enkelinnen Herta und Hilde, bei uns an, am 22. kehrte auch unsere Tochter Gertrud Costenoble zu uns zurück.

Freilich verließ sie uns mit ihren vier Kindern Herta, Hilde, Herbert und Erich schon am 6. August abends zur Fahrt nach Bremen, von wo sie dann am 10. August, auch mit ihrem Söhnchen Willy, mit dem Norddeutschen Lloyd nach New-York fuhren, dann Nordamerika durchkreuzten und mit einem amerikanischen Dampfer die weite Seereise nach Guam antraten.

Von Mitte August an verweilten auch unser Sohn und seine Gattin mit ihrem lieben kleinen Rolf einige Ferienwochen bei uns.

Das ist vorläufig der Ausklang dieser Lebenserinnerungen. Naturgemäß sind die letzten Kapitel, welche mein Leben und Wirken während der Jahre meiner Rheinfelder Altersabgeschiedenheit darstellen, nicht so bewegt und interessant wie die Schilderungen meines öffentlichen Wirkens in meinen früheren Jahren. Immerhin hoffe ich, daß auch diese Darstellung der stillen Altersjahre eines einstigen deutschen Kämpfers mit freundlicher Teilnahme gelesen werden wird, denn in Untätigkeit sind ja auch diese Jahre nicht verbracht worden, wie namentlich diese nun vorliegenden „Lebenserinnerungen" beweisen und später vielleicht noch andere, schon druckfertige Werke.

Vossische Buchhandlung Berlin W. 62.

